

# Saarbrücker

# HEFTE

**STADTKÖRPER SAARBRÜCKEN.** Architektur anämisch und skrufulös, City pulsschwach, Wohnviertel degeneriert, Verkehr vor dem Infarkt, Schönheitsoperationen mißglückt, Politische Verkalkung, soziale Asthenie, ökonomische Depression, kulturelle Impotenz, mediale Schwerhörigkeit.

Polaroid – Exkursionen  
am Staden  
Minimalistische Eingriffe  
und flockige Kunst von  
Dietmar Binger

*Rettungsanker oder Galgen-  
strick*  
*Der SR am seidenen Faden*

Immer dieses Theater mit den  
Frauen  
Einseitige Einsichten einer  
Theaterfrau

*Die Überwindung zweier Pole*  
*Ein Portrait der Komponistin*  
*Aseon Han*



Anspruch und Wahrheit  
Friedel Jacob über die Ohn-  
macht der Erzieher

*Scham, Schande und die saar-  
ländische Arbeitslosenquote*  
*Abenteuerlich!*

Allzumenschlich Menschliches  
Neue Prosa von Peter Loibl

*Rezensionen zu Harig, Röm-  
bell, Frauen und Magie*

Heft 70  
Dezember 1993

# Impressum

Saarbrücker Hefte Nr. 70, Dezember 1993

**Herausgeber:**

Verein Saarbrücker Hefte e.V.

**Geschäftsführende Redaktion** (verantwortlich):

Dirk Bubel, Uwe Loebens, Bernd Nixdorf

**Redaktion:**

Stefan Fricke, Achim Huber, Josef Reindl, Dietmar Schellin, Dietmar Schmitz, Ralph Schock, Carola Schweizer, Reinhard Wilhelm

**Redaktionsadresse:**

Dudweilerstraße 22, 66111 Saarbrücken, Telefon (06 81) 39 95 14

**Verlag:**

Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH, Sauer Milchstraße 14, 66564 Ottweiler, Telefon (0 68 24) 20 97

**Satz und Druck:**

Ottweiler Druckerei und Verlag GmbH

**Verkaufspreis:**

14,50 DM (Doppelheft 18,- DM)

**Jahres-Abo:**

22,- DM (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Verlag.

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Redaktionsadresse.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

**Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:**

Margot Behr, Dirk Bubel, Stefan Fricke, Günther Grewer, Marlene Grund, Hans Horch, Friedel Jacob, Hans-Georg Klein, Martina Krawulsky, Peter Loibl, Josef Reindl, Dietmar Schellin, Dietmar Schmitz, Hans de Waardt, Horst Wagner, R. George, P. Williams.

**Die Fotos dieser Ausgabe stammen von folgenden Fotografinnen und Fotografen:**

Brigitte Engnerand, Hans Horch, Uwe Loebens, Johannes Petrenz privat.

**Titelbild:**

Uwe Loebens

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir: der Landeshauptstadt Saarbrücken  
der „Arbeit und Kultur Saarland GmbH“ und dem Sparkassen- und Giroverband.

# SAARBRÜCKER HEFTE

# Inhaltsverzeichnis

<b>Editorial</b>	3	<b>Diskussion</b>	
<b>Stadtkörper Saarbrücken</b>		<i>Hans-Georg Klein:</i>	
<i>Hans Horch:</i>		Rettungsanker oder Galgenstrick?	65
Reanimation oder Leichenschändung?	4	<i>Martina Krawulsky:</i>	
<i>Horst Wagner:</i>		Immer nur lächeln!	71
Stellungnahme des Baudezernenten	13	<i>Stefan Fricke:</i>	
<i>Dietmar Schellin im Gespräch</i>		„Sinnig zwischen beiden Welten“	76
<i>mit Johann Peter Lüth:</i>		<i>Friedel Jacob:</i>	
Tee gedeckter Kuchen, Stadt	16	Die Ohnmacht der Erzieher	79
<i>R. George P. Williams:</i>		<b>Literatur</b>	
Stadtplanung und -entwicklung in San Fransisco	28	<i>Peter Loibl:</i>	
<i>Dietmar Schellin:</i>		Von Mensch zu Mensch	83
FußgängerLückenGeschäftsstraßeSaarbrücken	32	<b>Rezensionen</b>	
<i>Josef Reindl:</i>		<i>Dietmar Schmitz:</i>	
Bürgerpracht und Bluff-Gewerbe	39	Durchglüht von Erinnerungen...	90
<i>Hans Horch:</i>		<i>Margot Behr:</i>	
Stadtbahn gegen Autowahn	47	„Ach, vergeblich dieses Fahren!“	92
<i>Architekten-Gespräch:</i>		<i>Marlene Grund:</i>	
„Also muß es doch schlechte Häuser geben“	50	Genauso alt wie Männer	94
<b>Galerie</b>		<i>Hans de Waardt:</i>	
<i>Dietmar Ringer:</i>		Hexerei an der Saar	95
„Polaroid-Exkursionen“	60		

Lafontaine

## Falschmünzer am Werk

Massive Kritik an der Wirtschaftspolitik des saarländischen Ministerpräsidenten Oskar Lafontaine üben Saarbrücker Wissenschaftler. In der neuesten Ausgabe der eher linksorientierten Zeitschrift *Saarbrücker Hefte*, die von der SPD geführten Stadt Saarbrücken finanziell unterstützt wird, werfen die Soziologen Josef Reindl und Hans Günter Grewer dem Finanz- und Wirtschaftsexperten der Bundes-SPD <sup>industriepolitisches</sup> Versagen vor. Im Saarland (Arbeitslosenquote: 7,6 Prozent) seien „Falschmünzer am Werk“, die „das Wort vom symbolischen Gehalt der Politik als Ersetzung von Politik durch Symbole verstanden haben“. In Lafontaine sehen die Kritiker „weniger den charismatischen und ideenreichen Politiker“, sondern „vielmehr einen begnadeten Gag-Produzenten und Selbstdarsteller“. Das „Kartell der Traumtänzer“ schwelge in unerfüllten Ansiedlungserwartungen und offenbare damit ein „ausgeprägtes Wunschdenken und mangelnden Realitätssinn“. Auch am Saarstahl-Konkurs trage die Landesregierung Mitverantwortung: Ihren Anteil (27,5 Prozent) habe sie „nicht im entferntesten genutzt, unternehmenspolitisch mitzureden“.

DER SPIEGEL 27/1993

Daß der Spiegel schneller ist, haben wir nie bezweifelt. Daß er aber drei Tage vor Erscheinen unserer letzten Ausgabe nebenstehenden Artikel brachte, das hat uns doch vom Redaktionsschemel gehauen. Nicht so sehr wegen der erfreulichen publicity (das hat man ja selten in diesem Herzen Europas), auch nicht wegen des unaufhörlichen Schrillens des Telefons (Staatskanzlei, Kultusministerium, Stadtpressestelle und sonstige Hühnerhöfe), – nein, vielmehr wegen der offenkundigen Fehlinformation in diesem Artikel. Das Saarland würde sich wahrlich glücklich schätzen, wenn die Arbeitslosenquote nur 7,6% betragen würde. Als Überschrift mußte dann auch noch ein Name herhalten, der in unserem Heft höchstens am Rande vorkommt. Schließlich ging es um Wirtschaftspolitik. In diesem Zusammenhang war Oskar Lafontaine – zumindest in unseren Beiträgen – eine vernachlässigbare Größe.

Die kleine Spiegel-Notiz sorgte auch bei der Saarbrücker Zeitung für große Aufregung. Die Wirtschaftsredaktion wollte so schnell wie möglich ein Heft haben, um so schnell wie möglich eine Rezension bringen zu können. Tatsächlich hat sie sich in den folgenden Wochen und Monaten reichlich des Heftes bedient, – die Rezension steht jedoch noch immer aus.

Die hiesigen Redakteure haben unsere Zeitschrift immerhin gelesen. Vom taz-Korrespondenten kann man das nicht behaupten. Fünf Monate nach Erscheinen des Heftes begnügte er sich damit, die alte Spiegel-Notiz wiederzuverwerten.

So kommt es, daß sowohl taz als auch Spiegel übereinstimmend die SAARBRÜCKER HEFTE als „eher linksorientiert“ einstufen. Was immer das heißen mag – für uns ist es allemal interessant, aus so kompetentem Munde so fundiert charakterisiert zu werden.

Das vorliegende Heft ist die Nummer 70 und zugleich unsere zehnte Ausgabe. Vor fünf Jahren haben wir mit einer Doppelnummer begonnen. Das Thema damals: „Veränderung der Stadtlandschaft“. Das Thema heute: „Stadtkörper Saarbrücken“. Wir würden diese Zeitschrift nicht machen, wenn wir nicht auch bei einem bereits klinisch Toten noch eine Diagnose erstellen und eine aussichtslose Therapie empfehlen könnten.

Der Kreis schließt sich. Die nächste Ausgabe wird wieder eine Doppelnummer sein. Aus organisatorischen Gründen ist das notwendig, weil wir unseren Erscheinungsrhythmus umstellen wollen. Die Doppelnummer erscheint im September 1994, alle folgenden Hefte dann jeweils im März und September. Das vorliegende Heft wird sie hoffentlich über die kleine Pause hinwegtrösten.

Dirk Bubel

# Reanimation oder Leichenschändung?

Saarbrückens City soll städtisch werden

Von Hans Horch



Große Ereignisse werden dieser Stadt prophezeit: *Urbanität* soll ins Geschäftsviertel zurückkehren, ja dort – dort! – soll über bloße *Zivilisation* hinaus *Kultur* gedeihen, indem nämlich *alle sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Wesensträger* durch *Vernetzung* und *Selbstgestaltung* und *Bündelung* und *Integration* dem *vitalen Kraftfeld* Stadt eine für alle spürbare *Mitte* geben. Das meint jedenfalls der Baudezernent, der, vielleicht liegt's am Namen, das künftige Saarbrücken gar schon als *Gesamtkunstwerk* vor sich sieht. (1)

Was ist's, was von solch' dröhnender Zukunftsmusik angekündigt wird? Der Vorhang geht auf, die Scheinwerfer gleisen: Saarbrückens City bekommt eine Fußgängerzone. Davon gibt's von Emden bis Passau und von Stralsund bis Villingen-Schwenningen schon eine ganze Menge, ohne daß auch nur eine davon einem Geschäftsviertel neues städtisches Leben eingehaucht hätte. Doch das wird in Saarbrücken anders. Hier wird trotz *Minus-eins-Führungen* und trotz *Reduzierung der MIV-Querungen* ein staunendes Publikum herangeführt werden, das sich alsdann an *fassadenbegleitenden Auskragungen*, an *Interpretationen des „Loggia“-Gedankens* (die Rede ist von den Arkaden der Bahnhofstraße), an der *Betonung eines historisch belegten Selbstverständnisses* (wiederum der Bahnhofstraße), an *konstruktiv-formalen Weiterentwicklungen gebäudetypologischer Bedeutungen* und an *Kunstobjekten* erfreuen wird, um schließlich auf Sitzelementen zu ruhen, welche im *Dialog mit Baumgruppen* stehen, die gar – oh Ihr Götter Griechenlands! – zu *hainartigen Plätzen des Verweilens* werden.

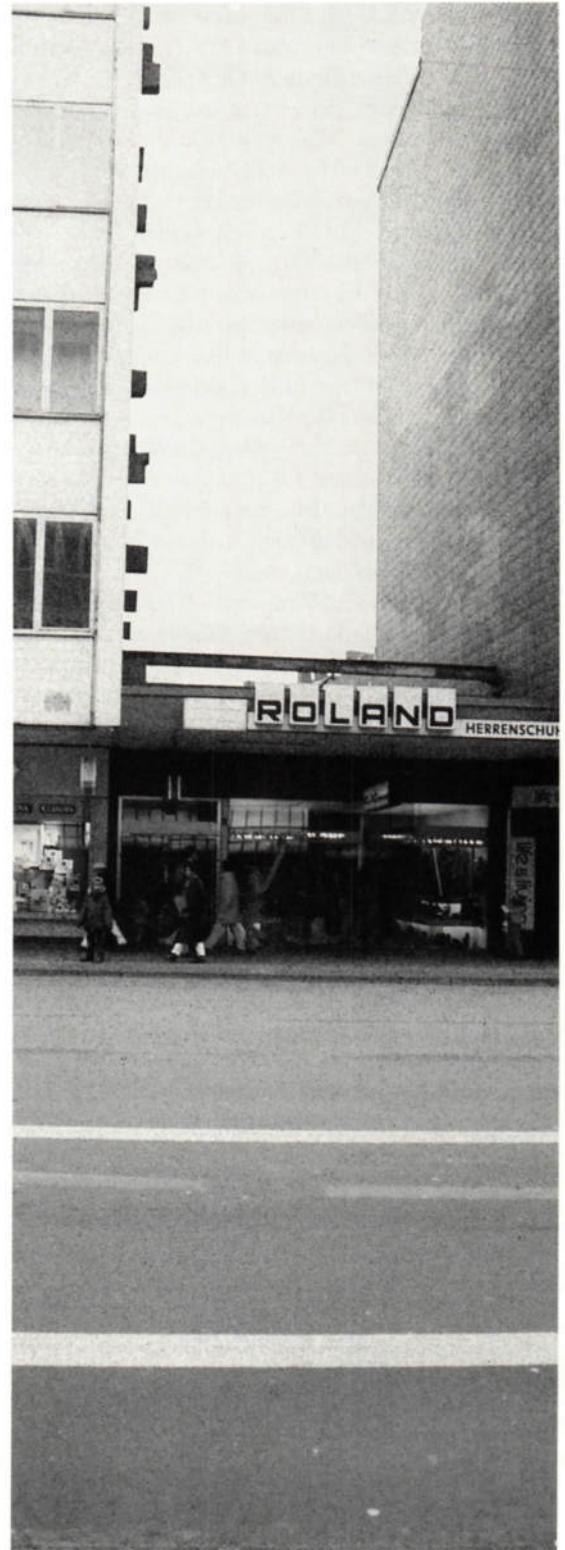
Trotz ihrer unfreiwilligen Komik gibt die erhabene Rede des Baudezernenten etwas preis, wider Willen zwar, aber immerhin. Wenn da hartnäckig Kultur, Kommunikation, Urbanität beschworen werden, so hat sich doch wohl eine ferne Ahnung eingestellt, daß den durchkommerzialiserten Innenstädten Charakter und Atmosphäre abhanden gekommen sind, und daß das auch damit zusammenhängen könne, wie die städtischen Gesellschaften sich auf die Bauten und Räume der Stadt beziehen und wie Bau und Organisation der Stadt der dort hausenden Gesellschaft Pfade vorzeichnet. Der bürokratische Duktus des Stadtplaners jedoch trampelt die keimende Erkenntnis, da er sich vor ihr fürchtet, wieder platt. Sein Jargon ist dem des staatssozialistischen Wirtschaftsplaners nicht zufällig ähnlich: In ihm spiegelt sich der Ärger, daß sich soziale Gebilde nicht vom Steuerpult aus dirigieren lassen wie Maschinen. Wer aus einem Wimpel ein Winkelement macht, der hat offensichtlich

Angst, ein despektierlicher Bürger könne sich damit die Nase putzen, und wer *temporäre Aktions Schwerpunkte* organisiert, der hat offenbar feste Vorstellungen davon, was wann und wo los zu sein hat in der Stadt. So wie der modernen Stadtplanung ein tiefes Mißtrauen gegen das Spontane, Unkontrollierbare, Wildwuchernde der Städte innewohnt, so ist ihre Sprache von dem bellenden Imponiergehabe, das selbst aus einer armen Straßenbahn ein *schienengebundenes öffentliches Nahverkehrsmittel* machen muß.

### Tot oder lebendig?

Der Anspruch der Saarbrücker Stadtverwaltung ist es, die City zu revitalisieren. Dieser Anspruch kommt dem Versuch gleich, das Wunder des Lazarus in den Schatten zu stellen. Er kann nur erhoben werden von Menschen, die den Unterschied zwischen tot und lebendig nicht mehr kennen, von Apparatschiks eben. Saarbrückens City – gemeint ist das Geschäftszentrum, also die Bahnhofstraße und das Gebiet zwischen Berliner Promenade, Betzenstraße, Kaiserstraße und Reichs- und Viktoriastraße – ist in den vergangenen Jahrzehnten so gründlich moderner Stadtentwicklung unterzogen worden, daß vielfältiges soziales Leben dort nie wieder heimisch werden wird. Mag sein, daß die Kundenfrequenz sich dort durch allerlei Firlefanz erhöhen läßt – einen städtischen Charakter bekommt die City dadurch noch lange nicht. Dieser hängt nicht von der Zahl der im Zentrum versammelten Menschen ab, sondern von der Qualität dessen, was sie tun. Stuttgarts Königsstraße ist eine ausgesprochen langweilige Veranstaltung, auch wenn ihre Kundschaft die der Saarbrücker Bahnhofstraße um ein Vielfaches übertrifft.

Was ist das, eine lebendige Stadtmitte? Sie ist immer zuerst ein Zentrum des Handels, denn die Stadt lebt seit jeher vom Markt. Eine lebendige Stadtmitte ist aber auch, man stelle sich vor: bewohnt. In lebendigen Städten gehen abends die Lichter an. Nicht nur die Neonreklamen, sondern die in den Fenstern der oberen Stockwerke. In lebendigen Städten bewegen sich Menschen, denen man ansieht, daß sie im Zentrum zu Hause sind. Sie sind gleichsam die Gastgeber, und auch in der ruhigsten Stunde der Nacht kann der Besucher des Zentrums darauf vertrauen, nicht allein zu sein. Im Zentrum versammeln sich Menschen der umliegenden Viertel (die ihrerseits mehr sind als bloße Schlafquartiere), Angehörige aller Klassen und Schichten, aller Milieus, aller Generationen, aller Lebensstile. Der städtische Platz war zwar



zuerst Marktplatz, er war immer aber auch Versammlungsort. Das Zentrum ist den Städtern der gemeinsame Salon, in dem die Bewohner der unterschiedlichen Wohnviertel sich begegnen und über ihre Unterschiedlichkeit hinweg sich ihrer Zusammengehörigkeit vergewissern. Städter suchen die Öffentlichkeit, das Zentrum ist ihr Forum.

Was städtische Öffentlichkeit heißen kann, läßt sich exemplarisch studieren an einer in Italien mit Fleiß praktizierten Institution: dem corso. Am späten Nachmittag, vor allem samstags, strömt man zusammen, Cafés und Kneipen sind unwichtig, man geht auf der Straße auf und nieder, sieht und wird gesehen, präsentiert das neue Kostüm und den alten Verlobten, schwatzt, tratscht, beklagt das Wetter, die Inflation und den neuen Oberbürgermeister, es wird geflirtet und angebandelt, neue Mode wird vorgeführt und alte verteidigt, man trifft Bekannte, die einem Bekannte vorstellen.

Südliche Lebensart? Von wegen. Den corso gab es vor der Zerstörung durch den „Wiederaufbau“ auch in Saarbrückens Bahnhofstraße, er hieß in wörtlicher Übersetzung „die Rennbahn“. In die – man stelle sich vor: dicht auf dicht bewohnte – Innenstadt kamen Menschen von nah und fern, um sich dort zu treffen, ihre knappe Freizeit dort zu verbringen.

Heute begegnet man im Zentrum nur noch Menschen, die möglichst schnell von dort weg wollen. Aus guten Gründen. Die City ist, dem Ideal moderner Stadtplanung folgend, auf eine einzige „Funktion“ reduziert. Die Bewohner sind vertrieben. Sie ist ein einziges straff durchorganisiertes Großkaufhaus, und sie hält nur noch zwei soziale Rollen bereit: die des Kunden und des Verkäufers. Die Rolle des städtischen Bürgers ist nicht mehr zu vergeben. Hier soll, ohne Zeitverlust, ohne überflüssiges Menscheln, möglichst viel möglichst schnell gedealt werden. Daran gemahnt den Besucher alles, was er sieht. Es sind Waren und Reklamen, von denen kein Ornament und kein nichtkommerzielles Element ablenkt. Und die gesamte Organisation der Innenstadt läßt keinen anderen Gedanken aufkommen als den: kaufen, verkaufen, abhauen. Die Kaufhäuser sind weit entfernt von den traditionellen Märkten, die wir auf unseren Ferienreisen bewundern, weil dort im dicksten Trubel Gelassenheit herrscht. Sie sind rationalisiert wie Fabriken, bis hin zu den Fließbändern, die die Kunden transportieren, und dem Display an der Kasse, das die lästige Pflicht des Grüßens übernimmt. Treffen Sie einen Bekannten, so wird Ihre Unterhaltung gestört durch die ansteckende Hektik ringsumher

und die Anrempeleien belästigter Kunden, denen Sie im Weg stehen. Kaufhausflure sehen zwangloses Stehenbleiben nicht vor. Fallen Kassiererin und Kundin, weil sie sich zufällig kennen, aus der Rolle und tauschen sie ein paar Nachrichten aus über den Gesundheitszustand ihrer Omas, so beginnt die wartende Schlange giftig zu zischen. Hier wird gekauft und verkauft, sonst nichts, alles andere stört.

Der St. Johanner Markt übrigens, heute weithin als die Mitte Saarbrückens wahrgenommen, ist zwar eine im Vergleich mit anderen Städten recht angenehme, weil relativ kommunikative Institution. Er ist aber kein Zentrum im eigentlichen Sinne, sondern ebenfalls ein höchst einseitiges Ergebnis der „Funktionstrennung“: ein pures Kneipenviertel. Längst ist vergessen, daß der Markt einmal einen ganz typischen Beitrag zu einer richtigen Stadtmitte geleistet hat: Er war die Heimat der armen Leute, als diese noch nicht in Betonstagen draußen vor der Tür abgelagert wurden. Und ganz nebenbei war er das Zentrum der Prostitution, bevor der urbanistische Fortschritt diese in die „Eros-Center“ und in die Durchgänge der neuen Hauptpost abdrängte. Während sich in vielen anderen Innenstädten Läden und Kneipen noch mischen und dadurch abends etwas Leben in die Bude bringen, sorgt der St. Johanner Markt erst recht dafür, daß sich das Saarbrücker Geschäftsviertel abends leert. Um ein wirkliches Zentrum abzugeben, ist er außerdem zu klein. In zehn Minuten hat sich's mit dem Flanieren, und das vermindert die Chancen, sich zu begegnen. Vor allem aber ist der Markt nicht der Ort, wo sich ganz Saarbrücken trifft, er ist die Schaubühne eines recht eng abgegrenzten Milieus und nur weniger Generationen.

**Exkurs:** Wieso der moderne Urbanismus reaktionär ist

So einseitig und so streng reguliert ein Aufenthalt im Geschäftsviertel ist, so unfreundlich sind die Gesichter und die Bewegungen der Insassen. Über allen Innenstädten, die bloß noch Einkaufszentren sind, liegt Gereiztheit. Dies ist besonders in Deutschland so, wo dank der Kriegszerstörungen die modernen Stadtplaner am kräftigsten durchgreifen konnten.

Deren zentrales Dogma ist das der „Funktionstrennung“, das vorschreibt, das Wohnen, das Arbeiten, den Handel, die Unterhaltung, die kulturellen Veranstaltungen in strikt voneinander getrennte Bezirke zu verweisen. Diese Idee kam nicht von ungefähr. Die vormodernistischen Innenstädte hatten ihren Charakter, aber dafür zahlten sie einen hohen

Preis: Sie waren laut, sie stanken, die Vielfältigkeit der Aktivitäten strapazierte die öffentlichen Einrichtungen, die Straßen waren eng und dunkel und die Wohnungen meist nicht in bester Verfassung. Anstatt nun aber vorsichtig mit Harke und Schere zu gärteln, setzten die Modernisten zum Kahlschlag an. An die Stelle kunterbunter Biotope setzten sie ein Nebeneinander von Monokulturen: Geschäftszentren, Gewerbegebiete, Schlafstädte, Kneipenviertel, „Kulturmeilen“. In der idealen Stadt der Modernisten ist der Mensch an jedem Ort immer nur eins: ein Kunde, ein Arbeiter, ein Angestellter, ein Familienvater, ein Zecher, ein Theaterbesucher. In jeder einzelnen Rolle wird ihm wiederum im Detail vorgegeben, was er zu tun hat: Dem Arbeiter führt das Fließband den Arm, dem Angestellten das Programm den Kopf, der Weg durchs Kaufhaus – das Verkehrsleitsystem hat ihn hergeführt – ist dem Kunden durch die Präsentation der Waren vorgezeichnet, in den Wohngebieten kann man sich im Kreise der Lieben entspannen, aber man kann nicht einmal um die Ecke in eine Kneipe entkommen, und die Wohnungen sind so genormt, daß jeder Sitz- und Liegeplatz und jeder Weg zwischen Tisch und Bett vom Architekten vorweggenommen ist.

Daß die Menschen einseitig zurechtspesialisiert, daß ihre Aktivitäten durch enge Rahmensetzungen gelenkt werden, das gehört wesentlich zum Charakter dieser Gesellschaft. Die modernen Urbanisten haben diesen Trend nicht erfunden. Aber sie haben ihn dort, wo man sie ließ, rigoros übertragen aus der Welt der Produktion und der Bürokratie auf die der unmittelbaren Kommunikation und des nicht von Geld und Vorschriften regulierten, nicht organisierten gesellschaftlichen Verkehrs.

Die einseitige Dominanz des Kommerzes hat alle anderen Qualitäten des Innenstädte erdrückt: den Raum der öffentlichen Kommunikation wie die sozialen Netzwerke unter den Einwohnern: die Treffpunkte der Alten in Läden und auf Plätzen etwa, die Jugendcliquen, die Nachbarschaften. Was vormoderne städtische Biotope wild wachsen ließen, wird heute administrativ – und mit zweifelhaftem Erfolg – substituiert: An die trostlosen Verwahranstalten des Stadtrandes klopft die kommunale Seniorenmoderatorin (keine Parodie, das Wort gibt's!), in den Jugendzentren werden authentische gesellschaftliche Erfahrungen durch pädagogischen Heckmeck ersetzt. Verlorene Geselligkeit soll erzwungen werden von einem stehenden Heer von Sozialarbeitern, die ob ihres chronischen Mißerfolges selbst notorisch therapiebedürftig sind.



Indem der moderne Urbanismus den Widerspruch zwischen ökonomischer und bürokratischer Welt und den spontan bewegten oder durch ungeschriebene Konventionen geregelten Sphären und der Öffentlichkeit einebnete, nahm er den Städten die Dynamik, die sie in der Geschichte zu den Pflanzstätten von Zivilisation und individueller Freiheit hatten werden lassen. Die spezifisch städtischen Widersprüche von Macht und Geld und von Solidarität und Geist, von „harten“ (ökonomischen und politischen) und von „weichen“ (kulturellen, religiösen, moralischen) Prinzipien der gesellschaftlichen Synthese hatte, öffentlich ausgetragen, die westliche Welt den Weg finden lassen zu einer Gesellschaftsformation, die als primäres Medium der Herrschaft die rohe Gewalt – immerhin – durch soziale Abhängigkeiten ersetzt hat. Die eindimensionalen Städte der Gegenwart produzieren keine zukunftsweisenden Spannungen mehr; sie vollziehen immer gleiche Systemzwänge: Posthistoire. Der Baron Haussmann, der breite Boulevards durch mittelalterliches Gassengewirr bekanntlich auch deshalb schlagen ließ, weil man dort besser mit Kanonen aufs aufsässige Volk schießen konnte, er war ein Waisenknabe im Vergleich mit den modernen Urbanisten: Die verhindern, daß sich Volk als Volk überhaupt erst konstituiert.

Der Sieg des modernen Urbanismus über die Stadt kommt einer späten Rache der Provinz gleich. Sein Sieg verdankt sich der Taktik des trojanischen Pferdes. Er brachte die Todfeinde der Stadt mitten in ihr Zentrum: Uniformität und Widerspruchslosigkeit.

## Kultiviertes vs. funktionalistisches Bauen

Indem kapitalistische und administrative Rationalität die nichtinstrumentelle Gesellschaftlichkeit der Städte erdrückte, wandelte sich die Art des Bauens in grundlegender Weise. Sehr schön läßt sich dieser Bruch am Saarbrücker Beispiel illustrieren. Hier müht man sich derzeit, das wirkungslose bürokratische Instrument der „Gestaltungssatzung“ schwingend, den Hauseigentümern und Geschäftsleuten der Bahnhofstraße ein Mindestmaß von Gemeinsamkeit

in der Ausschmückung ihrer Fassaden aufzuzwingen. Der Mißerfolg der Aktion steht längst fest.

Betrachtet man dagegen Fotos der alten Bahnhofstraße der Vorkriegszeit (oder durchwandert man die halbwegs erhaltenen Altbaugebiete – Rathausplatz, Nauwieserviertel, Mainzerstraße, Staden, Triller), so wird man feststellen, daß die Bauherren des neunzehnten und des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts ganz ohne jeden administrativen Zwang einem gemeinsamen Stil folgten, sich aufeinander abstimmten, ihren Vierteln ein harmonisches Gepräge gaben und durch den überlegten Bezug ihrer Gebäude aufeinander öffentliche Räume schufen, die gegenseitige Rücksichtnahme symbolisierten: Diese Gebäude respektierten sich gegenseitig wie höfliche und wohlgezogene Menschen, die Atmosphäre zwischen ihnen war von einer gewissen Wärme.

Anders die (Um-)Bauherren der fünfziger und sechziger, teilweise noch der siebziger Jahre, deren Schandtaten bis heute das Bild der Innenstadt bestimmen. Sie verwandelten Saarbrückens Zentrum in ein Sammelsurium von beziehungslos herumstehenden Kästen und Wackelbuden, deren Fassaden in reihenweise angeordnete Karrees gegliedert sind, als gelte es, Bürokraten und Militärs zu erfreuen, und deren schönste Ornamente jene wundervoll praktischen Aluminium- und Kunststoffüberzüge sind, die sich in kürzester Zeit in Schrott verwandeln. Die jetzt einzig noch zählende „Funktion“ der Innenstadt, der schnelle und massenhafte Warenumsatz, ließ die Gebäude selbst bald aussehen wie die ramponierten Kartons eines hastig geräumten Warenlagers. Altbaumodernisierungen brachten die grotesksten Stilwolvertungen hervor: In die Reste gutbürgerlich gediegener Fassaden wurden Ramschläden eingehämmert, deren Proportionen sich zu denen der alten Substanz etwa so harmonisch verhalten wie der Versuch, mit einer Kettensäge das Cello zu streichen. Da nun jeder sein Grundstück ausschließlich nach bornierten Verwertungsmaßstäben nutzte, ohne die geringste Rücksicht auf die umliegenden Gebäude zu nehmen, verloren sich die öffentlichen Räume. Wo nicht gerade langweilige Würfel sich aneinanderreihen, da stehen Gebäude jeder Größe und Form und Uniform nebeneinander, als hätten sie nichts miteinander zu tun. Wer dort umherblickt, wird von der konzentrierten Kotzbrockenarchitektur – hat er nicht Eternit auf der Seele – so abgestoßen, daß er eilig den Kopf senken und sich dem Studium der festgetretenen Kaugummireste widmen wird. (Weshalb das Baudezernat zu beglückwünschen ist zu seinem Ent-

schluß, dem Bodenbelag der Fußgängerzone erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Vielleicht sollte die Stadt ein paar Pflastermaler einstellen?)

Ganz offensichtlich – und archäologisch ablesbar an den verschiedenen Jahresringen Saarbrückens – hat sich die Einstellung grundsätzlich geändert, mit der Bauherren und Architekten ans Werk gingen. Vor dem „Wiederaufbau“ wurde die Stadt anscheinend nicht nur als Markt, sondern als öffentliches Medium zur Bildung von Gemeinsamkeit und zur Bestätigung von kulturellen und sozialen Botschaften begriffen. Vor den Augen des versammelten Publikums wollten die Bauherren nicht bloß als marktschreierische Verkäufer dastehen, sondern als Honoratioren, als Respektspersonen, die sich als solche zur Einhaltung einer gemeinsamen architektonischen Kleiderordnung verpflichteten. In der Gemeinsamkeit des Stils spiegelte sich bürgerliches Standesbewußtsein, in der bewußten Bildung wohnlicher öffentlicher Räume drückte sich Verantwortung gegenüber der Stadt als Ganzem aus, und die Sorge um eine reputierliche Selbstdarstellung stellte klar, daß nicht nur die Gesetze des Geschäftslebens gelten sollten, sondern darüber hinaus Regeln eines kultivierten Zusammenlebens.

Leider waren diese Regeln die einer höchst repressiven Moral, und die politische Ideologie, die sich im historistischen Stil – exemplarisch im Rathaus und seiner Umgebung – ausdrückte, war die des nach innen autoritären und nach außen aggressiven Wilhelminismus. Es gibt also keinen Grund, guten alten Zeiten nachzutrauern. Es bleibt aber festzustellen, daß in der vormodernistischen Zeit die Stadt auch Medium einer kollektiven kulturellen Selbstverständigung war. In der Ära des modernen Urbanismus ist die Stadt als kulturelles Medium zerfallen, sie ist reduziert worden auf einen rein ökonomischen Funktionszusammenhang. Ihre Fähigkeit, andere als bloß zweckrationale Orientierungen zu bilden, indem sie die Widersprüche zwischen Ökonomie und Ästhetik und Moral wachhielt, hat sie verloren. Sie hat die repressive Botschaft der alten Stadt keineswegs durch eine aufgeklärte Botschaft ersetzt, sie hat die kulturelle Botschaft überhaupt abgeschafft.

## Die Krise der City

Kaum waren die Cities in Drive-in-Discount-Läger verwandelt, mußten die Kaufleute schmerzlich erfahren, daß die Zerstörung der spezifischen Stadtkultur sich ökonomisch gar nicht so auszahlte wie

erhofft. Fast alle deutschen Innenstädte bekamen, kaum daß sie auf ihre Monofunktion festgelegt waren, Umsatzprobleme. Besonders stark war dies in Saarbrücken der Fall, wo die Zuwächse erheblich zurückblieben gegenüber den benachbarten Mittel- und Kleinstädten und den zwischenzeitlich am Stadtrand entstandenen Megamärkten. Das war kein Wunder. Wenn die Innenstadt nichts weiter zu bieten hat als Einkaufsstreß, so können die Kunden auch auf Nebenzentren ausweichen oder auf die geschlossenen Kleinwelten der Einkaufszentren, die nicht nur bequemer zu erreichen sind, sondern für viele Besucher offenbar die verlorene Einheit von Markt und Geselligkeit – wie artifiziell auch immer – substituieren können.

Als die Provinzialisierung der Innenstädte sich auf Ladenkassen und Stadtsäckel auszuwirken begann, begannen auch die hilflosen Versuche, den Zentren administrativ Flair und Ambiente zu verordnen. Aber man mochte die Parkhäuser noch so bunt anmalen, Farbe brachte das nicht in die Stadt, und die Dixieband am „Familienschnuppertag“ trug eben nicht zur Entspannung der Mienen und zur Abrüstung der Ellbogen bei. Die „Möblierungen“ der öffentlichen Räume, ihre liebevolle Verzierung mit dem, was der Kulturvollzugsbeamte für Kunst hält, all das konnte die Eindimensionalität der Cities so gut kaschieren wie der Gipslöwe die Kleinbürgerlichkeit des Vorgartens vergessen macht, oder wie die Zimmerpflanze Wohnlichkeit in die Gefängniszelle bringt. Wenn man die Leiche schminkt, zeigte sich, wirkt sie nur noch schauerlicher.

Immerhin führte die Krise der City dahin, daß die Kaufhäuser begannen, ihre Bauten in einen gepflegteren und repräsentativen Zustand zu bringen. In Saarbrücken ging das, bei Karstadt, zunächst noch einmal gründlich schief. Die Architekten, die nichts weiter als Lagerhallen zu bauen gelernt hatten, klotzten eine zwar teure, aber erdrückende und düstere Bastion in die Altstadt. Dagegen zeigten sich Sinn, C & A und P & C schon von einer freundlicheren Seite.

Aber leider genügte das nicht, um die City wenigstens im warenästhetischen Sinne aufzumöbeln. Ihre Erscheinung ist noch immer geprägt von der praktischen Billigbauweise der ersten drei Wiederaufbaujahrzehnte und vor allem auch von der Tatsache, daß hier Boden und Raum verplempert werden wie in keiner vergleichbaren Stadt. Die als Geschäftsviertel ausgewiesene Zone ist in Saarbrücken um einige Nummern zu groß ausgefallen für eine nur mäßig prosperierende Region. Saarbrückens Waren-



schlag könnte auf der Hälfte der vorhandenen Fläche abgewickelt werden. So kommt's, daß schon unmittelbar an die Bahnhofstraße angrenzende Gassen, ablesbar an der Miethöhe, als Randlage gelten. Während es allenthalben an Gewerbeflächen mangelt, finden sich zwischen Bahnhof- und Kaiserstraße weitläufige und bloß extensiv genutzte – und entzückend anzuschauende – Hinterhöfe; Baulücken und Behelfspavillons reichen der „Stadt im Aufwind – lebendig, innovativ, weltoffen und liebenswert gemütlich“ zur Zierde. Das Geschäftsleben findet meist ebenerdig statt, der „Investitionsdruck“ genügt nicht, die Gebäude in die Höhe wachsen zu lassen, ja er erzwingt nicht einmal eine intensive Nutzung der vorhandenen Obergeschosse, die, obwohl die Mieten dort – im zentralsten Zentrum! – manchmal zwölf DM pro Quadratmeter nicht übersteigen, so schwer an den Mann zu bringen sind, daß sie nicht selten leerstehen oder als Rumpelkammern genutzt werden.

Infolge zu geringer bzw. auf zu großer Fläche verstreuter Investitionen wird die Innenstadt ihre Gammelbudenatmosphäre nicht los, und dies führt wiederum dahin, daß der prosperierende freiberufliche Mittelstand mit seinen Büros abwandert in die citynahen Altbaugebiete. Deren Bewohner, die bei den Mieten mit den abschreibungsbegünstigten Unternehmen nicht mithalten können, werden in die Außenbezirke umgesiedelt, wo Städter zu Dörflern umerzogen werden, während die angenehmsten Wohnungen der Stadt nur noch während der Bürostunden genutzt werden und die schönsten Wohnquartiere sozial ebenso verkümmern wie die Innenstadt.

Dieser Prozeß wäre leicht umkehrbar. Zu den wenigen wirksamen stadtpolitischen Instrumenten gehört das Verbot der Zweckentfremdung von Wohnraum. Konsequenterweise angewendet könnte es Investitionen in die Innenstadt zurücklenken, wo reichlich Platz ist und wo, wenn schon die Blühträume der Revitalisierung nicht reifen, ein paar halbwegs ansehnliche, den Repräsentationsbedürfnissen florie-

render Kleinunternehmen angemessene Neu- und Umbauten das Erscheinungsbild der City wenigstens dem Niveau Restwestdeutschlands annähern könnten. Warum es dazu nicht kommt, darüber macht sich Josef Reindl in diesem Heft Gedanken.

## Vom Massenramsch zur „Kaufkultur“

Die Kaufhausneu- und -umbauten der letzten Jahre (das PK wird demnächst nachziehen) haben eine neue, ehrgeizigere Phase der City-Architektur angekündigt. Im Jargon: „Kaufkultur“ hält Einzug. Das ist, man wird bescheiden, ein Fortschritt. Doch leider haben Architekten, Stadtplaner, Stadtpolitiker und Großbauherren das kultivierte Bauen so gründlich verlernt, daß es wohl noch lange dauern wird, bis sie auch nur bloß nach den Maßstäben der Warenästhetik den Städten etwas mehr Atmosphäre geben können. Jahrzehnte der Kritik haben wenig daran zu ändern vermocht, daß die zeitgenössischen Innenstädte notorisch langweilig und kalt wirken. Ganz offensichtlich gehört zu einer nach funktionalistischen Kriterien segmentierten Gesellschaft, daß der Sektor derer, die über das Aussehen der Städte entscheiden, sich zusammenschließt zu einem gegen den Rest der Welt abgekapselten, sich vor eigenen Erfahrungen und fremden Meinungen schützenden Kartell.

Wohin solcher Autismus führt, läßt sich in Saarbrücken an zwei Exempeln aufzeigen. Da ist zunächst der Bahnhofplatz. Dessen Gestaltung – ein Sechziger-Jahre-Schuppen als Hauptbahnhof, ein Nazipalast als Bahndirektion, Trümmerwüsten und Neubauten – wurde allgemein als Zumutung empfunden. Vage erinnerte man sich, daß manche Städte ihre Gäste freundlicher empfangen.

Dann wurden, mit erheblichem Aufwand, „Saar-Galerie“ und Hauptpost gebaut. Die Chance indes, dabei dem Platz einen angenehmen Charakter zu geben, wurde vertan. Plätze, die diesen Namen verdienen, entstehen, wenn mehrere unterschiedliche, doch zusammenpassende Gebäude, die im Karree oder im Kreis stehen, sich gegenseitig anschauen. Schon gegen diese simple Grundregel wurde verstoßen: „Saar-Galerie“ und Hauptpost zeigen dem Bahnhof die kalte Schulter. Dieser selbst, Bahndirektion und Post sind abends allenfalls im Erdgeschoß beleuchtet, sie bilden hohe dunkle Mauern. Den Besucher, der aus dem Bahnhof tritt, empfängt der Anblick vergitterter Fenster in langer Reihe. Ein gläsernes Dach darüber – samt Wachturm – läßt auf die Existenz von Galerien schließen – und die fatale As-

soziation stellt sich ein, daß die aus amerikanischen Kriminalfilmen wohlvertrauten Gefängnisse nach einem ganz ähnlichen Schema konstruiert sind wie dieser Tempel gehobenen Konsums. Anscheinend hat der Wunsch, Mieter und Kunden festzuhalten, den Architekten so stark regiert, daß er selbst bei der Wahl der Materialien und der Beleuchtung sich vom Gefängnisvorbild hat leiten lassen.

Um seine Freiheit besorgt, wendet sich der Besucher nach rechts. Dort droht er von einer finsternen Schlucht verschlungen zu werden oder aber von dem automatisch sich aufklappenden Maul eines mit schweren Eisenschienen armierten, trotz reichlicher Verglasung fensterlos wirkenden Hochbunkers von enormer Wucht: der Hauptpost. Deren Schalterhalle ist beherrscht von Rollgittern und Eisernen Vorhängen, und ein Plakat droht dem Besucher: Hier kommst Du erst wieder 'raus, wenn Du uns ein paar Hundert Quadratmeter der Bürofläche abgemietet hast, die wir in unserer Großmannssucht zuviel gebaut haben.

Der Bahnhofplatz bildet ein Tor zur künftigen Fußgängerzone, ein zweites entsteht vor dem St. Johanner Markt. Gegenüber Karstadt wird sich ein weiteres Monument zeitgenössischer Baukunst erheben, ein Haus, das meine These vom Autismus des Baukartells in wünschenswerter Deutlichkeit stützt. Sein Architekt hatte die Wahl, sich zu orientieren am Rathaus, einem wilhelminischen Kitschhaufen, an Karstadt, einem typischen Produkt der grobianischen Mode der Siebziger, oder an den verschandelten Resten der auf das achtzehnte Jahrhundert zurückgehenden Stadterweiterungsbauten der Bahnhofstraße. Zugegebenermaßen eine undankbare Aufgabe, jedoch kein Grund, sich dafür zu entscheiden, Karstadt ein Pendant zu geben und die unterirdische Passage dort, nein, nicht etwa zuzuschütten, sondern zu erweitern. Mit dem ganzen Fingerspitzengefühl, zu dem ein sensibler Baumeister fähig ist, legte er dem denkmalgeschützten Haus Nr. 26, dem Eiscafé Jesolo, einen schützenden Mantel um, der leider so kleidsam und wärmend ausfiel wie die Garotte am Halse des Delinquenten.

So zu bauen, setzt eine schon beachtliche Sturheit voraus. Auf saarländisch könnte man von „Gradseläds“-Architektur sprechen. Konsequenterweise wurde exakt das durchgezogen, wogegen feinnervigere Zeitgenossen seit langem protestieren, konsequent wurde jede Chance, Teile der Innenstadt wohnlicher zu gestalten, mißachtet. Gegenüber Karstadt könnte man sich eine Zeile vorstellen, die modern, jedoch in For-

men, Dimensionen und Gliederungen am dort erhaltenen Stengelbau orientiert sein könnte, und die so für Kaufleute und Kunden sicherlich attraktiver wäre als der geplante Großklotz, dessen einzige ökonomische Chance darin bestehen wird, der „Saar-Galerie“ die Mieter abspenstig zu machen.

Würde man den geplanten Rathausanbau an der Betzenstraße entlangziehen, anstatt ihn quer über den Platz zu stellen, und ließe man einen Durchgang im Erdgeschoß, so könnte man anstelle der nun in der Betzenstraße vorgesehenen vergrößerten Bushaltestelle einen ruhigen Innenhof gewinnen, der, mit ein paar Bäumen, Bänken und Wackelpferdchen für die Kinder versehen, eine Alternative zum umtriebigen St. Johanner Markt abgeben könnte.

Vor solch naheliegende und laienhafte Gedanken aber hat ein unbarmherziges Schicksal den Ideenwettbewerb gestellt und damit ein Hohes Konzilium von Sach- und Fachpreisrichtern, die ausnahmslos dem Baukartell angehören, und die nach vielen Sitzungen und sorgfältigen Erwägungen, nach schlaflosen Nächten, streng objektiven Kriterien folgend und ganz unabhängig von Interessensverfilzungen und alten Kumpaneien ihre salomonischen Urteile sprechen.

## Wir Fußgängerzonen

Mit der Entscheidung, die Bahnhofstraße zur Fußgängerzone zu machen, folgt Saarbrücken wieder einmal längst ausgetrampelten Pfaden. Jeder weiß, daß Fußgängerzonen die Monotonie der Innenstädte noch unterstreichen und daß sie alle Städte gleichmachen, jeder weiß, daß Fußgängerzonen eben nicht dazu beitragen, die Cities nach Geschäftsschluß zu beleben. Und doch: Wahlen stehen bevor, die Verwaltung muß dringend beweisen, daß sie etwas tut für die Stadt.

Dabei hat sie sich mit der Bahnhofstraße ein denkbar ungeeignetes Objekt ausgesucht. Den ureigensten Zweck der Fußgängerzone, den des Schaufensterbummels, verfehlt diese schon deshalb, weil die einst mit hohem Aufwand eingebauten Arkaden nun dem auf der Straße spazierenden Kunden, wenn er kein gutes Nachtglas mit sich führt, den Blick auf die Auslagen erschweren.

Die (O-Ton Baudezernent) *Aufenthaltsqualität der horizontalen Flächen* wird dem Betrachter verdorben durch den Wunsch, die vertikalen hochzugehen aus Wut über deren Gestaltung. Die geplanten „Möblierungen“ werden das Schicksal all dieser untauglichen



Versuche teilen, Geselligkeit in die längst ungesellig gewordenen Warenabfertigungszonen zu bringen. Die Konkurrenz des nahegelegenen St. Johanner Marktes wird verhindern, daß wenigstens die Gastronomie der Unwirtlichkeit der Innenstadt abhilft.

Verkehrspolitischer Widersinn offenbart sich schon in den Publikationen der Stadt, die zum einen die Verkehrsberuhigung in der Bahnhofstraße preisen und zum andern die Vielzahl der Parkplätze in ihrer Nähe. Was bislang die Bahnhofstraße entlangrollte, kommt nun auf dem Umweg über die Stadtautobahn auf gleich drei Kreuzungen als Querverkehr wieder zurück. Damit wird der Weg der Fußgänger ständig unterbrochen, die Wege der Autos zu ihren Stellplätzen verlängern sich. Und so, wie Saarbrücken nun einmal beschaffen ist, vermißt man die Autos vor allem des Nachts in der Bahnhofstraße. Dort werden Autos dann eben nicht als störend empfunden. Sie sind nach Geschäftsschluß das einzig belebende Element, und nachdem sie verschwunden sind, wird die Bahnhofstraße während der Dunkelheit vollends zur Geisterbahn, die entlangzulaufen schon einigen Mut erfordert.

Auch am ökonomischen Sinn der neuen Fußgängerzone kann gezweifelt werden. Es erscheint als unwahrscheinlich, daß die Umsätze dort so steigen werden, daß die Kosten der Umwandlung jemals wieder als Gewerbesteuer in die Stadtkasse zurückfließen. Vor allem muß bestritten werden, daß es die Aufgabe der Stadt ist, zusätzliche Kunden in die Bahnhofstraße zu treiben und damit die Grundeigentümer, die für das charmante Aussehen unserer „Flaniermeile“ verantwortlich sind, auch noch zu belohnen. Diese haben ihre Monopolstellung in der Vergangenheit gründlich ausgenutzt: Sie erhalten für Verkaufsraum hohe Mieten, egal, wie ihre Buden aussehen, und entsprechend ist auch der Zustand der Gebäude. Will also die Stadtverwaltung schon ins innerstädtische Geschäftsleben eingreifen, so müßte sie dafür sorgen, daß die Bahnhofstraße Konkurrenz bekommt, etwa indem die Dudweilerstraße aufgewertet wird durch eine menschenfreundliche Gestaltung des Beethovenplatzes.



## Die Stadt als Automat

Drei bescheidene Wünsche habe ich in diesem Aufsatz angemeldet: daß Büroraum in der City neu gebaut statt durch Wohnraumzerstörung gewonnen, daß der Beethovenplatz zu einem freundlichen Ort umgestaltet und daß der Architekt der Rathaus- bzw. Karstadterweiterung vom Teufel geholt werde. Viel verlangt ist das nicht, aber auch dies Wenige würde mir nur vergönnt sein, wenn dieser Text ein Märchen wäre.

Denn offensichtlich waltet in der Stadtentwicklung eine Gesetzmäßigkeit, die selbst kleinen, leicht denkbaren, ganz und gar nicht „utopischen“ Verbesserungen jede Realisierungschance verstellt. Längst haben die Mechanismen der funktionellen Stadt auch die gefangengenommen, die noch immer als „Entscheidungsträger“ gelten, obwohl sie bloße Sachzwangsverwalter sind. Wer überwiegend davon lebt, nachzuvollziehen, was ihm von einem dichten Netz von unveränderlichen Notwendigkeiten vorgeschrieben wird, der wird seine seltenen Chancen, Phantasie und Selbständigkeit zu beweisen, zielstrebig verpatzen. Die funktionelle Stadt ist ein Automat. Sie verurteilt die Stadtpolitik dazu, ihre schiere Existenz ideologisch zu legitimieren durch die permanente Ankündigung von „Innovationen“, die tatsächlich

nichts weiter sein können als Schaumschlägerei.

Die funktionelle Stadt bestimmt die Cities zu Monokulturen, in denen – setzt man die entsprechende Menge Kunstdünger und Pestizide ein – Kommerzbäumchen blühen und sonst nichts. Alle Versuche, diese Monokulturen als üppige Gärten zu verkaufen, bleiben durchsichtige Propaganda. Die funktionelle Stadt leidet notorisch an ökonomischer Auszehrung: Die aufwendigen Infrastrukturleistungen, die sie notwendig erbringen muß, und der gewaltige administrative Apparat, der zunehmend spontane Gesellschaftlichkeit ersetzt, sind ebenso teuer wie der Boden, den die „Funktionstrennung“ verschlungen und damit verknappt hat. Bodenpreise und Abgaben treiben die Unternehmen auf's flache Land und in die Billigsteuerrländer. „Standortpolitik“ erschöpft sich im Drucken bunter Prospekte und in großspurigen Ankündigungen, denen gewöhnlich wenig folgt. Die funktionelle Stadt, die jeden Weg zwischen den säuberlich getrennten Sphären des Wohnens, des Arbeitens, des Einkaufens, des Bier- und Kulturkonsums zur Auto- oder Straßenbahnfahrt werden läßt, treibt unaufhörlich die Verkehrsprobleme hervor, die nicht lösbar sind, aber so hübsch von einer Stelle zur anderen verschoben werden können. Die funktionelle Stadt bezahlt ihren Verlust an Gesellschaftlichkeit mit der Neurotisierung ihrer kleinbürgerlichen Vorstadtbevölkerung und der Verrohung der in die realkapitalistischen Plattenbausilos gesperrten Underdogs. Sie organisiert „soziale Arbeit“, die nichts weiter ist als soziale Mängelbewirtschaftung.

Die verselbständigten Problemkonstellationen der funktionellen Stadt sind zu ihrer äußeren Natur geworden, zu unbeherrschbaren, schicksalhaften Mächten. Bürokratie und Stadtpolitik überleben durch Anpassung und Auslese: Sie tun, was eh geschieht, und ziehen sich das Personal heran, das sich gerne blamiert, wenn es dafür ein angemessenes Schmerzensgeld erhält. Sein Imponiergehabe ist der angemessene Ausdruck seiner Impotenz. Der Administration steht, da die Stadtgesellschaft zersplittert und die städtische Öffentlichkeit zerstört ist, kein Gegengewicht mehr entgegen, das sie zur Vernunft bringen könnte. Paradox und doch nicht: Seit die Administration ihren Widerpart, die städtische Gesellschaft, in alle Winde zerstreut hat, hat sie ihre Macht über die Stadt verloren.

(1) Die kursiv gesetzten Zitate stammen aus LHS Saarbrücken, Fußgängerzone Bahnhofstraße. Vorplanung, Juli 1992, und diess., Städtebaulicher Ideenwettbewerb „Innenstadt“, o. J.

# Stellungnahme des Baudezernenten

## Zur Neugestaltung Bahnhofstraße

Von Horst Wagner

### Allgemeine städtebauliche Betrachtungen:

Die Qualität städtischen Lebens läßt sich unter anderem an dem Maß der erreichten „Urbanität“ feststellen.

„Stadt“ bedeutet lebendige Vielfalt, die sich unter die unterschiedlichsten Formen von Nutzerinitiativen in hierfür geeigneten Räumen einstellen kann – die Qualität dieser urbanen Strukturen wird an dem erreichten Grad der Vernetzung aller sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Wesensträger bei gleichzeitiger Beachtung der jeweiligen Wechselwirkung von Mensch und Umwelt zu messen sein.

Das vitale Kraftfeld Stadt ist immer Stätte der Begegnung, des Austausches und der Kommunikation. Vielfalt und Individualität werden durch Bündelung und Integration von Produktion, Handel, Dienstleistung, Wohnen und Freizeit in dem Gesamtbereich des städtischen Lebens gesichert.

Eine der wichtigsten Kulturaufgaben der Stadt ist ihre Selbstgestaltung. Der öffentliche Raum mit seinen Straßen, Plätzen und Grünanlagen hat dabei eine besondere Bedeutung. Es zeigt sich nämlich zunehmend, daß der öffentliche Raum allein zum Funktionsträger der motorisierten Fortbewegung, nicht aber der Begegnung geworden ist. Die Stadt muß wieder als Schauplatz des öffentlichen Lebens gleichsam als Bühne der Bürger zurückgewonnen werden. Straßen und Plätze werden nur dann Aktionsraum für die *res publica*, wenn dort lebendige Vielfalt herrscht und niemand ausgegrenzt wird. Die Aufenthaltsqualität der horizontalen Flächen ist eine wichtige Voraussetzung für jede Form der Urbanität.

Urbanität setzt stadträumliche Qualität voraus. Sie allein ist ein wichtiger Gradmesser des politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Wertes einer Stadt.

### Gestaltungsziele:

Die Bahnhofstraße in Saarbrücken spielt im Bewußtsein der Bürger eine besondere Rolle, da sie seit Jahrzehnten als die Einkaufsstraße in Saarbrücken und darüber hinaus gilt. Mittlerweile erweckt sie den Eindruck einer Konsumrennbahn mit überwucherndem Reklamerummel, in der anscheinend nur noch der Massenumsatz zum Gradmesser einer „Kaufkultur“ geworden ist.

Die daher dringend notwendige Gestalt- und Funktionsveränderung darf keine ortsfremde Atmos-

phäre zum Ziel haben, sondern insbesondere die Steigerung der bereits festzustellenden Identifikationsmerkmale bewirken. Hierzu zählen z. B. die weitläufigen Kolonnaden, die sozusagen als halböffentliche Zonierung den Zutritt zu den Geschäften und Läden markieren.

Eine unpersönliche und ausschließlich konsumorientierte Zone, die die plumpe Trivialität einer Budenmentalität zur Schau stellt, ist ebenfalls nicht Planungsziel und wird der historischen Bedeutung der Bahnhofstraße als wichtiger urbaner Teilbereich der Innenstadt nicht gerecht.

Der verfügbare Raum als mögliche Stadtmitte im Sinne städtischer Atmosphäre bedarf der Nutzungsvielfalt wie etwa: Verweilen, Begegnung und Austausch (Kommunikation), Kunst usw. Vielleicht sollte die zukünftige neue Bahnhofstraße nicht „Fußgängerzone“ werden, sondern die „Fußgänger- geschäftsstraße“ in axialer Ausrichtung, räumlich gegliedert und für andere Bewegungen als nicht nur die des Gehens geeignet sein: Fahrradfahren, Andienung (Ver- und Entsorgung incl. Anwohner), Beförderung (Taxen für Behinderte, Krankentransporte usw.), Notdienste (Polizei, Feuerwehr, Katastrophenschutz usw.), Hotelzufahrten usw. und jeweils in angemessener Geschwindigkeit.

Dieses Mehr an „Bewegung“ eröffnet die Chance einer vitalen Urbanität durch Vernetzung und versöhnt außerdem durch den vielfältigen Beitrag in Abhängigkeit zu der umgebenden räumlichen Maßstäblichkeit.

Einfache und ruhige Natursteinbeläge mit ebener Oberfläche berücksichtigen räumliche Bezüge wie Straßeneinmündungen, Querungen oder Maßstabsprünge in den Vertikalen, wobei grundsätzlich die Dreischiffigkeit des axialen Raums gewahrt wird. Letzteres wird durch unterschiedliche Verlegearten, Farbwechsel und die Verwendung eines Rinnenformsteines erreicht. Das zur Anwendung gelangende „Topstoneverfahren“ (Natursteinbetonverbund) vereint hohen ästhetischen Anspruch mit sehr guter Gebrauchsfähigkeit. Die so entstehende, eher zarte Belagtextur wird die Fläche strukturieren und diese als Raumfigur im Sinne eines öffentlichen „Innenraums“ erlebbar machen.

Nach Farbbild, Plattengröße, Verlegeart und Oberflächenbeschaffenheit wird die Belagsart des Bemusterungsfeldes 2 (von der Viktoriastraße aus gesehen) angestrebt. Dies entspricht den mehrheitlich vorgebrachten Wünschen und Hinweisen u. a. auch von dem Verein für Einzelhandel und Gewerbe.



Neutrale, lichtdurchlässige, freistehende Überdachungselemente – gleichsam als Interpretation des „Loggia“-Gedankens – betonen später an wenigen, aber markanten Stellen räumliche Zäsuren.

An diesen definierten Orten sind witterungsgeschützte Querungen möglich – aber auch temporäre Aktionsschwerpunkte organisierbar. Lichtdurchlässige, zum Teil gewölbte Dachelemente betonen die Einmündungsbereiche der Seitenstraßen und vervollständigen die Kolonnadenzonen. Gleichzeitig erlangt der axial ausgerichtete Straßenraum eine ortsspezifische originäre Struktur, die in hohem Maße zur Steigerung der Identifikation mit dem Ort „Bahnhofstraße“ beiträgt.

Eine zurückhaltende, qualitativ hochwertige, aber sparsame Möblierung steht im Dialog mit Baumgruppen, die ihrerseits nicht der Ausschmückung dienen, sondern ebenfalls Gestaltungselemente sind. Die zu wählende Baumart sollte in der Kontinuität der für Saarbrücken typischen städtischen Vegetation stehen. Pflanztechnische Vorteile (Einsatz großer Exemplare), Robustheit und formale Einflußmöglichkeit (Schnittbild) sind zu beachten. Das Erscheinungsbild der Ruhezone wird durch den Jahreszeitzyklus der Vegetation bestimmt werden.

Die maßvoll dimensionierten Baumgruppen werden zu „hainartigen Plätzen des Verweilens und der Kommunikation“. Die hierfür notwendigen Sitzelemente müssen hohen funktionalen und formalen Ansprüchen genügen. Gleiches gilt auch bei der immer wieder schwierigen Lösung der Beleuchtungsfrage. Zur Vermeidung störender Masten werden formal anspruchsvolle Lichtobjekte an Kragarmen entlang der Fassaden montiert.

Neben maximal 2–3 anspruchsvoll zu gestaltenden Gastronomiestützpunkten und den wenigen Baumgruppen werden als weitere integrale Bestandteile der

axialen Raumzonierungen Kunstobjekte zu stehen kommen können. Sowohl dem spielerischen Element „Wasser“ (Brunnenanlagen und Wasserstein) als auch Skulpturen werden pointierte „Orte“ zugewiesen, die sie im Verlauf der Jahre besetzen können. Aus der „Konsummeile“ kann durch die angestrebte Vernetzung von Kultur und Kommerz eine sehr originäre „Erlebnismeile“ werden.

Reklameschilder und Schrifttafeln sollen in Zukunft den Fensterrhythmus in den Fassaden nicht sprengen, sondern auf die Qualität der Gesamtanlage Rücksicht nehmen. Die hierfür notwendige Gestaltungssatzung liegt zur Beschlußfassung vor.

Für den MIV stehen weiterhin ca. 5.000 Ein- und Abstellplätze in zumutbarer fußläufiger Entfernung zur Bahnhofstraße und Seitenstraßen zur Verfügung. Ein Parkleitsystem wird die störungsfreie und unkomplizierte Erreichbarkeit derselben gewährleisten. Das Straßenbahnkonzept wird den MIV-Druck abbauen und einen streßfreien sowie komfortablen Stadtbesuch ermöglichen.

Neben der Minus-eins-Führung des MIV am Bahnhofsvorplatz Süd muß auch eine Reduzierung der MIV-Querungen in der Bahnhofstraße von jetzt drei auf maximal zwei angestrebt werden.

Die vorliegenden Umgestaltungsplanungen für die Bahnhofstraße berücksichtigen Vorgenanntes und eröffnen heute den Weg zu einer neuen Stadtmitte. Diese neue Stadtmitte wird ihr historisch belegtes Selbstverständnis, ergänzt durch aktuelle großstädt-räumliche Qualität, ihrerseits ausgewiesen durch eigene Originärlösungen, überzeugend darstellen können.

Es verbleibt die Zuversicht, daß sich die privaten Hausbesitzer ihrer Eigentumsverpflichtung stärker bewußt werden und ihre Gebäude dem neuen ästhetischen Anspruch anpassen. Die Stadtverwaltung,

vertreten durch das Baudezernat, steht jederzeit und gerne beratend zur Verfügung.

## Realisierung:

In weitestgehender Abstimmung mit IHK und dem Verein für Einzelhandel und Gewerbe wurden die Umbau- und Zeitpläne entwickelt. Oberstes Ziel ist es, die Gesamtmaßnahme in angemessen kurzer Gesamtbauzeit durchzuführen und dabei die Unannehmlichkeiten auf ein unabwendbares Mindestmaß zu beschränken.

Unter der Voraussetzung, daß die notwendigen Ratsbeschlüsse im Herbst 1993 erfolgen können, ist der Baubeginn zum frühestmöglichen Zeitpunkt, etwa im Verlauf des Februar 1994 – entsprechend Witterung – vorgesehen. Die Gesamtbauzeit umfaßt nach Erfahrungswerten vergleichbarer Maßnahmen den Zeitraum von ca. 32 Monaten, bis 15. Oktober 1996. Eine Reduzierung um ca. 8–10 Monate wird derzeit angestrebt. Jede weitere mögliche Kürzung der Gesamtbauzeit wird nicht unversucht bleiben. Die Vorgehensweise in Bauabschnitten garantiert die permanente Erreichbarkeit (Andienung) aller Geschäfte und eine flexible Reaktion auf „Unvorhergesehenes“. Ein erster Bauabschnitt umfaßt in zwei Teilbereichen (Süd und Nord) die Kolonnadenzonen, so daß bereits das Weihnachtsgeschäft 1994/1995 bei umgestalteten Belägen für den Fußgänger völlig störungsfrei verlaufen kann.

In den weiteren Bauabschnitten werden, beginnend mit dem Platz vor Saarberg, die einzelnen Zonierungen in axialer Ausrichtung umgebaut.

Die gesamte Baumaßnahme ist auch mit den Durchführungsplänen „Rathausblockbebauung“ abgestimmt.

Der Busverkehr verbleibt vorerst in Abhängigkeit zu der beabsichtigten Umzonierung Kaiserstraße im noch nicht umgebauten Südbereich Bahnhofstraße. Sobald eine Verlagerung des Busverkehrs in die Kaiserstraße Sinn macht, sollte dies umgehend geschehen.

Für die Umgestaltung der Seitenstraßen in Richtung Kaiserstraße und zur Berliner Promenade sind bereits Vorplanungen, Kostenschätzungen und Zeitraster als Entscheidungsgrundlagen in Vorbereitung.

Nach Schließung der Bahnhofstraße am 13. August 1993 für den MIV (Motorisierter Individualverkehr) als Durchgangsverkehr, was aus technischen (Veränderung von Kreuzungsbereichen und Ampel-

schaltprogrammen) und ökonomischen (Nutzung der Sommerferien und Eingewöhnungszeit bis zum Weihnachtsgeschäft 1993/94) Gründen erfolgt ist, verbleiben alle Parkhäuser und andere Parkmöglichkeiten (5.000 Parkplätze) in der City uneingeschränkt erreichbar. Das bereits in der Installation befindliche Parkleitsystem entlang eines „Cityrings“ wird den Parksuchverkehr drastisch mindern und einen reibungslosen Verkehrsfluß gewährleisten.

In der somit folgerichtigen Übergangszeit bis zum eigentlichen Umbaubeginn Februar 1994 wird die Bahnhofstraße selbstverständlich nicht den Grad einer städtebaulich befriedigenden „Fußgängergeschäftsstraße“ haben können, sondern sie wird sich vorübergehend (Übergangslösung) eher als eine verkehrsberuhigte (MIV), vielfach nutzbare Fläche mit flexibler Teilmöblierung herausstellen können.

Die Umbaukosten Bahnhofstraße werden nach der gültigen Straßenausbaubeitragssatzung (Strabs) unter Beachtung der besonderen städtebaulichen Bedeutung des Straßenraumes (Ausbau, Art und Maß der Nutzung) durch eine Einzelsatzung „Bahnhofstraße“ behandelt.

Der zu erwartende und berechtigte Hinweis auf die angespannte Haushaltslage der Landeshauptstadt Saarbrücken darf nicht davon abhalten, Investitionen dort zu tätigen, wo sie nach absehbarer Zeit indirekt durch gestärkte Kaufkraft und durch Auftragsanreicherungen zurückfließen. Unabhängig davon ist es unstrittig, daß Attraktivitätsverluste in urbanen Strukturen zu Defiziten in der Ansiedlungsbilanz und zu denkbar ungünstigen Bedingungen jeder Wirtschaftsförderung geführt haben.

Gleichwohl ist bei dem anstehenden Innenstadtbau das Gebot der Wirtschaftlichkeit in allen Phasen anstehender Entscheidungen sorgfältig zu beachten.

Natürlich muß in diesem Zusammenhang auf die durch die projektierte Stadtbahn neu zu erschließenden Besucher- und Kundenpotentiale aus der angrenzenden Region hingewiesen werden.

Auch und insbesondere unter dem Aspekt des zukünftigen Anschlusses der Landeshauptstadt Saarbrücken an das internationale Schienennetz bedarf es eines ästhetischen Erscheinungsbildes, welches dem politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Anspruch der Messe- und Universitätsstadt Saarbrücken gerecht werden kann.

Es gilt *jetzt* die Chance zu nutzen, verlorenes Terrain auf den Sektoren urbaner Attraktivität und kreativer Vitalität zurückzugewinnen.

# Tee, gedeckter Apfelkuchen, Stadt.

„Nicht unbedingt schön aber lebendig“/  
... für ein „Schrittmaß des Menschen“/  
... gegen „Anästhesie“.

Johann Peter Lüth im Gespräch mit Dietmar Schellin.



**HEFTE:** Mir passiert in Saarbrücken eines immer wieder, nämlich daß ich als Nichtsaarländer angesprochen werde, man hört das ja an der Sprache. Und wenn ich dann zugebe, daß ich aus Freiburg, davor Konstanz, zugezogen bin, also aus einer touristisch-idyllischen, auf den ersten Blick gelungenen Stadt mit ihren Bächlein, Münster undsoweiter, kommt oft die Nachfrage, wie man aus einer solchen Stadt ausgerechnet nach Saarbrücken ziehen kann. Und komischerweise fragen das nur Saarländer. Mich wundert das ein bißchen, und ich muß das dann immer auch ein bißchen dementieren, teils weil ich ja zu Gast bin, aber auch weil ich der Meinung bin, daß Saarbrücken wirklich eine Menge für sich hat. Nicht nur das barocke Erbe, das Schloß mit seiner modernen Interpretation, oder die Häuser aus der Jahrhundertwende. Ich denke da auch an das gut funktionierende Nauwieser Viertel, an den zwar recht einseitigen, aber doch sehr deutlich angenommenen Marktplatz, – und an eine ganze Reihe guter neuerer Einzelbauten, die Sparkasse in der Eisenbahnstraße, die neue Polizei an der Mainzerstraße, um nur zwei zu nennen. Wenn man nun dazunimmt, daß die Saarländer ihr Land und alles Saarländische ganz besonders mögen, und eigentlich sehr ortsbezogen sind, dann hat das, scheint mir, etwas Paradoxes. Und ganz entsprechend paradox finde ich, daß die Saarbrücker – sagen wir mal – Entscheidungsträger sich zu der Stadt, zum Gebauten fallweise, aber doch irgendwie systematisch wie orientierungslos verhalten, und gebaute Zusammenhänge beim Planen einfach ignorieren. Eine Orientierungslosigkeit, – ich sage das mal so unvorsichtig, die sich dokumentiert etwa in dem Parkhaus, das Saargalerie genannt wird, in der Diskussion um den Europaturm, und jetzt in derjenigen um die Bahnhofstraße.

Vielleicht könnte man diese jüngeren Diskussionen ein Stück weit auswerten, zu Kriterien verarbeiten für, oder besser – gegen unnötige Fehlentwicklungen.

**J. P. Lüth:** Sprechen wir erst mal von der Anmutung, die die Stadt bei dem Betrachter, beim Nutzer, beim Fremden auslöst. Da fällt mir, und vielen Gästen immer wieder auf, daß diese Stadt vergleichsweise lebendig, ja heiter erscheint. Nicht unbedingt schön, aber lebendig ist. Daß sie von Menschen bewohnt wird, die überaus freundlich, gastfreundlich sind, gerne Auskunft geben, und die zufrieden scheinen mit ihrer Situation, ihrer Befindlichkeit, das teilt sich mit. Mitteilt sich auch, daß diese Stadt nicht als designed, gehübscht und geschönt erscheint, wie viele

andere Städte, sondern daß sie dem vehement widerspricht. Die Bahnhofstraße ist eine der häßlichsten Straßen, die ich kenne. Ihr schönstes ist die Reklame. Sie ist zugleich eine der dichtest genutzten Straßen, wengleich sich das Leben abends dort verliert. Diese merkwürdige Disparität zwischen Erscheinungsbild, das nun so gar nicht den Vorstellungen von einer schönen Stadt entspricht, und der Lebendigkeit, Heiterkeit, das ist etwas, wovon ich immer wieder höre, daß es Saarbrücken auszeichnet.

**HEFTE:** Welches wäre denn positiv die Qualität? Dort gibt es so gut wie kein Wohnen mehr, keine Gastronomie, abends keine Möglichkeit ...

**J. P. Lüth:** Tagsüber ist es die relative Dichte des Beziehungsraumes, der sich herstellt durch die Nutzung. Die Einkaufsmöglichkeiten reichen aus, um dort ein dichtes Leben zu provozieren. Hinzu kommt der Weg vom Bahnhof zum St. Johanner Markt.

**HEFTE:** Die Geschäfte dort entsprechen nicht dem, was man von einer mitteleuropäischen Großstadt erwarten würde, geschweige denn von einer Landeshauptstadt. Die meisten Geschäfte sind Filialisten.

**J. P. Lüth:** Schon, ich glaube aber, das ist der Normalzustand unserer Einkaufsstraßen, den wir in jeder Stadt wiederfinden. Der Kaufmann als Person – und als Persönlichkeit mit einem eigenen Angebot – ist so ziemlich verschwunden. Wie wir ja auch feststellen müssen, daß im Rat der Kaufmann verschwunden ist, als ein Vertreter seiner und der gesamtstädtischen Interessen. Daran Kritik zu üben, ist ja in Ordnung. Nur, die Bahnhofstraße ist so normal in ihrem Angebot, daß ich meine, daß das nicht das Problem dieser Straße ist.

**HEFTE:** Es gibt dort noch Baulücken, eingeschossige Notbebauungen, richtige Baracken, und nicht nur eine. Das macht diese Straße doch wohl zu einer nicht ganz normalen.

**J. P. Lüth:** Ja, aber Sie weichen jetzt aus auf das Bild. Daß die Bodenrendite nicht dazu geführt hat, daß sich die Lücken geschlossen haben, ist etwas Merkwürdiges in Saarbrücken, da gebe ich Ihnen recht. Das ist aber doch gerade das, was diese Straße noch vergleichsweise interessant macht. Da kann sich noch etwas entwickeln, das ist auch ein Element, was die Herkunft der Stadt aus einem zerstörten Raum klarmacht. Wir hatten vor dem Krieg eine fast völlig geschlossene Bebauung, dann die fast völlige Zerstörung, dann die Nachkriegszeit mit ihren Bretterbuden. Daß wir noch Situationen haben, die zeigen, wie das nach dem Krieg losging, das finde ich eher

interessant, weil es dem Raum geschichtliche Tiefe verleiht. Die Klarheit macht, daß dieser Raum eine schwierige Vergangenheit hinter sich hat. Und es gibt in Saarbrücken offenbar keine so hohen Renditen, daß diese Lücken sich schließen.

**HEFTE:** Ist nicht fallweise auch das Gegenteil der Fall, daß nämlich die Renditen gerade so hoch sind, daß die Besitzer der Grundstücke es nicht nötig haben, sich etwas überlegen zu müssen. Beispiel Ecke Viktoria-/Bahnhofstraße/Reichsstraße. Wo eine Familie, die wohl auch am Markt eine Weinstube betreibt, ein kleines Grundstück hat, worauf sich derzeit ein Billigschmuckhändler und ein Jugendmodegeschäft in einstöckigen Gebäuden eingerichtet haben. Rundherum Brachgelände, die Erbgemeinschaft Iven besitzt das sehr viel größere Gelände drum herum und möchte bauen. Und diese Weinstubenleute sind offenbar seit Jahrzehnten hartnäckig entschlossen, dort jede bauliche Entwicklung zu blockieren.

**J. P. Lüth:** Das ist nicht ganz falsch, was Sie sagen. Gleichwohl scheint die Rendite nicht hoch genug, um damit zu bauen, um diesen Mechanismus zu brechen. Man sagt sich, das reicht schon, was wir dort kriegen, das ist auch wieder typisch saarländisch. Und auf der anderen Seite ist sie zu hoch, als daß etwas passierte. Das sind Marktzustände, die sich ändern können. Mich stören die Lücken in der Bahnhofstraße nicht, weil sie zweierlei Dinge sagen. Sie sagen, da kommen wir her, und das ist die mögliche Veränderbarkeit, die sich auch als Hoffnung aufbaut. Als architektonische Erscheinung ist die Bahnhofstraße freilich häßlich genug. Da gibt es keine Architektur, die dem Schrittmaß des Menschen entspricht, keinen Architekturraum, der für den schlendernden Menschen erfahrbar wird. Das muß erst jetzt geschehen, und dafür müßten sich die Architekturmaßstäbe wieder völlig ändern ...

**HEFTE:** ... die Maßstäbe ändern, hieße was? Das ist ein sehr langer und vor allem breiter Raum, fast unstrukturiert als Raum, und für alles andere als Autofahren fehlproportioniert. Und da war es ja schier genial vom Baudezernenten zu sagen, jetzt nehmen wir den Verkehr heraus. Denn plötzlich standen die Leute mitten in dieser Straße, haben sich umgeschaut, und haben eine Wahrnehmung gemacht, die sie sonst nie gemacht hätten. Und damit ist alles nun verschoben, Raumgefühl, Anblick, das Hörbild. Alles, was dort zusammenhängt, ist nun unter Zugzwang, muß reagieren. Die Kaufleute, die Immobilienbesitzer, die Passanten, alle.

**J. P. Lüth:** Das ist richtig. Zunächst einmal geschieht, was überall geschieht, wo man den Fahrverkehr aus der Straße nimmt, und sie damit Raum freigibt für den Fußgänger. Da gibt es ein allgemeines Erschrecken, der *horror vacui*, es muß möbliert werden, es muß eingerichtet werden. Also ich muß gestehen, daß ich die Herausnahme des Verkehrs – an dieser Stelle – nicht für eine glückliche Idee halte. Diese Straße ist nämlich durch den Verkehr entstanden, durch den Verkehr definiert worden, auch in ihrer Architektur, die ja angelegt ist auf schnelle Wahrnehmung, die Distanzen zusammenführt, also Rafferfunktion hat für Bewegung im Raum. Diese Straße ist gebaut auch und insbesondere für Autoverkehr. Ich hätte höchstens versucht, den Fahrverkehr dort zu reduzieren auf Ziel- und Quellverkehr, hätte mir also die Erschließungsfunktion der Straße schon weiterhin gewünscht. Diese Straße ist von den Proportionen und von ihrer ganzen Geschichte her kein Raum für Flaneure, die Distanzen sind zu groß. Die Ausstattung mit den seitlichen Passagen widerspricht dem eigentlich auch ...

**HEFTE:** ... die „Kolonnaden“, wie Prof. Wagner das nennt, werden allen Publikumsverkehr von der Straßenfläche absorbieren, absaugen ...

**J. P. Lüth:** 'Kolonnaden', das ist ein schiefer Ausdruck, der etwas beschwören soll, was als Architekturqualität ganz gewiß nicht vorhanden ist dort ...

**HEFTE:** ... Arkaden?

**J. P. Lüth:** ... natürlich auch nicht, da sind keine Bögen, keine Pfeiler, es sind ganz einfach nur überdeckte Fußgängerbereiche. Es fehlt ihnen jede architektonische Gliederung, gestaltet ist dort eigentlich nichts.

**HEFTE:** Eben, – und jetzt muß was hin. Den Verkehr will man ja sogar ganz raus haben. Auch die Taxen, auch die Busse, auch die Fahrräder. Verstehe ich nicht.

**J. P. Lüth:** Ich verstehe überhaupt nicht, warum man den Verkehr auf Rädern aus dieser Straße herausnehmen will. Wir sprechen nachher sicher noch von der räumlichen und sozialen Segregation, von der Aufteilung und Entflechtung der Funktionen in eigene ausgewiesene Bezirke. Wir sollten nicht weiter Funktionen entmischen, Räume abschließen. Die Bewegung eines Fahrzeugs in einer Straße ist ein ganz wichtiges Erlebnismoment. Ich stelle hier in St. Ingbert fest, daß eine der belebtesten und beliebtesten Ecken mit einem Café besetzt ist, an der B 40. Dort sitzen die Leute sehr gern, mindestens so gern wie in der Fußgängerzone, die völlig beruhigt ist. Weil es

dort etwas zu sehen gibt. Weil es dort zwar einen Dauerschallpegel gibt, der einen aber gerade ein ruhiges Gespräch führen läßt. Solche Qualitäten kann auch Lärm, wenn er nicht allzu heftig ist, entwickeln.

**HEFTE:** Lärm also, der die Gesprächspartner zusammenbringt wie auch abschließt? Eine ganz andere 'Lernquelle' wäre die Saargalerie. Die ich im Gegensatz zur Bahnhofstraße nun wirklich grausam finde, stadtplanerisch hochgradig mißglückt. Sie mag von weitem etwas Hübsches haben, etwa wie das Turmhäubchen oben drauf hockt. Tatsächlich ist da alles Fassade, nicht Architektur. Tatsächlich ist das ein überdimensioniertes Parkhaus. Geht man rein, guckt sich die ungenutzte und ungegliederte Höhe an, hört sich den Raum an, mit den durchweg parallelen, kahlen Betonwänden, die keinen Schall schlucken, dann klingt das ganz unangenehm hallig, der Schall verklingt nicht. Und der Raum wird ja auch nicht angenommen von den Menschen. Jetzt passiert folgendes, man gibt dort künstlichen Lärm hinein. Da wird Muzak abgespielt, Berieselung, und das machen sogar Künstler. Ich komme darauf, weil es das ist, was nun Herr Wiebe vorgeschlagen hat auch für die Bahnhofstraße, nämlich 'Animation', künstlich organisiertes Leben...

**J. P. Lüth:** Nun ja, wir könnten uns ja auch vieles wünschen oder vorstellen darunter, auch Musikanten, Gaukler und Artisten. Ich persönlich halte diese verordnete, politisch verordnete Animiertheit nicht für besonders glücklich. Das müßte sich von selbst ergeben. Es ist doch gräßlich, auch solche Räume noch irgendwie beschallen zu wollen. Schlicht weil der Lärm fehlt. Das ist ein Surrogat. Auch Lärm ist für mich „Musik“. Das heißt, die Geräusche der Stadt sind für mich eine ganz wichtige Komponente im Wahrnehmungsspektrum. Das Fließen, das Stocken des Verkehrs, das Hupen, – denken Sie an Varèse, das ist grandios. Da brauch ich nur die Augen zu schließen, da bin ich in New York.

**HEFTE:** Muzak, akustisches Design ist ja etwas, was man in französischen Städten konsequent durchgemacht hat: Man hat beschallt mit solcher Nichtmusik, und mittlerweile doch gemerkt, das nimmt der Stadt etwas von ihrer Eigenart, lassen wir lieber Raum frei, der sich dann füllt. Und von daher könnte man sich überlegen, welches die richtige Mischung wäre für die Bahnhofstraße, zwischen Gestalten und Offenlassen.

**J. P. Lüth:** Ich glaube, man sollte Orte schaffen, die zur Bühne werden können. Bühne, etwa für die Selbstdarstellung der Flanierenden, das heißt Räume

mit Stühlen, aus Cafés heraus. So daß man die Flanierenden auch betrachten, beobachten kann. In Italien haben wir ja den Corso, aber ich weiß nicht, ob das in diesen Räumen hier funktioniert.

**HEFTE:** Den 'Corso' haben wir doch eigentlich schon, von der Obertorstraße zum Markt hin zieht sich das. Dort sind die Cafés, dort zeigen sich die Flaneure und geben sich urban und italienisch. Aber eben, das ist auch räumlich dafür geeignet, das hat die Proportion. Die Bahnhofstraße wäre dafür viel zu weit.

**J. P. Lüth:** Ja, wahrscheinlich schon. Lassen Sie uns ein Blick werfen auf den Plan von Herrn Bauer, bei dem ich erfreut feststelle, daß er sich doch zurückhält mit der Möblierung. Was mir dann aber doch Sorgen macht, das ist, daß er die vorhandene Raumlänge verkürzt durch Baumgruppen mitten auf der Straße, und dort haben Bäume eigentlich nichts zu suchen. Auch die Länge der Straße ist wichtig, sie sollte nicht sektioniert werden in Compartements, die sie nicht braucht und nicht hat.

Ich verstehe auch nicht, warum gerade die Mitte der Straße, die ja eigentlich ein Ort der Bewegung sein soll, zugestellt, ja bewaldet wird. Die Dinge werden merkwürdig aussehen, man wird dieser Straße nicht glauben. Die Bäume werden artifizielle Einrichtungsgegenstände sein, die gerade aufgrund ihrer Natürlichkeit, denn es sind ja immerhin Bäume, ausgesprochen deplaziert wirken müssen. Abgesehen von dieser Unglaubwürdigkeit verbauen sie die Sichtachsen. Vom Markt her haben wir einen point de vue hinauf zur Bergwerksdirektion, den nehmen Sie den Zuschauern. Das ist zu kurz gedacht für meine Begriffe.

**HEFTE:** Ein Beispiel für die Orientierungslosigkeit. Man merkt das übrigens auch an den Infotafeln, die genau in diese Sichtachse hineingestellt sind, man merkt es an den Baumkübeln, die etwas verloren da stehn. Mein Eindruck ist tatsächlich, daß, wer das macht, wer das entscheidet und zu verantworten hat, nicht wirklich weiß, wo er ist. Das spürt man dort. Oder anders gesagt: den Ort, wie er ist, ablehnt. Und daß man – vielleicht auch nicht recht weiß, wo man nun ist mit Saarbrücken. Ist man eine richtige Großstadt – oder eine kleine Großstadt – oder eine vergleichsweise große Kleinstadt? Oder eher ein Rattenkönig von zusammengewachsenen Industriedörfern? Das könnte mit eine Rolle spielen. Die traditionelle Stadt nämlich braucht ihre Grenze, den Unterschied zwischen Stadt und Land.

**J. P. Lüth:** Erst nochmal zurück zu unserer Straße.

Sie sehen hier auf dem Plan, daß sich der Raum, der zuvor für Verkehr, also für Bewegung frei war, sich jetzt mit Einrichtungsgegenständen füllt. Mit unverrückbaren, festen, ortsbeschreibenden Gegenständen. Und eine Straße, der das wichtigste dessen, was sie bedeutet, nämlich Bewegungsraum, genommen wird, wo man Bewegung und Blick blockiert, das ist dann keine Straße mehr. Aber eben genauso wenig eine Zusammenfügung von Plätzen. Das ist eigentlich gar nichts als schlechtes Stadtdesign, das ist Plangrafik. Und da habe ich einfach die Sorge, daß sich jemand mit den verschiedenen Anforderungen für eine Straße nicht weit genug auseinandergesetzt hat. Es ist nämlich sehr sehr schwierig, ein gute Fußgängerzone zu schaffen. Eine Straße ist kein Wohnzimmer. Wenn man Straßen zu sehr möbliert, dann sind das Elemente eher des Privaten, die dort eigentlich nicht hingehören. Eine Straße muß frei, muß ganz einfach Bühne sein, und die Häuser Kulissen.

**HEFTE:** Nun besteht aber Konsens zwischen den Beteiligten, daß die Bahnhofstraße ihren Charakter als Autostraße verlieren soll und Fußgängerzone sein soll. Jetzt muß man eben gestalten. Was wäre zu verhindern aus Ihrer Sicht?

**J. P. Lüth:** Ich würde auf jeden Fall versuchen, von den Baumgruppen wegzukommen zu einer Art Allee hin, die Häuser entlang, die die Mitte des Raumes öffnet. Der in der Mitte gelegene dritte Raum müßte für Bewegung offen sein, für Taxen, Busse, Fahrräder. Es gibt ja auch das Modell der Doppelallee ...

**HEFTE:** ... Aix zum Beispiel ...

**J. P. Lüth:** Ja. So breit ist aber die Bahnhofstraße wiederum nicht. Sie haben in den Ausfallstraßen von Straßburg ähnliche Straßenräume. Wir müssen uns überraschen lassen von den Auswirkungen. Ich war kein Freund der Fußgängerzone, und ich bin auch überhaupt kein Freund der immer weiter getriebenen Zerlegung menschlicher Bedürfnisse im Einzelfunktionen.

**HEFTE:** Eine Wiedervermischung geschieht ja möglicherweise mit der sogenannten Rathausblockbebauung, und das wird ein Stück Bebauung der Bahnhofstraße sein. Das barocke, das Stengelhaus Bahnhofstraße 26 war nun lange in der Diskussion, und ich persönlich bin gar nicht so unbedingt festgelegt darauf, daß man das um alles in der Welt erhalten müßte. Warum dieses Haus mich sehr interessiert, das ist die Diskussion, die sich daran entzündet. Mich fasziniert der Riß durch die Stadt, den dieses Haus so anschaulich markiert, in Szene setzt. Für mich ist dieses Haus eine Art Brandschutzmauer zwi-

schen Nachkriegs- und Barock-Saarbrücken. Schon deshalb muß das gehalten werden. Aber auch wegen dem Jesolo-Eis. Ich lese den per Wettbewerb auserwählten Plan von Bofinger, für die Bebauung des Blocks rund um die Bahnhofstraße 26, als einen Kommentar der Stadtverwalter zu dieser Stadt. Der Entwurf drückt aus, wie jetzt die Stadt über die Stadt denkt. Das ist ein Hohn und ein Spott gegenüber den Denkmalschützern. Das zeigt, daß man nicht wissen will, wo man ist. Wenn man das so sieht, dann muß man ja eigentlich sagen, ja gut, dann reisen wirs lieber doch nieder. So, wie es da eingequetscht wird, macht es die Geschichte des Ortes Saarbrücken lächerlich.

**J. P. Lüth:** Dazu habe ich mal gesagt, ich wünsche mir, daß dieses Haus Stachel im Fleisch der Stadtplanung bleibt. Es ist ein Verweis auf die Geschichte des Ortes, auf seinen früheren Gebrauch. Es ist der letzte Verweis auf eine Stadterweiterung, die im Barock die mittelalterliche Stadt St.Johann verließ, die sich nach Osten wie nach Westen in zwei Stichstraßen äußerte. Ich meine, man muß sehen können, daß die Stadt ein geschichtliches Kontinuum ist von örtlichem Gebrauch, örtlicher Ausformung. Die Stadt, 'meine' Stadt muß eine gewisse geschichtliche Tiefe haben, damit ich mich in ihr einigermaßen wohlfühlen kann. Ich muß eben wissen, woher ich komme, damit ich wissen kann, wohin ich gehe. Weil ich meine, daß wir die Orte in ihrer geschichtlichen Herkunft uns bewahren müssen, plädiere ich schon uneingeschränkt für den Erhalt des Hauses, selbst wenn das, was dann dazukommt, eine Katastrophe für dieses Haus ist. Und vielleicht sogar eine Katastrophe für die Stadt an dieser Stelle. Nämlich die Bebauung ist just das, was Sie für die Bahnhofstraße beklagt haben. Dort haben wir dann nur noch Filialisten sitzen, und darüber werden Verwaltungen in schicken Büros sitzen, die an dieser Stelle eigentlich keinen Beitrag zur Urbanität leisten.

**HEFTE:** Für sich genommen ist der Bofinger-Entwurf ja nicht schlecht, woanders könnte das ein wunderbares Gebäude sein. Nimmt man das kleine Häuschen da heraus ...

**J. P. Lüth:** ... Sie sagen es gerade, woanders wohl ...

**HEFTE:** ... was mich wundert, ist das Verhalten zum Kontext. Der Bofinger-Entwurf negiert aktiv den Kontext, der gegeben ist mit den mindestens drei Häusern, also McDonald und schräg gegenüber diesem Fotogeschäft. Hätte man unbedingt soviel Baumassee haben wollen, hätte man die ja an der Giebel-

front in der Betzenstraße haben können. Diese Front ruft fast nach Ergänzung, ist wie zum Anbauen gebaut. Was frappt, das ist das ostentative, das regelrecht offensive Ignorieren der Proportionen gerade da zum Markt hin.

**J. P. Lüth:** Aus meiner Sicht ist vieles falsch an diesen Plänen. Wir wollen da erstmal den Blick auf die Parzelle und die noch vorhandene Bausubstanz richten. Das Haus 26 ist Teil eines bebauten Areals zwischen Betzen- und Gerberstraße, das in seinen Parzellenmaßen noch aus dem 18. Jahrhundert stammt. Diese Parzelle hat bislang den Aufbau, die Artikulation der Bebauung geleistet. Diese Parzellenordnung läßt einen Bautyp zu, der ein Vorderhaus hat und ein Hinterhaus. Die verbindenden Passagen seitlich sind Hofverbindungen des 19. Jahrhunderts. Das Vorderhaus beinhaltete das Geschäft, darüber wohnte man, im Hinterhof stand das Verkehrsmittel oder man hatte Räume für Werkstätten. Also eine komplex genutzte Parzelle, die alles leistete und am gesamten Stadtleben partizipierte. Ein sehr geschickter, leistungsfähiger Grundriß für komplexe Anforderungen. Auch die anderen Häuser, nicht nur Haus 26, haben in ihren Brandmauern, in ihrem Mauerwerk die Substanz und die Größenordnung eingeschlossen. Das Eckhaus dort, das in den Zwanzigerjahren mal überformt wurde, zeigt die Metamorphose der einstmaligen barocken Vorstadt zu einer Vorstadt des 19. Jahrhunderts. Das ist so eine kleine Kampfzone. Jetzt verläßt dieser neue Plan völlig die historische Ordnung der Parzelle. Aus der heraus jedes Haus erst gesondert sich zu artikulieren vermag. Stengel hat die Häuser alle gleich aussehen lassen. Aber das 19. Jahrhundert hat dieses Prinzip der Parzelle anders genutzt und ausgebaut zu einem sehr lebendigen Stück Stadt ...

**HEFTE:** ... man verläßt also im 19. Jahrhundert das Äußere, das Bild, – aber erst heute die proportionalen, strukturalen Vorgaben des Ortes ...

**J. P. Lüth:** ... ja, und man verläßt damit nicht nur die proportionale Vorgabe für die Gestaltung. Und zwar in doppelter Hinsicht. Im Hinblick auf das Erscheinungsbild und auf den gesellschaftlichen Nutzen. Was jetzt dort entstehen soll, sind Häuser, die zentralverwaltet werden müssen, und die nur als große Einheit betrieben werden können. Das ist dann nicht mehr umbaufähig.

**HEFTE:** ... Beispiel Saargalerie ...

**J. P. Lüth:** Das wäre dann etwas, was in toto abgerissen werden muß, um Platz zu machen für eine neue Architektur. Oder das muß in dieser verhärteten

unflexiblen Struktur ewig dort stehen. Mir wäre es darum gegangen, daß der Ort in seiner geschichtlichen Tiefe dort lesbar bleibt, was wiederum hätte dazu beitragen können, daß dort eben vielfältiges Leben möglich wird, sich erneuert.

**HEFTE:** Was mich zuweilen fast geärgert hat, war, daß der Baudezernent gegenüber dem SR wie in Zeitungsinterviews immer wieder gesagt hat, er sei gegen die Rekonstruktion stengel-artiger Häuser, das wäre idyllisch, nicht zeitgemäß. Womit er seinen Kritikern fortgesetzt unterstellt, und das eben ist das Unverschämte, sie wollten in irgendeiner Form Rekonstruktionen. Das hat niemals irgend jemand gewollt ...

**J. P. Lüth:** Saarbrücken ist ja nun wirklich keine Stadt, die sich mit Rekonstruktionen einen Namen gemacht hätte. . .

**HEFTE:** ... wie Xanten, wie eben Freiburg, wie Freudenstadt ...

**J. P. Lüth:** ... wenn Sie an Fochts Bau am St. Johanner Markt denken, an das Schloß, also wir haben keinerlei Rekonstruktion versucht, sondern mit den Mitteln unserer Zeit weitergebaut. Und weiterbauen wäre ja auch hier das Thema gewesen. Und zwar parzellenbezogen weiterzubauen. Und vor allem so weiterzubauen, daß in den so entstandenen Gebäuden auch Wohnen möglich gewesen wäre. Sie haben jetzt in den Gebäuden, die noch dort stehen, immerhin noch 12 oder 14 Wohnungen, ganz unterschiedliche Nutzer, eine Tanzschule, den Club der kochenden Männer, das Café Jesolo. Und Geschäfte, die darauf angewiesen sind, daß die Mieten nicht allzu hoch sind. Also lauter Sachen, die man gerne in der Stadt hat. Teilweise war dort noch Qualität wie im gut funktionierenden Nauwieser Viertel, und das wird alles verloren gehn. Wir werden dort weitere Filialisten haben, oder Räume, die leerstehen. Und das wird sich wohl auch noch auswirken auf die Saargalerie.

**HEFTE:** Wer sich geleistet hat, Räume in der Saargalerie zu mieten, wird ebenso teure aber dann auch attraktive im Herzen der Stadt beziehen.

**J. P. Lüth:** Insofern verstehe ich ja auch die Interessen des Kapitals. Dieses Kapital hat über den Weg eines Wettbewerbes sehr geschickt erreicht – und zugleich verheimlicht, daß mit diesem Wettbewerb sich die Bodenrendite an dieser Stelle verdoppelt. Sie haben dort ursprünglich eine GFZ (eine Geschoßflächenzahl) von 2.0 gehabt. Gewidmet dem Gemeinbedarf, im alten Bebauungsplan, und jetzt haben sie eine GFZ von 3.7 als Kerngebietskategorie. Die ich in der Stadt ganz allgemein für durchaus

möglich halte, nicht aber an dieser Stelle. Es bedeutet an dieser Stelle quasi eine Verdoppelung des Bodenwerts.

**HEFTE:** Dennoch. Wie kommt ein Investor auf die Idee, daß sich dieses Haus auch noch mit Mietern füllen würde. Daß also die vermutlich 25 Mark teuren Quadratmeter vermietet werden könnten, es steht doch relativ viel leer, jetzt schon ...

**J. P. Lüth:** Eben. Aber ich möchte wohl meinen, daß es mit der Stadt doch Verträge gibt zur Nutzung der Büroetagen. Die werden nämlich am schwierigsten zu vermieten sein. Die Stadt hat, wie es scheint, da sie doch kein Geld hat zum Selberbauen, Geld genug für doppelt teure Büromieten.

**HEFTE:** ... was nach schon 8 oder 10 Jahren teuer gewesen sein wird als jede andere Lösung, das kann man sich doch ausrechnen ...

**J. P. Lüth:** ... das ist Folge einer Haushaltspolitik, die ich auch nicht so richtig verstehe, wie sie aber derzeit üblich ist. Die Läden werden sich füllen aufgrund der Tatsache, daß hier viel Bewegung ist, der Schwerpunkt verlagert sich. Und zwar werden die Läden aus der Saargalerie hierher ziehen. Die Saargalerie wird, wenn das fertig ist, zum nächsten großen Sanierungsfall der Stadt. Aber wir sprachen von der Parzelle. Was weiter falsch ist an den aktuellen Überlegungen, ist, daß der Stadtgrundriß verleugnet wird. Hier wird fast so gebaut, als wäre man auf der grünen Wiese. Das finde ich schade deswegen, weil doch im Stadtgrundriß Raumqualitäten wiederzuentdecken gewesen wären. Da kommt ein Dreiecksplatz zustande, von dem kein Mensch weiß, was der dort soll. Das wird eine ziemlich zugige Angelegenheit. Und es entsteht so eine unnötige Konkurrenz zu einem der schönsten Platzgefüge Saarbrückens, nämlich dem Raum um die Johanneskirche herum.

**HEFTE:** Der Bofinger-Plan paßt doch auch wieder sehr gut nach Saarbrücken, weil er noch einmal die Tradition der Brüche, der Risse aufnimmt. Es gibt ganz viele Schichten, aber irgendwie paßt alles nicht recht zusammen, alles sehr disparat, diskohärent. Eigentlich ist gerade dieses Diskohärente das Kohärente an der Stadt Saarbrücken. Die Planung ist also folgerichtig.

**J. P. Lüth:** Nein, das, meine ich, ist nicht folgerichtig für Saarbrücken. Beim Schloß haben wir uns sehr bemüht, den Haus- und Stadtgrundriß zu respektieren und zu komplettieren. Das meine ich nicht mit den Brüchen, die ich für Saarbrücken gerne reklamiere. Erfreuliche Brüche und Komplexitäten. Das muß ich so sagen, für mich ist die derzeit disku-

tierte Rathausblockbebauung simpel schlechte Stadtplanung. Nicht nur weil ich als Denkmalpfleger gern das Haus 26 in seiner historischen Parzellennachbarschaft erhalten hätte, sondern weil ich meine, dieser Raum hätte städtebaulich ganz anders durchdacht werden müssen. Es gibt übrigens von Baurat Kruspe einen ganz vorzüglichen Plan aus den Zwanzigerjahren, der zeigt, wie die dort anstehenden Probleme hätten gelöst werden können. Dort sehen Sie, daß es einen Rathauhof gibt, der zu den umgebenden Straßen geschlossen wird, eine Blockrandbebauung mit der Dominante des Rathausturms in einem Block, in dem die Hauberisser-Architektur ganz kräftig wirkt.

**HEFTE:** In den fünfziger Jahren hat die Stadt alles versucht, die sehr weitgehende, also kleinteilige Parzellierung aufzubrechen. Das heißt zusammenzulegen und zu entschädigen. Sie sind auch noch froh, daß die Stadt das nicht ganz geschafft hat?

**J. P. Lüth:** Ja, ich bin sehr froh darüber. Weil die Parzelle und der Stadtgrundriß das Gedächtnis der Stadt sind. Das sind die Grundlagen, aus denen heraus Stadtplanung – für meine Begriffe – betrieben werden muß, die dauerhaft sind, die immer wieder neu genutzt, neu interpretiert werden müssen.

Insofern gibt es nichts besseres als den Hoberchtschen Straßenplan von Berlin, um ein Beispiel zu nehmen, der ganz Charlottenburg und andere Stadtteile abbildet, die definiert wurden durch die Abgrenzung und die Aufteilung in öffentlichen und privaten Raum. Der dann in die Hand der einzelnen Handwerker, Kaufleute übergeben wurde. In Saarbrücken finden Sie dieses Modell der Teilung des Raums in öffentliche und private Flächen noch im Nauwieser Viertel.

**HEFTE:** Nun ja, da gibt es dann aber die Stellen – wir haben von der Erbegemeinschaft, die mit der Weinstube am St. Johanner Markt zusammenhängt, schon gesprochen – wo jemand ein so winziges Stück Boden besitzt, daß er es selbst nicht bebauen mag – oder kann – und allenfalls damit ein benachbartes Terrain blockieren kann, Ecke Bahnhof-/Reichsstraße.

**J. P. Lüth:** Dazu gibt es übrigens schöne Entwürfe von Miroslav Volf, ein Hotelbau. Und zwar rechts und links ein Hotel, die Grundstücke reichen allein ja nicht aus für ein Hotel. Mit einer kleinen Brücke, einem Türmchen. Und dort zeigt er, wie eine Architektur entstehen könnte, die im Maßstab auch dem Fußgänger wieder Freude macht. Architektur für das Schrittmaß des Menschen.

**HEFTE:** Lassen Sie uns einen Sprung machen. Erfreulich war die Diskussion, die im Mai zur Rathausblockbebauung stattfand. Unerfreulich war, daß man weder den Oberbürgermeister noch den Baudezernenten gesehen hat bei der Diskussion. Vielleicht täusche ich mich, mein Eindruck war, es wird zwar gestritten, und sogar öffentlich. Aber die Relevanz des Streits für die Planung ist doch eher fraglich. Kritiker und Entscheidungsträger – der streitbare Herr Wiebe etwa – sind aufgetreten, und das wars denn auch.

**J. P. Lüth:** Ich denke, die Bürger müssen mehr Mut fassen und die Stadt für sich selbst reklamieren und sagen, das sind unsere Lebensräume, in denen wir mitzudiskutieren haben. Das haben die Bürger in einer langen Diskussion zum Schloß geleistet. Das ist fruchtbar geworden insofern, als Gottfried Böhm vieles von der Diskussion aufgenommen hat, verarbeitet hat. Insofern ist das Schloß mittlerweile tatsächlich so etwas wie ein Bürgerschloß geworden. Die Diskussionen, wie sie zum Rathausblock stattgefunden haben, sind nur deshalb etwas unbefriedigend gewesen, als sie – leidergottes – die Stadt nicht veranlaßt haben, ein bißchen zurückzugehen und neu nachzudenken – Ansätze hierzu gab es sogar mit Friedrichs Entwurf im Wettbewerb. Man hätte vor dem Wettbewerb die Rahmenbedingungen diskutieren müssen – und dann erst ausloben. Man hätte in einer öffentlichen Diskussion die Nutzung dieses Stückes Stadt definieren sollen. Man kann von den Architekten schlechterdings nicht verlangen, daß sie die Stadt einfach aus ihrer Anschauung heraus artikulieren und gestalten. Sondern schon die Gestaltungsprämissen sollten aus der Formulierung von Ansprüchen seitens der Bürger kommen ...

**HEFTE:** ... die Diskussion wäre Teil, ein früher Abschnitt des Planungsverfahrens, das gehörte eigentlich als eine Selbstverständlichkeit dazu? ...

**J. P. Lüth:** ... ja hier hätte man viel früher diskutieren müssen. Wir haben angefangen zu diskutieren, weil die Stadt zunächst dem Investor zugestanden hatte, einen Abbruchantrag einzureichen für das Haus Bahnhofstraße 26. Das hat Furore gemacht. Aber die Diskussion beschränkte sich für meine Begriffe zu sehr auf das Thema 'Rettet das Haus 26'. Es hätte heißen müssen 'Rettet die Vorstadtbebauung', 'Rettet den Hauberisser-Bau', das hätte das Thema sein müssen. Aber das liegt nun nicht an den diskutierenden Bürgern, daß das zu eng wurde, sondern an denen, die eigentlich zur rechten Zeit ihre Vorstellungen aus der Verwaltung heraus und in die Öffentlichkeit hätten tragen müssen.

**HEFTE:** In Zusammenhang mit der, sagen wir mal: noch ausbaufähigen Diskussionsbereitschaft seitens der verantwortlich Planenden steht wohl auch der Gebrauch der Wörter, damit fängt die Schiefelage doch schon an. „Saargalerie“, „Europaturm“, „Cityring“, das sind doch falsche Wörter, das klingt doch überdimensioniert, das ist Verbaldesign. Ein Cityring ist etwas Autobahnähnliches oder sonstwie Vierspuriges rund um eine Stadt, das haben wir hier nicht, das klingt nur großspurig. Herr Wagner spricht von „Hainartigem“, wo es um die Fußgängerzone, neuerdings um die „Fußgängergeschäftsstraße“ geht ...

**J. P. Lüth:** ... was hat denn ein Hain in einer Fußgängerstraße zu tun? In unserer Kulturgeschichte verbindet sich der Hain, soviel ich weiß, mit dem Numinosen, dem Heiligen. Er umgibt die heilige Quelle, und das heilige Erleben. Man kann doch nicht im Konsumtempel europäische topoi so mißbrauchen, daß sie dann herhalten für dieses bißchen Dekorationsgrün in der Fußgängerzone.

Da stimmt doch etwas nicht. Da wird etwas versprochen, was nicht sein kann. Und auch nicht sein soll.

**HEFTE:** ... „Saargalerie“ ...

**J. P. Lüth:** ... eine Galerie ist das nicht. 'Parkhaus mit Schlips' haben Kollegen sie charakterisiert, mehr ist das nicht. Auf die „Kolonnade“ wollte ich nochmal kommen. Der Begriff „Kolonnade“, das hat mit Säulen zu tun, und Bernini hat in Rom auf dem Petersplatz eine großartige Kolonnade geschaffen. Den Begriff auf Saarbrücken und die Fußgängerzone zu beziehen, das trifft die gebauten Verhältnisse nicht. Bernini kann man damit nicht beleidigen, aber da vergreift man sich in den Wörtern und hört sich nicht richtig zu. Da sind die Wörter wie die Einrichtungsgegenstände, die man gedankenlos verwendet. Auch Bäume selbst haben schon kulturelle Bedeutung, die kann man nicht nach Belieben irgendwo hinpflanzen. Die Kastanie der barocken Allee, die Linde für die Dorfmitte, der Nußbaum als ein Hausbaum, das sind jetzt nur Beispiele. Und auf all diese Gegenstände und ihre Gebrauchsbestimmungen sollten wir sehr genau sehen.

**HEFTE:** Der Vollständigkeit halber muß man dann aber auch sehen, daß es Kritik gibt, die pseudonym auftritt, oder ad personam sich in der Wortwahl vergreift, so daß ich schon auch verstehen kann, ein bißchen jedenfalls, daß man sich glaubt entziehen zu dürfen. Das ist vielleicht mit ein Hindernis, daß man sich, respektive einander in der Diskussion ernst nimmt.

**J. P. Lüth:** Ich muß dazu sagen, und ich habe ja auch mitgestritten in Saarbrücken, daß es diese Ernsthaftigkeit doch gibt. Ich habe noch nie erlebt, daß man meine Meinung zu Projekten nicht ernstgenommen hätte. Weil man genau weiß, daß wir das dann alles sehr genau bedacht haben.

Aber es gibt auch so ein spontanes Wissen um die Konditionen der Stadt. Mein seinerzeit so spontanes Erschrecken, das ich im Rundfunk äußerte, als man mich nach Geburt der Turmidée fragte, war in etwa – „Katastrophe, kann man sich überhaupt nicht vorstellen, hier in Saarbrücken ein solcher Turm“. Das sind nunmal die Konditionen der Stadt, die ganz bestimmte Dinge erlauben und andere eben nicht. Saarbrücken, mit seiner kleinkammrigen Tallandschaft verträgt keine zentrierenden Dominanten, die gehören ins flache Land, und sie brauchen gehörigen Abstand zur historischen Stadt. Wir haben da ja zunächst den Ludwigsplatz, und dann Altsaarbrücken, St. Johann in unmittelbarer Nachbarschaft eines solchen Turmungeheuers ...

**HEFTE:** ... Herr Lüth, sind Sie gegen Hochhäuser? ...

**J. P. Lüth:** ... ich bin überhaupt nicht gegen Hochhäuser, nur haben auch sie ihre Orte und ihre Bedingungen ...

**HEFTE:** ... in Frankfurt hätte der sich gut gemacht ...

**J. P. Lüth:** ... naja, ich fand den Turm auch architektonisch nicht besonders reizvoll, die Dreiecksfigur hat ihm die Schlankheit gekostet. Wenn man die aus dem Dreieck resultierenden Kanten nimmt, dann werden Sie immer vergleichsweise große Breiten haben, größere als wenn Sie das richtig rund machen oder noch etwas Quadratisches da reinsetzen.

**HEFTE:** Was mich damals frappiert hat, war, wie die Frau Sossong bei der Diskussion im Schloß den OB Hoffmann fragte, wie das politisch nun entschieden worden sei, daß man von den 7 oder 11 Stockwerken, die bislang galten, plötzlich auf 30 Stockwerke kommt. Und da hat der OB erzählt, wie er eben umhergegangen sei mit dem Investor, um nach verschiedenen möglichen Stellen endlich dahinzukommen an den Neumarkt und zu sagen, so hier ist die Mitte, hier errichten wir nun einen Solitär. Da war ich ziemlich platt. Und zwar wegen des Geständnischarakters – öffentlich zumal.

**J. P. Lüth:** ... das ist Stadtplanung fürstlich barocker Provenienz. Aber ich finde es zunächst einmal doch gut, daß ein Oberbürgermeister durch seine Stadt geht und sie sich mal anguckt, und es spricht

überhaupt nichts dagegen, daß er einen Investor durch die Stadt begleitet. Aber die Stadt gehört nicht dem Oberbürgermeister und auch nicht dem Investor. Die gehört zunächst einmal den Bürgern. Und es gibt Konventionen, und auch Übereinkünfte zur Geschosshöhe. Niedner hat sehr darauf geachtet, daß es kein höheres Gebäude in der Stadt gab, als das, in dem er selbst residierte. Auch dieses IBM-Haus übrigens ist seinerzeit auf Einspruch der Denkmalpflege verkürzt worden. Das Übereinkommen zur Geschosshöhe war, daß wir über fünf oder sechs Geschosse hinauszugehen tunlichst vermeiden, an Brückenkopfsituationen sieben oder acht, und einmal ausnahmsweise eben diese elf, und damit war die Höhe begrenzt. Und Mitte der Stadt heißt ja nun nicht, daß ich dieses durch ein Phallussymbol zu markieren hätte. Die Mitte der Stadt definiert sich aus den Einrichtungen für den Bürger und aus dem Gebrauch. Übrigens nehmen Sie Saarlouis, das sich ja auch ein Hochhaus geleistet hat, über das man heute alles andere als glücklich ist. Jeder Saarlouiser wird Ihnen auf Anfrage bestätigen, daß dieses Haus am Theater der Sündenfall der Stadt ist.

**HEFTE:** Der Turm war aber doch auch ein Stück Klartext darüber, wie und woran sich die Entscheidungsträger orientieren. Der Turm hat nämlich in der Proportion sehr schön gepaßt zur Stadtautobahn. Zu nichts anderem. Wir hätten ein gigantisches Ausrufezeichen gehabt zur Autobahn, so wie sie jetzt Saarbrücken durchschneidet. Die Alternative wäre ja gewesen, den Investor willkommen zu heißen, nur mit einer anderen Architektur. Sei es ein ungleiches Zwillingsspaar mit 13 und 11 Etagen, oder ein Riegel über die Autobahn ...

**J. P. Lüth:** ... das wurde ja auch gesagt ...

**HEFTE:** ... das war die Frau Grassmann ...

**J. P. Lüth:** ... das war Frau Grassmann, die das sagte – 'kippt den Turm und legt ihn flach und überbaut das Stück, das uns Böhm zu überbauen schon empfohlen hat'. Der hat ja sehr kluge und schöne Pläne dazu vorgelegt, nach denen Saarbrücken wieder zur Saar fände. Zur Autobahn habe ich ein eher ambivalentes Verhältnis, die ist nämlich schon faszinierend, wenn man so hereinfährt, da hat man die Stadt wie auf dem Präsentierteller, da kann man die Stadt wie in einem Film erfahren. Aber sie hat doch so viele Nachteile, daß man sie langfristig doch überbauen sollte. Der Lärm, so sehr ich das als dosierten Stadtlärm mag – ich möchte nicht entlang des gesamten Saarufers einen kontinuierlichen Lärmstress.

**HEFTE:** Es ist mehr – die beiden Teile der Stadt



sind auseinandergerissen und von einer einzigen Fußgängerbrücke abgesehen, muß man, um über die Saar kommen, eine Autofahrt unternehmen. Die echte Entfernung vom Neumarkt zum Rathaus ist sehr viel größer, als die in Metern meßbare Entfernung, und eben das bestätigt man mit dem Turm. Aber zum Vorschlag der Überbauung der Stadtautobahn: die Stadt sagt, das würde viel zu teuer. Stimmt das so?

**J. P. Lüth:** Es ist eine Frage des Einsatzes der Mittel. Wir müssen in Zukunft sicher wieder enger und intensiver miteinander leben, wir müssen die Stadt wieder zurückgewinnen als Lebensgrundlage, als komplexes leistungsfähiges Gebilde. Die Stadt ist nach wie vor die einzige kulturelle Leistung des Menschen, die dauerhaft in der Lage ist, ökonomisch sinnvoll viele Menschen miteinander zu verbinden, Gesellschaft zu schaffen. Ich bin überzeugt davon, daß die Stadt – wieder – eine große Zukunft hat als ein Typ von Übereinkunft unter vielen Menschen. Wir werden eine neue Stadt erleben, vor dem Hintergrund der Tatsache, daß viel Produktion jetzt abläuft in kleineren Fabriken mit relativ geringeren Emissionen. Die Menschen arbeiten an Computern, die überall, auch in der Stadt, stehn können ...

**HEFTE:** ... nur haben wir hier am Ort das Faktum, daß viele nur halb Saarbrücker sind, keine Städter nämlich. Wer es sich leisten konnte, kaufte sich doch ein freistehendes Einfamilienhäuschen am Rande irgendeines saarländischen Dorfes. Das halbe arbeitende Saarbrücken verläßt am Abend die Stadt und fährt aufs Dorf und guckt dort fern. Die Stadt ist auf die Dörfer versprengt, und die Dörfer sind dabei nicht gerade schöner geworden, das städtische Umland ist schlimm zersiedelt. Randsiedlungen überall, und überall die gleichen. Dieses Verhältnis von Stadt und Land, ohne eine richtige Grenze, das erscheint mir als etwas Besonderes und Charakteristisches hierzulande. Das hat wohl auch verstehbare Gründe.

**J. P. Lüth:** Ja, das ist nunmal das Eigene des Saarlandes. Das hat nun mal begonnen mit den Bergmannsbauern, die sich Eigentum am jeweiligen Wohnsitz schafften, mit einer Selbstversorgung, und langen Wegen zur Arbeit. Damit hat es sehr früh eine Zersiedlung der Landschaft gegeben, unheimlich weiträumig, und mit vielen freien Grundstücken dazwischen. Und dann dürfen Sie nicht vergessen, daß es eine Stadtflucht und einen stadtplanerisch verordneten Auszug aus der Stadt gab. Das war eine Stadtentwicklungspolitik, die die Funktionen Arbeiten

und Wohnen und Einkaufen und Vergnügen, also die Trennung der Funktionen in dafür ausgewiesene Bereiche forderte. Das Baugesetzbuch, die Baunutzungsverordnung träumt immer noch von der großen Segregation menschlicher Tätigkeiten. Was wir uns damit geleistet haben an Zersiedlung, Verkehr, Beschädigung der Landschaft, das sind die großen Probleme der Zukunft. Das beschädigt die Stadt und läßt sie verkümmern, das löst das Dorf auf. Nur, ich habe Hoffnung. Ich erlebe junge Leute, wie sie partout nicht nach der Ausbildung in die Häuser ihrer Eltern zurück, sondern in der Stadt wohnen wollen.

**HEFTE:** Von heute aus betrachtet, kann die Stadt eigentlich nur gewinnen, man müßte sich allerdings nochmal anstrengen, einen Teil der vermeidbaren Fehler zu unterlassen. Mehr muß es ja gar nicht sein. Das war jetzt mein Übergang zur Folsterhöhe, bevor wir von dort zum Staden kommen. Auf der Folsterhöhe wird eine neue Wohnbebauung geplant, eine soziale Monokultur, denn wer wird dort hinziehen, der die Wahl hätte? Dorthin, in recht große Entfernung zur Stadt selbst, setzt man eben die Leute, die der Stadt als Bewohner gutgetan hätten.

**J. P. Lüth:** Eins zumindest ist nicht ganz falsch. Um die Folsterhöhe überhaupt halten zu können, brauchen wir dort eine Verdichtung, also mehr Menschen, damit sich ein einigermaßen städtisches Leben dort entwickeln kann, damit kommunale und andere Einrichtungen funktionieren. Ob das, bei der schon eingetübten Mobilität funktionieren kann, ich weiß es nicht. Aber ich wüßte auch nicht, wie man dem Problem Folsterhöhe sonst beikommen könnte. Wenn die Stadt wachsen will und wachsen soll, so soll sie meiner Meinung nach zunächst einmal innerhalb der Stadt wachsen ...

**HEFTE:** ... Platz wäre ja da. Saargalerie, Bahnhofstraße, Hafensinsel ...

**J. P. Lüth:** ... ich könnte mir vorstellen, daß man in der Bahnhofstraße, in diesem Rathausblock auch dreißig, vierzig Wohnungen hätte bauen können ...

**HEFTE:** ... bezahlbare? ...

**J. P. Lüth:** ... ja natürlich bezahlbare, einmal durch den surplus durch die Erhöhung der GFZ, die der Wettbewerber sich geschaffen hat, finanzierbar ...

**HEFTE:** ... aber unter solchen Vorzeichen kommt doch ein Investor nicht. Die sagen sich doch, Saarbrücken ist so in der Defensive – oder hat ein so defensives Stadtmanagement, daß es kaum ein Angebot auszuschlagen sich leisten kann. Das ist doch auch sehr abenteuerlich und vermutlich gar nicht mal nur

gut für das Image der Stadt, wie die Investoren hier auf – und abrauchen. Wieviel Spaßbad kann eine Stadt sich leisten?

**J. P. Lüth:** Ja, das sind Kapriolen in der letzten Zeit, – dennoch kann ich mir vorstellen, daß die Büros in dem Block sich irgendwann in Wohnungen umwandeln lassen, nämlich dann, wenn sie leerstehn. Letzte Chance. Genauso wie ich annehmen möchte, daß man die Saargalerie irgendwann umbaut und zurückbaut, das wird schwer aber nicht ganz unmöglich sein. Wir müssen unbedingt auf stärkere Durchmischung wieder setzen, anders läßt sich die Stadt nicht zurückgewinnen.

**HEFTE:** „Durchmischung“, Stichwort und Überleitung zum Staden. Baulich ein schönes Viertel, Dokument aus besseren Tagen, die diese Stadt gesehen haben muß, ein zusammenhängendes großes Wohngebiet. Und dieses Gebiet wird zur Zeit schleichend umgewidmet. Ich habe mich vor kurzem belehren lassen müssen von einem Freund, der dort wohnt, – ich hatte da zunächst die Meinung, ist doch prima, wenn das ein bißchen durchmischt wird. Aber es ist dort wohl so, daß jetzt schon zu 40 Prozent der tertiäre Sektor den Staden genommen hat. Kanzleien, Berater, Makler, Parteistiftungen, Computerleute undsoweiter. Und ich erfahre aus der Bahnhofstraße, daß solche tertiäre Unternehmungen, Dienstleister mit einigem Besucherverkehr sich an den Staden zurückziehen auch wegen des Imagegewinns, in erster Linie aber, weil man dort mit dem Auto gut hinkommt und problemlos parken kann. Die originäre Qualität des Gebietes wird damit zerstört, abends gehen nicht die Lichter an, sondern die Rolläden runter. Nun der Vorwurf an die Denkmalfpflege: Die Denkmalschützer schützen offenbar nur die Substanz, nicht die Nutzung, den Charakter eines als schützenswert erkannten und eingetragenen Baus oder Ensembles.

**J. P. Lüth:** Oh, das muß ich ganz energisch zurückweisen, diesen Vorwurf, weil er nicht stimmt. Wir haben zwar wenig Einfluß auf den Nutzungswechsel, weil er in dem Sinne nicht erlaubnispflichtig ist, wie andere Handlungen, Veränderungen an Denkmälern. Erst wenn im Zuge der Umnutzung Veränderungen geschehen sollen, kann die Denkmalfpflege eingreifen und kann die Umwandlung eines Gartens in Parkplatz etwa ablehnen. Wir können natürlich auch einwirken auf die Stadt und sagen, paßt auf, daß das Gebiet nicht umkippt. Und das Wohnen und Arbeiten in einem Haus, etwa des Arztes, des Anwalts, das geht ja völlig in Ordnung. Aber

wenn das so ist, daß das umkippt in den tertiären Sektor, dann muß die Kommune mit den Mitteln des Baugesetzbuches solche Unterwanderungen verhindern. Die Stadt kann das Wohnen an dieser Stelle schützen, sie müßte verlangen, daß jede Umnutzung einem Genehmigungsverfahren unterworfen wird.

**HEFTE:** Die Stadt hat ein solches Interesse offenbar nicht. Da müßte schon die Bevölkerung die Stadt aufmerksam machen. Und wenn auch der Landeskonservator rechtlich nur wenig Einfluß hat, so hat er dann doch Anlaß, in eine öffentliche Diskussion einzugreifen. Die Nutzung eines Hauses ist kein Accessoire. Es muß erst einen geben, der die Geschichte anzettelt?

**J. P. Lüth:** Natürlich gehört die Nutzung zu den Häusern, weil nur die Nutzung den Charakter und die Struktur des Villenviertels bestimmt. Das gehört zusammen, und der Denkmalschützer ist grundsätzlich Anwalt der Geschichte, Anwalt nicht nur des Erscheinungsbildes, sondern auch der Anlässe, die das hervorgerufen haben. Man kann nicht immer die ursprüngliche Nutzung fortsetzen, es gibt auch, denken Sie an die Abtei in Mettlach, Fälle, wo ein Monument nur durch die Umnutzung gerettet werden konnte. Aber ich bezweifle, daß die Umnutzung am Staden der Stadt nützt, denn das drückt ja nur weiter Wohnbevölkerung in die Vororte. Ich kann noch nicht beurteilen, was die Stadt dort wirklich macht oder unterläßt, ich sehe die Veränderungen, und ich sehe sie mit wachsendem Unmut. Sie müssen sich über die Befindlichkeit der Stadt an ihren unterschiedlichsten Orten zunächst einmal Rechenschaft ablegen, Sie müssen schauen, wo sie funktioniert und in Ordnung ist, – wo es Grund gibt, schützend etwas Druck aufzubauen gegen zu großen Kapitaldruck. Daraus müssen Sie Stadtentwicklungspolitik ableiten, ob das im Moment so geschieht, weiß ich nicht. Ich habe eher das Gefühl, daß zu sehr ein ästhetisierender Umgang mit der Stadt gepflegt wird. Und wer immer das gesagt hat, es ist wahr: Vom Ästhetisieren zum Anästhetisieren ist es nur ein sehr kleiner Schritt . . .

*(Der Titel enthält den Hinweis darauf, daß ein stattgehabtes Gespräch etwas anderes ist als seine magnetofonische Aufzeichnung und diese wiederum etwas anderes als die lesbare Form. Das wiedergegebene Gespräch entspricht – aus Platzgründen – etwa zwei Dritteln des stattgehabten. Der Titel enthält überdies den Dank für Gastfreundschaft und Gespräch.)*

# Stadtplanung und -entwicklung in San Francisco

Von unserem Amerikakorrespondenten R. George P. Williams

Saarbrücken und San Francisco, zwei auf Anhieb bestens in Beziehung zu bringende Metropolen, weisen neben kleinen Unterschieden auch augenfällige Gemeinsamkeiten auf.

Da sind erst mal die Brücken und jeweils ziemlich trübes Wasser darunter. Sie in Saarbrücken haben zwar mehr Brücken, unsere zwei überzeugen aber durch ihre erheblich größere Spannweite. Außerdem kann man vom Umgang mit den Brücken etwas vom vielgerühmten amerikanischen Verkaufstalent erfahren. Lassen Sie „Golden Gate Bridge“ mehrfach hintereinander auf der Zunge zergehen, da schlägt doch das Herz aller Imagepfleger und Tourismusförderer gleich Kapriolen! Ein Juwel wie Ihre Alte Brücke einfach nur Alte Brücke zu nennen und damit in die Nähe von Zerfall, Tod und Unmodernität zu rücken, das heißt wertvolles Kapital verschenken. Zumindest sollte man ihr ein Attribut wie „älteste Brücke der Welt, die über die Saar geht und von einer Autobahn durchbrochen wird“ zulegen. Den Rohrleitungsreparatursteg an Ihrem auch hier bekannten Heizkraftwerk „Römerbrücke“ zu nennen, ist schon mal kein schlechter Anfang.

Weiterhin haben beide Städte große Einzugsgebiete, erhebliche Pendlerströme und die entsprechenden Verkehrsprobleme. Natürlich sind die Größenordnungen etwas verschieden. Unsere Innenstadt, San Francisco County, hat 700 000 Einwohner, die San

Francisco Bay Area, ein großes Konglomerat rund um die Bay etwa 6 Millionen. Und Leute aus Petaluma oder Walnut Creek pendeln durchweg aus Gründen des nur dort erschwinglichen Wohnraums, anders als der Einpendler aus Lebach oder Theley, dem es auch mit 40 Jahren bei seinen Eltern noch so gut gefällt.

Beide Städte sind auf und an mehrere Hügel gebaut. Daß man aber hier in San Francisco mit dem Problem der Topographie in der Stadtentwicklung anders umgeht als bei Ihnen, werden wir später noch sehen. Produziert, neben tollem Image, wird hier in San Francisco eigentlich nichts, na ja außer den auch bei Ihnen populären Levis-Jeans. Ja, schauen Sie mal auf Ihre Hose; „S.F. Cal.“ auf den Knöpfen steht für „San Francisco, California“. Die Levis-Jeans wurden aus Arbeitshosen der kalifornischen Goldgräber durch exzellentes Marketing zur Modetracht der internationalen Jugend gemacht. Weshalb kann nicht Saarberg auch durch eine Tochtergesellschaft, Vorschlag „Saarberg Interbux“, die saarländische Schaff-Bux international vermarkten? All diese Computerfirmen, die aus der San Francisco Bay Area das weltberühmte Silicon Valley gemacht haben, sitzen nicht in der Metropole selbst, sondern in Vororten mit Namen Santa Clara, Palo Alto, Cupertino, Mountain View usw. Aber das soll ja bei Ihnen so ähnlich sein.



Ich möchte noch die hier wie bei Ihnen verbreitete Eigenheimermentalität erwähnen; sie führt architektonisch und städteplanerisch in beiden Städten allerdings zu verschiedenen Konsequenzen. Wie Sie auf dem Bild sehen können, haben wir den Weg zum Eigenheim durch Standardisierung erleichtert; der Eigentümer kann durch Wahl der Portalsäulchen, ionisch, dorisch oder korinthisch, und der Farbe eine sehr individuelle Gestaltung seines Hauses vornehmen. Ich nehme an, daß bei Ihnen diese Individualität durch die Zusammensetzung der Nachbarschaft gesichert ist, welche am Entwurf und dem Bau Ihrer jeweiligen Häuser mitwirkt.

Bei der Berücksichtigung der Umwelt in der Stadtplanung waren Sie in Saarbrücken uns weit voraus. Als bei Ihnen Anfang der 70er Jahre schon entdeckt wurde, daß das Kolbenholz als kaltluftführendes Gebiet für die Belüftung der Innenstadt unverzichtbar war, haben wir neidvoll zu Ihnen hinübergeschaut. Wenn man allerdings jetzt sieht, wie der neuerliche Antrag der Halberger Hütte ohne großen Widerstand durchgezogen wird, muß man annehmen, daß es damals weniger um das Kaltluftzuführen als um das Heißluftablassen gegangen ist.

Ein eklatanter Unterschied zu San Francisco besteht darin, daß – wie einer Ihrer bedeutenden Liedermacher zu singen pflegt – es in Ihrem schönen Saarland keine Erdbeben gibt. Erdbeben bringen natürlich in die Stadtentwicklung eine ungeheure Dynamik hinein, wobei ich von den akuten Momenten aktiver Plattentektonik sogar absehen möchte. Man kann halt öfter mal von vorn anfangen, Fehler der Vergangenheit korrigieren und neue Lösungen erproben. Die bei Ihnen erlebten Kriege scheinen in dieser Hinsicht nicht besonders gut genutzt worden zu sein.

## Die Besonderheiten der Kommunalverfassung

Um eine Abhandlung über Stadtplanung in San Francisco verstehen zu können, muß man sich zuerst mit den Besonderheiten der amerikanischen kommunalpolitischen Verfassungen vertraut machen. Den Amerikaner interessiert in erster Hinsicht seine Kommune (County); die Hauptstadt seines Staates ist meist weit weg, Washington liegt irgendwo an der Ostküste, und jenseits beider Ozeane soll es noch weitere, aber eigentlich unwichtige Staaten geben. Dafür kann er in seiner Kommune in einem Ihnen möglicherweise überraschend großen Maße mitbe-

stimmen, und die in der Kommune gefaßten Beschlüsse sind durch höhere Instanzen oder Weisheit nur schwer außer Kraft zu setzen. Der Wahlbürger besetzt eine große Anzahl kommunaler Ämter in direkter Wahl, etwa das Amt des Polizeichefs, des Superintendenten des Schulbezirks und viele mehr. Stellen Sie sich mal vor, Sie könnten im Saarland den Bildungsminister direkt wählen! Durch diese Direktwahl fällt natürlich eine bei Ihnen anscheinend republikweit übliche Praxis weg, untragbar oder unliebsam gewordenes politisches Personal auf Ent- bzw. Versorgungsposten zu verschieben. Da eine gewisse Umwälzung dieses Personals für die Dynamik des politischen Prozesses aber notwendig ist, haben wir eine sehr amerikanische, weil pragmatische Lösung gefunden. In unregelmäßigen Abständen tritt ein seelisch entsprechend disponierter Mensch das Amtszimmer eines höherrangigen Würdenträgers, zieht eine Handfeuerwaffe und beendet seine Amtszeit. In San Francisco mit seinem großen homosexuellen Bevölkerungsanteil liegen die Gründe für die Auswahl des zu ersetzenden Dezerntenen i.a. darin, daß er entweder zu schwul oder zu unschwul ist.

Daß diese Direktwahl wichtiger Amtsträger nicht ohne Gefahr ist, zeigt ausgerechnet das Beispiel eines unserer früheren Stadtentwickler, eines Herrn namens Jones. Er dürfte Ihnen wegen des Massenselbstmordes seiner Sekte im Dschungel von Guayana ein Begriff sein. Er war eine charismatische Persönlichkeit mit großer Anhängerschaft in manchen Bevölkerungskreisen. Unserer Presse zufolge soll jedoch eine ähnliche Gefahr bei Ihrem Prof. Wagner nicht gegeben sein.

Die Mitwirkung der Bürger beschränkt sich aber nicht auf die Wahl der verschiedenen Dezerntenen. Zeitlich gekoppelt mit fast jeder Wahl werden eine ganze Reihe von Fragen durch Volksabstimmungen entschieden. Das sorgt dafür, daß nach jeder solchen Wahl die Stadtverwaltung mit ziemlich roten Ohren dasteht. Ich habe mich gleich der Mühe unterzogen, einen solchen Abstimmzettel für die nächste Kommunalwahl in Saarbrücken zu entwerfen.

## Straßenplanung

Wie schon oben gesagt, leidet die Straßenplanung in beiden Städten unter der Topographie; Saarbrücken liegt im Saartal mit mehreren Seitentälern, San Francisco auf einer sehr hügeligen Landzunge zwischen dem pazifischen Ozean und der San Francisco Bay. Die Saarbrücker Straßenplanung scheint

### Kommunalwahl Saarbrücken 1994

Entscheidung	Ja	Nein
Rathausenerweiterung	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Europaturm	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Stadtbahn	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Aufständigung der Fahrradwege	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Schwebbahnverbindung zur Universität	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Thermische Müllverwertung statt Müllverbrennung	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Neubau weiterer Stengelhäuser	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Wiedereröffnung des Deutschmühlenbades	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Eingliederung des TGV in die Stadtbahn	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Wiederaufstieg des FC	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Harig-Denkmal auf dem St. Johanner Markt	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Verlegung des Trödelmarktes in die Stadtgalerie	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Umbenennung der Bahnhofstraße in „Fußgängerzone“	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Umbau der Saargalerie in ein Spaßbad	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Rote Welle auf allen städtischen Ampeln	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Freibier für alle	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Umbettung der Saar in die Bahnhofstraße	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>
Eröffnung eines Gondelverkehrs auf der Saar	<input type="radio"/>	<input type="radio"/>

die steilen Hänge aber hauptsächlich als Problem anzusehen, San Francisco sieht eher die Chancen. Unsere Stadtregierung geht von der historisch belegten Annahme aus, daß Verkehrsplaner, wenn man sie erst einmal eingestellt hat, über jede evtl. einmal wertvolle Planungsperiode hinaus planerisch tätig bleiben wollen und anschließend auf gutbezahlten Posten den Bürger mit allerhand Unfug belästigen. Man denke da an Befriedungen von Bahnhofstraßen, erzwungene Saarüberquerungen oder Hotelumfahrungen. Deshalb wurde in San Francisco von Anfang an die am wenigsten Planungspersonal erfordernde Straßenführung gewählt, das Gitter. Die ganze Innenstadt besteht im wesentlichen aus zwei winklig aneinanderstoßenden Gittern (siehe Abbildung). Das Problem, neue Straßennamen zu erfinden, welches in europäischen Rathäusern so manchen Arbeitsplatz erhält, wurde radikal vereinfacht, indem ein Teil der Straßen durchnummeriert wurde.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß die Projektion eines gitterförmigen Straßennetzes auf eine sehr hügelige Topographie für den Verkehrsteilnehmer interessante Probleme aufwirft. So ist durchaus die kürzeste Straßenentfernung zwischen zwei Punkten A und B nicht immer die laut Gitter kürzeste, von den zu überwindenden Höhenunterschieden ganz zu schweigen. So kann ich mich an einen Fußmarsch von einem Hotel (Punkt A) zu einem Restaurant (Punkt B) erinnern, bei dem ein mitwandernder Kollege, der das hier häufiger anzutreffende Verhältnis von Höhe zu Breite = 1 : 1 aufwies, die gittermäßig günstigste Tourenführung fast nicht überlebt hätte und zudem noch mehrfach an besonders steilen Stellen mit seinem Bauch das Straßenpflaster touchierte und deshalb an Punkt B zwei Vorspeisen, zwei Hauptgerichte und zwei Nachspeisen zu sich nehmen mußte. Aber das nur am Rande!

Die Chancen, die diese Straßenführung bietet, sind in vielerlei Filmen dokumentiert; denken Sie an all die Verfolgungsfahrten, hügelab und hügelab mit großen Sätzen über die Querstraßen, bei welchen ganze Armadas von Fahrzeugen auf der Strecke bleiben! Da schlägt doch das Herz jedes Amateur-Bullits höher, da muß er hin und auch mal die Federung seines Schlittens bis auf's äußerste strapazieren. Ich glaube nicht, daß ein dicklicher Kommissar, der auf einem Halbbrenner flaches Pflaster abfährt, ähnliche Touristenströme auslösen kann.

Eine ähnlich weitsichtige, durch die Straßenführung ermöglichte Investition ist der Bau der Kabelbahn gewesen. Der Tourist zückt nicht nur bereit-

willig 3 Dollar für eine Fahrt längs der Falllinie, nein, er kommt überhaupt erst wegen dieser Bahn in die Stadt. Ich würde es riskieren, dem dahindümpelnden saarländischen Fremdenverkehr einen großen Aufschwung zu prophezeien, wenn erst mal Kabelbahnen den Triller, den Winterberg und den Schwarzenberg hinauffahren würden. Wenn Sie das nicht glauben, betrachten Sie das Beispiel Wuppertal; ich würde annehmen, daß Wuppertal noch gar nicht entdeckt worden wäre, wenn es dort die Schwebebahn nicht gäbe.

Wahrscheinlich die neben der Kabelbahn größte Touristenattraktion ist das Schwulenviertel Castro. Überhaupt haben wir hier eine glückliche Hand mit der Popularisierung von Stadtvierteln gehabt. Mußten in den 60er Jahren alle unbedingt in die Haight Ashbury kommen, die einen um Hippie zu spielen, die andern um ihnen dabei zuzuschauen, in den Siebzigern dann ebenfalls ins gleiche Viertel, nämlich um an Drogen zu geraten bzw. um sich beim Zuschauen sein Geld von Drogensüchtigen rauben zu lassen, so ziehen wir heute jedes Jahr mehrere Hunderttausend Touristen aus der ganzen Welt an, die einen, weil sie im Castro endlich schwul sein dürfen, die andern, weil sie das Schauspiel sehen möchten. Vielleicht läßt sich mit Ihren Stadtvierteln Ähnliches bewerkstelligen. Man könnte an das Diesinger-Viertel als Oskar-Wallfahrtsort denken. Der ADAC könnte seine Saar-Rallye am Staden starten und enden lassen. Jo Leinens Solartankstelle und überdachter Fahrradständer könnten das Regierungsviertel als Pilgerort für alle diejenigen attraktiv machen, die wissen wollen, was die SPD unter dem ökologischen Umbau der Industriegesellschaft versteht.

Vom großen Einfluß des Wahlbürgers in seiner Kommune und der Fastunumstößlichkeit kommunaler Beschlüsse hatte ich oben schon gesprochen. Dazu möchte ich Ihnen ein Beispiel aus der Verkehrsplanung geben. Vor etwa 20 Jahren wurde der Grundstein für ein die ganze Bay Area umfassendes öffentliches Transportsystem, das Bay Area Rapid Transit System (BART) gelegt. Natürlich mußte jede Gemeinde, deren Gebiet durch eine Trasse berührt wurde, dem Bau zustimmen. San Mateo County, auf der Südseite der Bay, lehnte dies ab. Damit war jede Verbindung in die dahinterliegenden Gemeinden unmöglich geworden, und der Bau beschränkte sich auf San Francisco und die Städte der Nordbay. Aber wie ich hier lese, hat man bei Ihnen Ähnliches angestellt, indem man der Gemeinde Püttlingen gestattete, den Damm der Köllertalbahn abzutragen, wohl um den

Bau der Stadtbahn nach Lebach etwas spannender zu gestalten.

Ich hoffe Ihnen aufgezeigt zu haben, wie professionell in San Francisco Stadtentwicklung, Imageproduktion, Tourismusförderung verbunden werden, und wie daraus wirtschaftliche Prosperität resultiert. Saarbrücken sollte unbedingt Ähnliches versuchen, damit es von seinem miesen internationalen Image herunter kommt. Denn wie schreibt der REAL GUIDE to GERMANY: „Saarbrücken, which despite the efforts of both the German and the French governments over the years, is a shabby industrial town. It's the kind of place that lists among its attractions the Bergwerksdirektion“. Und über die saarländische Küche, „traditionally always a poor man's fare, based on a thousand and one potato variations like Hooriche“. (siehe: Rückseite dieses Heftes)

**R. George P. Williams** is a freelance writer for numerous international journals, among them the Saarbrücker Hefte.

# FußgängerLückenGeschäftsstraßeSaarbrücken

Dreischiffig und longitudinal hainartig –  
Anmerkungen zur Urbanität der Diskussion

Von Dietmar Schellin



Ordinärer Ceylon Orange Pekoe, oder erlesene Ostfriesen Blattmischung. Rooitea Capetown oder aus Japan Grüner Tee. Kalahari. Oder aus China China Tee. Ach, und Wiener Edel und Arabisch Mokka. . . oder einfach aus Gewohnheit wieder mal Brasil, die Hausmischung im Dauerangebot. Die Wahl haben und dann das Gewohnte wählen, damit fängt Stadt vielleicht schon an. Dann die englischen mints, die Schweizer Kekse und die türkischen Zahnschmelzerstörer in Würfelgestalt, die Petit Suisse Nougat von Coupo Santo S.A. aus Montélimar. Luxurierende Wörter, stilvolle Aufforderungen an den Kunden, Passanten, den Blick und auch die anderen Sinne zu öffnen, auch den Sinn fürs Kontrastprogramm, das ist das eine. Das andere wäre: Kaffeehandel als Gedanke und als Lektion. „Think global, act local“ heißt das Management-Konzept der „Kaffeebohne“. Lesbar eben zwischen Tee-, Kaffee-, Naschwerkütten und -dosen. Meine „Kaffeebohne“ ist eines der fünf oder sechs alteingesessenen Geschäfte in der Bahnhofstraße. Vier Jahrzehnte durchgehalten, im Kontrast zur Nachbarschaft der allgegenwärtigen Filialisten, ein Ort für den kleinen urbanen Lokalpatriotismus.

Kaffeebohne und Jesolo, neuerdings Peek & Cloppenburg, aber auch Karstadt mit der neuen Drogerie, und der Juwelier Kraemer, letzterer übrigens in 4. Generation und im eigenen Haus, insofern schon einsame Ausnahmegestalt: Kontrastpunkte, die zur Nach- Frage verführen. Warum ist die Bahnhofstraße verlassen von (fast) allen guten Geschäften? Wer macht diese Straße so häßlich, was die Diskussion um ihren Umbau so unbeholfen provinziell, und auch wieder hinreißend ehrlich?

Nicht nur die Baulücken, auch der richtig heruntergekommene bis verwahrloste Zustand eines gut Teils der Häuser in der Bahnhofstraße unterscheidet den traditionell zentralen Einkaufsplatz der Region von vergleichbar großen Städten, von Landeshauptstädten gar nicht zu reden. Und zwar jenseits von guter oder schlechter Architektur (es kommt ja beides nicht wirklich vor, um Architekturkritik geht es hier nicht). Interessant ist vielmehr, daß jahrzehntelang so gut wie nichts gebaut wurde, daß das Gebaute so gut wie nicht gepflegt wurde, und daß dennoch Geschäfte liefen.

Man muß sich das bewußt machen, schon wird es regelrecht spannend: Die vorgebliche Einkaufsmeile des Saarländers galt bis vor kurzem nicht als zu gestaltender Raum, keiner hats gemerkt, keiner sich für

sich und andere wenigstens geschämt. Bitte, das hat doch 'was, das ist doch spannend.

Die Kaffeebohne: „Wenn Sie von der Grundstücksrendite leben können, dann vermieten Sie doch lieber als daß Sie selber das Risiko für einen Laden tragen. Wenn Sie ohne zu arbeiten in Florida oder in Nizza hocken können, dann hocken Sie doch nach Nizza. Ich weiß, Sie kommen doch aus Freiburg, kenne ich, bildschöne Stadt, die Bächlein und so. Das verstehen Sie nicht, da sind Sie auch zu jung dafür.“ Die Bahnhofstraße nämlich sei auch mal sehr attraktiv gewesen, wirtschaftlich gesehen. Und relativ hoch sind die Erdgeschoßmieten noch immer. In den Jahren nach dem Krieg wurden ordentlich Umsätze gemacht. Konkurrenz gab es kaum.

Die anderen Städte der Region, Homburg, Saarlouis, Neunkirchen, und selbst St. Ingbert sind ja erst die letzten Jahre aufgewacht, bei der Gelegenheit dann allerdings auch richtig aufgewacht. Hier hat man zu lange gedacht, das ginge von allein, wenn man nur in der Bahnhofstraße sitzt. Die Generation, die nach dem ersten Nachkriegsaufschwung hätte übernehmen müssen, war – oder wähnte sich – schon zu reich, um zu arbeiten, und war offenbar zugleich unfähig zu rechnen und zu investieren. Mittlerweile kommt als Erschweris hinzu, daß die zum Teil sogar eingeschossig, zunächst provisorisch bebauten Grundstücke in der Hand von Erbengemeinschaften sind, von ungleichmäßig begüterten und uneinigen Verwandtschaftskreisen. So kommt zur Unfähigkeit der Neid noch hinzu.

## Gefechte um wundersame Nebensachen

Soviel war ja eigentlich auch bekannt, und erklärt das Erstaunliche noch nicht. Daß nämlich, was anderswo als Standard gilt, und spät nun auch für Saarbrücken gelten soll, Teile des Stadtinnenraums von „motorisiertem Individualverkehr“ frei zu machen – was man freilich sehr oder weniger gut gestalten kann – daß das hier wundersame Gefechte entfacht, zu Verhärtungen und persönlichen Anwürfen führt, und zu einer ganz unurbanen Diskussion – um Nebensachen. Denn es geht nicht mal um Gestaltung, um die noch mögliche Verhinderung des städtebaulich jeweils Schlimmeren, nicht mal um zu ziehende Lektionen, sei es nur aus der Peinlichkeit Saargalerie. Auch nicht ernsthaft um den Einsatz der immer schon und jetzt besonders knappen kommunalen Mittel. Der Gast, der Fremde hat dabei leicht auch

den Verdacht, als würde das offene produktive Streiten gerade erst einstudiert.

„Die Qualität städtischen Lebens läßt sich unter anderem an dem Maß der erreichten „Urbanität“ feststellen. . . . Die Qualität dieser urbanen Strukturen wird an dem erreichten Grad der Vernetzung aller sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Wesensträger bei gleichzeitiger Beachtung der jeweiligen Wechselwirkung von Mensch und Umwelt zu messen sein. . . . Eine der wichtigsten Kulturaufgaben der Stadt ist ihre Selbstgestaltung. Es zeigt sich nämlich zunehmend, daß der öffentliche Raum allein zum Funktionssträger der motorisierten Fortbewegung, nicht aber der Begegnung geworden ist. Die Stadt muß wieder als Schauplatz des öffentlichen Lebens gleichsam als Bühne der Bürger zurückgewonnen werden. Straßen und Plätze werden nur dann Aktionsraum für die *res publica*, wenn dort lebendige Vielfalt herrscht und niemand ausgegrenzt wird. Die Aufenthaltsqualität der horizontalen Flächen ist eine wichtige Voraussetzung für jede Form der Urbanität.“

„Allgemeine städtebauliche Betrachtungen“ des Baudezernenten Prof. Horst Wagner

„Vernetzung“, „Kulturaufgabe“, „Urbanität“, daran ist nun wirklich, so scheint es uns, ziemlich alles irgendwie indiskutabel richtig und wichtig und vor allem das mit der *res publica* überzeugt uns alle gar. Aber irgendjemand muß irgendetwas doch falsch gemacht – oder jemand anders falsch verstanden haben. Der Übergang zur Umbauphase hat jedenfalls nicht nur nicht geklappt. Die Stadt gibt sich mit Fleiß dem Spott der Nachbarstädte preis, und man kann froh sein, daß überregional sich niemand für die Ecke hier interessiert. Der Streit geht nicht darüber, ob überhaupt eine Fußgängerzone kommen soll, was eine tolle städtische Diskussion sein könnte. Die Sache verkommt vielmehr zu einem beliebig aufblasbaren Generalnullthema, zu einem allgemeinen Schimpf- und Schuldzuweisungsgegenstand. Mir leuchtet hierzu nur der gequält ruckende zuckende Affe ein, der bis vor kurzem den Eingang der Kaufhalle zierte, und der ohne falsche Bescheidenheit die Straße als ganze und eben solche repräsentierte.

## Ohnebus, Ohnerad

Die CDU will zwar eine Fußgängerzone, aber ohne Bus, ohne Rad. So sei das keine, also abbrechen, also Autos wieder rein.

Die Kaufmannschaft will eine Fußgängerzone, aber keine Umbauphase. Die SPD schlägt Animation vor, „Mitmachen statt Miesmachen“, Politikersatzpolitik. Wie in der Saargalerie sollen Künstler, die keinen Namen haben, den sie verspielen könnten, die künstlich und ohne Not hergestellte Leere füllen.

Auch ein Beweis in Lernunfähigkeit.

Unterdessen zählt der Baudezernent die zu vielen Taxen und zieht zu Fuß zu Felde gegen das alle Sinne und überhaupt betörende und drüberhinaus auch „irritierend wirkende“ Übermaß an Werbung in der Bahnhofstraße. Herunter mit „dem optischen Wirrwarr der Schilder, Transparente, Fahnen, Hinweiszeichen und Automaten“, nieder das Verschiedene, das jenseits einer städtischen Verordnung einfach entstandene Saarbrücken. Nieder die gebauten Tatsachen. Nieder ihre Sichtbarkeit zumindest.

Dann aber im großen Gezeter, potztausend, die Lösung, spät aber doch noch das krämpfelösende Wort. Nachdem man ihn kaum mehr anders als in Abwehrstellung sehen konnte, der Baudezernent Professor Wagner, „persönlich bitterlich getroffen und menschlich enttäuscht“, weil ad personam attackiert von einer lokalallmächtigen, und dennoch im Sommerloch gänzlich ausgezeherten Provinzzeitung, plötzlich wirft er also mit Schwung und zugleich großer Dezenz nach der Art der Gebildeten, und mit in allem Tosen auffallend ruhiger Stimme, den in der Straßenausbaubeitragssatzung, unter Eingeweihten: Strabs, den ebendort vorgedachten Begriff, das erlösende Wort in die Diskussion, er sagt es, endlich sagt ers, zwar leise, dabei irgendwie doch weise, das Wort:

„Fußgängergergeschäftsstraße“. Nur eben, pardon vielleicht, dies gleich wieder ein Haar vielleicht in der Suppe vielleicht, schon wieder ein Haar, woraus Stricke gedreht werden können, er sagt es nicht ohne ein – sachlich vielleicht sogar unbedeutendes, oder wenigstens wenig bedeutendes – aber eben doch über die Lippen getretenes „vielleicht“.

„Vielleicht sollte die zukünftige neue Bahnhofstraße nicht „Fußgängerzone“ werden, sondern die „Fußgängergergeschäftsstraße“ in achsialer Ausrichtung, räumlich gegliedert und für andere Bewegungen als nicht nur die des Gehens geeignet sein: Fahrradfahren, Andienung (Ver- und Entsorgung incl. Anwohner), Beförderung (Behinderte, Krankentransport usw.), Hotelzufahrten usw. und jeweils in der angemessenen Geschwindigkeit. Dieses Mehr an „Bewegung“ eröffnet die Chance einer vitalen Urbanität durch Vernetzung und versöhnt außerdem durch den vielfältigen Beitrag in Abhängigkeit zu der umgebenden räumlichen Maßstäblichkeit.“

Stellungnahme des Baudezernenten Prof. Wagner

Der Vorwurf der Konzeptionslosigkeit wurde dem Baudezernenten mehrfach gemacht. Öffentlich auch auf einer Veranstaltung der IHK. Daß ihn das trifft und auch „menschlich“ enttäuscht, nimmt man dem Angegriffenen ab. Man nimmt ihm vielleicht auch ab, daß der Vorwurf ungerecht sei. Er habe doch ein Konzept, man kenne doch die Pläne, die hätten nun

lang genug ausgelegen undsoweiter. Alles richtig. Nur, wie konnte der massive Eindruck der Konzeptionslosigkeit (die ja tatsächlich Tradition hat und sich stadtgesehichtlich erklären läßt) entstehen? Die Stadt mag Pläne haben für ein Endergebnis: für Baumgruppen, Kunst, Belag, Wasserbecken, für „witterungsgeschützte Querungen“, usw bis zu den „lichtdurchlässigen, teils gewölbten Dachelementen“. Aber die Zwischenzeit, die Zeit der Änderung, des Eingriffs in Gewohnheiten, in das alltäglich also kaum Wahrgenommene, was Stadt eben ist, in Gewohnheitsrechtsgefühle sozusagen, in allerlei Besitzstandsborniertheit auch, all dieses hätte zu den Vorüberlegungen eben dazugehört, das war nun aber sichtlich nicht der Fall.

Und da hätte ja auch gar nicht alles so hundertprozentig – und bis hinein ins Detail und mit Kunst und so – alles geplant sein müssen, das grade nicht – ein offenes Verfahren des Zulassens von neuem, nur qualitativ ein bißchen gesteuertem Leben, das wäre doch auch ein Verfahren. Man hätte nur damit rechnen, damit arbeiten müssen, daß eine solch einschneidende Veränderung allein auf der Ebene der Wahrnehmung der Stadt, die ja nicht vollständig bewußt sein kann (weil komplex, weil imaginär, weil individuell auch), durchschlägt auf die Interpretation der Stadt. Der Stadt als zu gestaltendem Raum wie als gestalten-der Verwaltungsorganismus. Interpretation nicht explizit und stadtsozio- oder sonstwie logisch, sondern im Sinne von Präsenz und Nutzung.

## Fort/da mit OB

Jedoch Betonbaumkübel da – Betonbaumkübel fort – Betonbaumkübel wieder da. Kübel zumal, die ganz offensichtlich für Tiefbau designed sind. Dann Monsterposter mit OB in babyblau: da, und wieder fort. Wochenlang keine „Information“, und plötzlich wie aus Versehen abgestellte Dreiecksinfotafeln. Schließlich Ende September der autokarikaturale Begriffswechsel zur „Fußgängerereinkaufsststraße vielleicht“. Man müßte schon selbst zu seinesgleichen gehören, wollte man darin Konzept vermuten.

## Wer sich umgibt allein mit seinesgleichen

Das Dazu-Gehören scheint denn auch ein springender Punkt zu sein. Der zuständige Mann allemal,

Prof. Horst Wagner, Baudezernent: „Ich gebe zu, die Öffentlichkeitsarbeit ist nicht optimal gelaufen. Aber ist die Öffentlichkeitsarbeit etwa eine Aufgabe des Baudezernats?“ So plant, so äußert sich, wer sich schon abgeschottet hat. Wer sich umgibt allein mit seinesgleichen aus ineinandergefallenen Partei- und Verwaltungskreisen. So erst wird auch verständlich, daß der Mann sich zu Unrecht angegriffen fühlt. Völlig plausibel. Denn man verzichtet noch, und systematisch –s. „Europaturm“, s. vermutlich auch „Rathausweiterung“, s. die sogenannte „Saargalerie“ – auf eine *ernsthafte* Einbindung – das hieße Nutzung – der sogenannten kritischen Öffentlichkeit – soweit sie, fallweise eben durchaus, entsteht. Nutzung der öffentlichen Ortskenntnis. Was nach einer gewissen Phase der Einübung – ins sozusagen Unvermeidliche – als selbstverständlich gelten könnte, guter Streit, das ist erst noch zu entwickeln – noch gilt in Saarbrücken die Politik des Seinesgleichen. Typische Produkte: Ein Luftspañbad, ein Luftturm, ein bürgerloser Bürgerpark . . . und ein Parkhaus mit dem unehrlichen Titel Saargalerie, letztere leider auch gebaut. Gegenbeispiel, dies eben auch Folge einer Diskussion: Böhm's Schloßinterpretation.

## Ernsthaft verhindert

*Ernsthaft* hieße, daß bei Nichtseinesgleichen wenigstens ein Anflug des Eindrucks entstünde, daß gute Argumente aufgenommen würden, das hieße beileibe nicht: gleich umgesetzt. Nur nachvollziehbar zur Kenntnis genommen. Doch, auch wenn Diskussionen, zum Europaturm etwa, zur Rathausblockbebauung stattgefunden haben, gekippt hat das Trum von Turm nicht die kritisch-urbane, sondern die kalkulierende Vernunft der Sparkasse. An der Bofinger-Lösung für die Rathausweiterung aber will die Stadt wohl noch eine Zeitlang festhalten. Die denkmalpflegerischen, wirtschaftlichen, architektonischen Argumente für eine bessere, und mittelfristig vor allem auch billigere Lösung schlägt sie kühn taub in den Wind. Vorerst jedenfalls, . . . (das steht noch nicht). Und dazu paßt oder paßt eben nicht die regelmäßig zu bedauernde Verhindertheit des Baudezernenten bei öffentlichen Veranstaltungen zur Stadtentwicklung. Das ist schade, und mag im Einzelfall ganz sicher gute und unabweisbare Gründe haben. Systematisch aber macht das schlicht einen schlechten Eindruck, und zumal nicht den, ein auch öffentlich erläuterbares und mit Nichtseinesgleichen diskutierbares Konzept zu haben. Stattdessen, wie man hört,



Pressekontaktverbot für die Leiter der beteiligten Ämter! 'Nur über meine Pressestelle', sagt die Stadt. Stattdessen „Stellungnahme“ schriftlich:

„Die maßvoll dimensionierten Baumgruppen werden zu 'hainartigen Plätzen des Verweilens und der Kommunikation'. Die hierfür notwendigen Sitzelemente müssen hohen funktionalen und formalen **Ansprüchen** genügen. Gleiches gilt auch bei der immer wieder schwierigen Beleuchtungsfrage. Zur Vermeidung störender Masten werden formal **anspruchsvolle** Lichtobjekte an Kragarmen entlang der Fassaden montiert.

Neben max. 2–3 ANSPRUCHSVOLL zu gestaltenden Gastronomiestützpunkten und den wenigen Baumgruppen werden als weitere integrale Bestandteile der achsialen Raumzonierungen Kunstobjekte zu stehen kommen können. Sowohl dem spielerischen Element „Wasser“ (Brunnenanlage Wasserstein) als auch Skulpturen werden pointierte „Orte“ zugewiesen – die sie im Verlauf der Jahre besetzen können. Aus der „Konsummeile“ kann durch die angestrebte Vernetzung von Kultur und Kommerz eine sehr originäre „Erlebnismeile“ werden.“

„Allgemeine städtebauliche Betrachtungen“ des Baudezernenten Prof. Horst Wagner

Ein „spielerisches Element Wasser“, der tief unter der Sulzbachstraße verlegte Sulzbach ohne Zweifel, oh ja und dieser nicht ohne „Vernetzung“, da sind zumindest die terms auf der Höhe der Zeit, eine so richtig „sehr originäre Erlebnismeile“ wird das werden pardauz, da hätten wir dann ja doch noch unser Spaßbad, ein Trockenspaßbad „vielleicht“, es sollen ja lichtdurchlässige, und zugleich wasserimpermeable, „zum Teil gewölbte Dachelemente“ uns in Kunst, Design und Kommerzkultur Erlebnisbadende longitudinal hainartig überspannen.

Ach ja, und wenn nun in seinesgleichen Boot sich jemand *vielleicht* verschaukelt fühlt durch „anspruchsvoll“ überspannte Sätze, und – völlig zurecht auch – sich nicht ernstgenommen sieht, weil da nämlich einer den Ton sauber knapp danebentritt, dann ist das vermutlich die Sache mit dem Ernstnehmen. Die es ja wohl nur gegenseitig geben kann.

Vielleicht ändert sich das mittelfristig. Und zwar einfach dadurch, daß das Selbstverständliche, öffentlicher – und freilich dann qualifizierter – Streit, immer öfter eingefordert wird. Wer da wegbleibt, macht logisch die schlechtere Figur. Als wer die Attacken halbwegs sportlich noch pariert, vielleicht auch hart und stockverbindlich kontert. Saarbrücken zeichnet sich nämlich gegenüber anderen vergleichbar großen Städten dadurch aus, daß noch eine ganze Menge zu gestalten ist, man kann es ja auch mal so herum sehn (allein die Ecke Bahnhof-Viktoria-Reichsstraße, all die Lücken, vieles zwischen Bahnhof- und Kaiser-

straße). Man kann hier also noch vergleichsweise viele Fehler verhindern, die anderswo schon gemacht wurden. Und daß die Stadt guten Rat brauchen kann, dafür steht doch wohl die sogenannte „Saargalerie“. Zum Verkauf.

## Alte Übung, Tagesbefehl

Ihre Anziehungskraft, die die Stadt Saarbrücken noch ein Stückchen vielleicht ausbauen könnte, hängt direkt proportional ab von der Einübung in eine lokale Konfliktfähigkeit und deren Einbeziehung in die Entwicklung der Stadt. Wieviel da noch zu leisten ist, das beweist, wer den Tagesbefehl ausgibt „Mitmachen statt Miesmachen“. Alte regionale Übung, Kritik als Nestbeschmutzung, als Miesmacherei, als Spielverderberei zu denunzieren. Das ist dermaßen dorf. Statt Gestaltungsprozesse mit durchzumachen, statt sich für Dreinrede offen zu halten, hören wir von der Mehrheitsfraktion dann auch noch den beschämenden und eigentlich todtraurigen Vorschlag zur Animation.

## Ohne Zusatzausbildung zu viele Parkplätze

Zur Haltung der CDU – Busse raus, Fahrräder raus, oder Wiedereröffnung für den allgemeinen Verkehr – können wir wenig sagen, wir verstehn es nämlich nicht. Wahlkampf nur? Und selbst als Wahlkampf wäre das Wendehalsmanöver schwer verständlich, hat doch auch die CDU immer für eine Fußgängerzone votiert. Ein Beweis für die Aufblasbarkeit des Themas, s.o., und einer für Provinzialität s.o.&u. Man schaue nach Freiburg, nach Basel, nach Kassel oder Karlsruhe: wo genug Raum für öffentlichen Nahverkehr ist, da schadet er Innenstädten offensichtlich nicht. Im Gegenteil, das funktioniert gerade erst zusammen. In Freiburg etwa fährt man mit der Straßenbahn ins Zentrum, wo sich alle Linien kreuzen. Ich habe in 12 Jahren dort niemanden klagen gehört über die Busse, auch nicht über die Straßenbahn. Im Gegenteil, mitten im Zentrum aussteigen zu können, ist eines der Qualitätsmerkmale, und en passant absorbiert ein funktionierendes Nahverkehrssystem auch noch einige Unfälle, logischerweise wie auch statistisch. (Wir übergehn an dieser Stelle ganz diskret den heiklen Punkt, daß unter den hiesigen Busfahrern ganz offensichtlich echte ausgewachsene Fußgängerhasser sein müssen. Ohne Zu-

satzausbildung sollte man die vielleicht wirklich nicht hereinlassen. Was funktioniert anderswo anders, daß es anderswo funktioniert?)

Zugegeben, da machen wir jetzt vielleicht einen kleinen Denkfehler. SaarlandAutoland – den Bindestrich sparen wir sachgemäß ein: der Saarländer, der kaufende Saarländer zumal, fährt mit Auto kaufen oder er kauft nicht. Das ist einhellig die Meinung der Kaufmannschaft, dafür braucht man auch keine Verkehrswissenschaftler aus Wien, „Käufer sind Fahrer!“ Im Umkreis von 600 m rund um die Bahnhofstraße, „fußläufig“ also, um einmal nur dieses schöne Wort benutzt zu haben, stehen 5000 nie ausgelastete, längst also zuviele Parkplätze zur Verfügung.

## Luftverkehr mitten in der Stadt

Damit nähern wir uns langsam und ängstlich einem weiteren Knackpunkt, einem Luftverkehrsmittel mitten in der Stadt, der Stadtbahn. Die Busse sollen raus, es kann ja in Saarbrücken nur eine saarländische Bahnhofstraße geben, eine provinzielle, und nicht eine urbane, nämlich gemischte. Alle Räder sofort raus, sagt die Kaufmannschaft. Sobald wie möglich raus, moderiert geschickt die SPD. Nämlich sobald wir die Stadtbahn haben. Hier muß jetzt trauriger Klartext stehn, wirklich: wir werden nie eine Stadtbahn haben. Das weiß auch die SPD, sofern sie überregionale Zeitungen liest. Aus Bonn kann man seit Mitte diesen Jahres wissen, daß für neue Verkehrsprojekte (ausgenommen Autobahnausbau zur Dreispurigkeit) kein Geld vom Bund zu haben sein wird, und zwar auf Jahre hinaus, wie gern hätte ich unrecht, ach. Aber erstmal baut uns unsre SPD nach Bad und Turm und weißgottwas nun ein Luftverkehrsmittel – man würde ja gern und möchte schon, aber die garstige Bonner Politik mißgönnt sie uns, ausgerechnet wiederum uns.

## Kaufmannserbengeschäftsfähigkeit

Übrigens haben die Kaufleute Beweise, Statistiken: 30- bis 40prozentige Einbußen seit Beginn der Experimente. Die Stadt habe so ziemlich alles falsch gemacht, was man falsch machen kann, so nicht nur Krause-Wichmann (Leder-Spahn) oder Iven (Reisen), sondern so der Tenor in der Straße. Eines stimmt: wirklich schädlich für Rang und Image Saarbrückens war die bisherige Diskussion, gar keine Frage.

Aber spitzt man die Argumente der Kaufleute (wie sie bei einer Diskussion im IHK-Haus einen Abend lang vorgebracht wurden) nur ein klein wenig zu, kommt man um den Eindruck nicht umhin, daß der Baudezernent Wagner für die enorme Ungepflegtheit vieler der Häuser, für die eingeschossigen, ja: Barracken, für die Eingangszonen zu den Geschäften, Beispiel Kaufhalle, Beispiel Kaufhof, für die – gelinde gesagt – phantasielos dekorierten Schaufenster, vor allem aber für den pseudoasthmatisch ruckenden Affen vor der Kaufhalle haupt- und alleinverantwortlich ist. Der Bahnhofstraße fehlt die urbane Anziehungskraft anderer Städte. Sie hat, was alle Städte haben, die omnipräsenten Filialisten. Es fehlt ihr eigentlich nur wenig: das Eigene, das Örtliche, der länger schon ansässige geschäftsfähige Einzelhändler.

Jahrzehntelang wurde aus ortsansässiger Handelsuntätigkeit und Entschlußunfähigkeit nicht gestaltet, sondern einfach vermietet an große Filialisten, es wurde weder Geschmack, noch Rechenkunst, noch Geld investiert. Wie schon der Wirtshauspruch sagt: „Kaufmannserben neigen oder taugen eben/Sehr zum Erben und zum guten Leben./Anspruchsvoll vielleicht im Großen/Doch im Ganzen reicht's zu wenig mehr“. In der Managementsprache, 'Think local, don't act', irgend einen dahergelaufenen Schuldigen finden wir allemal.

Die Bahnhofstraße ist ein Dilemma, das sich selbst erzeugt und fortzeugt. Weil das Besitzen allein einträglich genug zu sein scheint, hat die Straße ihren Wert weitgehend eingebüßt, besitzt sie selbst kaum mehr urbanen Wert. Peek & Cloppenburg, die Juweliere Kraemer oder Cullmann kontrastieren scharf den Gesamteindruck. Es profitieren davon die Quer- und Nebenstraßen. Zurecht, dort nämlich finden sich die meisten der besseren Geschäfte Saarbrückens, dort überlebten auch eingesessene Betriebe, dort sind Geschäfte, Kinos, Wohnen, Gastronomen und Verkehr . . . gemischt.

## Was ist denn passiert?

Vielleicht ist das bislang nicht so ganz klar rübergekommen: eigentlich denken wir positiv. Schlimmer: konstruktiv. Wir wollten das mal dazusagen, wie leicht ergeben sich Mißverständnisse!

Was ist denn, bitte, passiert in der Bahnhofstraße?

Fast nichts. Die Stadtachse, die das Saarbrücken des 20. Jahrhunderts prägt, die das barock proportio-

nierte St. Johann mit der industriezeitlichen Menschenschleuse Bahnhof verbindet, wurde vom „MIV“, „motorisierten Individualverkehr“ befreit. Buntlackierte Blechdildos ab sofort verboten, raus. Eigentlich nichts Aufregendes. Zumal vergleichsweise wenig Verkehr dort floß, zuvor. Entsprechend überschaubar sind die Veränderungen im Umfeld, verkehrsplanerisch war das vollkommen richtig berechnet, wir gratulieren, Herr Dr. Häckelmann.

Aber nun stand man plötzlich in einer langen leeren ungestalteten Schlucht, man sah sich um: und jetzt erst sprang es ins Auge, wie runtergekommen, wie provinziell, wie unschön und vielleicht doch einer Anstrengung würdig Saarbrückens Bahnhofstraße ist – aber auch immer schon war, das war alles.

Das war der Schock.

Und das mehrstimmige Gezeter läßt sich anders kaum erklären als durch diesen schockartigen Wechsel auf der Ebene der Wahrnehmung. Die Ärgerenergie mußte flugs auf Schuldige abgeleitet werden. Mit Großsprecherie versuchte man, versuchten seinesgleichen eben, die neue Leere niederzubrüllen: „Cityring“, „Fußgängerzone“, „Kolonnaden“, „hainartige Plätze zum Verweilen“, lauter fehlproportioniertes Vokabular. „Saargalerie“! Die Falschetikettierung hat System – und Folgen.

Erst durch den Kontrast zwischen Anblick und Stilisierung zur „Fußgängerzone“, erst durch das Prahlern mit einer urbanen Großtat, entstand das diffuse Gefühl, daß hier etwas aufs Ärgste nicht zusammenstimmt. Ästhetische Urteile über die Nachkriegsarchitektur in den deutschen Innenstädten verbieten sich von selbst. Wer immer also sich äußerte, äußerte diffundierende Unzufriedenheit, „Huääh, Grrruuiih, sieht das hier aus!!“, und suchte zum inneren Ausgleich schnell rettende „Gründe“ und „Schuldige“. Den Kaufleuten kam der Baudezernent gerade recht, die Nichtsaarbrücker zeigten auf die Saarbrücker, die Käufer auf die Händler (ein gutes Drittel blieb zur Strafe weg), die Kulturkritiker auf die Konsumwelt, die Autofahrer an die eigne Stirn.

## Jetzt erbarmungslos Gelassenheit

Jetzt erbarmungslos das Konstruktive: Was die Bahnhofstraße bräuchte, ist etwas Zeit für Übergang – für Umbau wie für Umgewöhnung. Etwas Gelassenheit für das Zwar-nicht-mehr-aber-auch-noch-nicht, für Brache, Zwischenzeit. Man kann die Risse, die durch diese Stadt gehn, einfach scheußlich und beschimpfenswert finden, ich finde sie echt total

spannend. (Am spannendsten die Brandschutzmauer Bahnhofstraße 26, aber auch sehr die Lücken. Ich würde gerne eine Lückencafé gestalten: etwa die erste Etage über der Nordsee, gläsern und grazil in die Straße hereinreichend: AUProVIS oire [Au Provisoire], oder so ähnlich.)

Weil nämlich räumliche Brache, „Lücke“, wie auch zeitliche Brache, Zeit des Verzögerns, des Geschwindigkeitswechsels der intensiveren Wahrnehmung, der Suche nach dem ortseigenen Rhythmus, dem ortsgemäßen Gehen mit den Füßen nichts weniger als noch unverschenkte Gelegenheiten sind.

Risse, Widersprüche, „Häßliches“, das sind gebaute und zu lesende Lektionen. Wer jetzt aus Ungeduld und – fraglos berechtigter – Unzufriedenheit auch Busse und Fahrräder verbannen will, der nimmt der Bahnhofstraße den Rest an ureigener Lebendigkeit, der gibt ihr den Rest. Und erzwingt das Antiurbanste überhaupt: Ersatz aus Design und Animation. Im Kern geht es darum, vorübergehend auszuhalten, daß man eine Stadt mitbewohnt, die eben diese und keine andere Vergangenheit hat. Eine Stadt, die jünger ist als manche ihrer Bürger – und die in ihren 85 Jahren etliche – nicht allein stadtplanerische – Umschwünge mit großen Verzögerungen in Form von Rissen und Lücken – und Spurenverwischungen verzeichnet. Für einen Auslandskorrespondenten, zur Zeit Saarbrücken, liest diese Stadt sich, lachen Sie jetzt nicht, spannend.

# Bürgerpracht und Bluff-Gewerbe

## Aufstieg und Verfall eines großbürgerlichen Villenviertels <sup>(1)</sup>

Von Josef Reindl



### Momentaufnahmen

Die alte Frau steht nun bereits seit fünf Minuten an der Bismarckstraße und versucht, sie zu überqueren. Immer wieder setzt sie an, schreckt aber im letzten Moment zurück, weil sich erneut ein Auto nähert. Endlich – es ist noch einmal geraume Zeit vergangen – wagt sie es. Sie tippelt mit kurzen Schritten und unterstützt von ihrem Gehstock auf die andere Seite. Dort angekommen, bleibt sie abermals stehen, atmet tief durch und blickt zurück mit ängstlichen Augen, so als ob sie eben einen tiefen Abgrund überwunden hätte. Einige Zeit später sitzt sie auf den Treppen einer Villa in der Heinestraße mit dem beziehungsarmen Türschild „MobilCom & CoKG First Class Telefonieren“, streckt die müden Beine von sich und richtet den Blick vorbei an den „First Class“-Karrossen in die Ferne. Als ich sie eines Tages anspreche, erzählt sie mir, daß ihr der Arzt nach einer Operation diese Spaziergänge, die ihr zusehends schwerer fallen, verordnet hat und daß sie schon seit vierzig Jahren im Viertel wohnt. Ob es ihr noch gefalle, frage ich sie. Sie schaut mich lange an und lächelt.

Zweihundert Meter entfernt von der „First Class Telefonieren“-Villa, die vor kurzem noch Bonsai-

Bäumchen zierten, ist nichts mehr zu spüren von der stillen Melancholie, die die alte Frau umgibt. Hier um den Ulanenpavillon herum macht die Erlebnisgesellschaft mobil, entfalten sich die neuen Individualitätsformen: City-Biker mit grotesk-schriellen Trikots, junge Mütter mit ihren überdrehten Blagen, Jungfreaks mit ganzen Rudeln von Hunden, distinktierte Voyeure mit flackerndem Blick, die hübschen Objekte ihrer Begutachtung mit mehr oder weniger Textilien am Leib, flanierende Beaus und versunkene Grübler, stille Genießer und sportlich drahtige Typen, schmolmmundige Kindfrauen und abgeklärte Beziehungsoffer, Latinos und Schwarze, Ausgefippte und Normalos, Strichjungen und Kleindealer. Das kunterbunte Treiben auf den Wiesen, zwischen exotischen Bäumen und unter dem Reiterdenkmal „Zur dankbaren Erinnerung an die treue Wacht des 7. Ulanenregiments“ ist die moderne Ausgabe einer alten Tradition. Bereits in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts lustwandelten die Saarbrücker Bürger in diesem Bürgerpark, der seinen Namen noch verdiente, erfrischten sich an damals vier Pavillons und nahmen ein Bad am Schwimmschiff „Vaterland“, das annodazumal vor der Undine lag. Sie konnten das in

einem halbwegs sauberen Gewässer und in ruhiger Umgebung tun, ohne von Vierbeinern und Zweirädern beeinträchtigt zu werden. Darüber wachte ein gestrenger uniformierter Schutzmann, der entlang der Stützmauer patrouillierte. Heute tummeln sich bald mehr Hunde als Menschen und mehr Radfahrer als Spaziergänger in den Anlagen, heute wird der Staden dauerbeschallt durch das Gedröhne der Stadtautobahn, heute stinkt die Saar schon mal, und ihr toter Arm an der Undine erinnert eher an eine Kloake denn an einen Fluß. Trotzdem: das Ufergestade der Saar zählt zum Schönsten, was die Stadt zu bieten hat. Gar nicht auszudenken, die megalomanen Saarkanalplaner hätten sich mit ihrem Irrsinnprojekt, den Staden für eine begradigte Schiffahrtrinne wegzufüttern, durchgesetzt. Dieses Vorhaben gab es echt vor noch gar nicht langer Zeit, und die Stadt hatte bereits ein Kompensationsangebot in der Tasche: den ummauerten kleinen Saarbergpark nördlich der Bismarckstraße, der für die gemeine Öffentlichkeit verschlossen ist und dafür ein- oder zweimal im Jahr einer Verwendung zugeführt wird, wenn die Bergbeamten ihr Sommerfest feiern. Vollends zu den Akten gelegt ist dieser Irrwitz übrigens bis auf den heutigen Tag nicht.

Goethestraße 7 vis-à-vis vom Casino. Die Mieter dieser zweigeschossigen Bürgervilla erhalten allesamt Kündigungsschreiben. Der Eigner will verkaufen und den ihm angemessenen Preis glaubt er nur erzielen zu können, wenn das Haus menschenfrei gemacht ist. Er beruft sich auf sein Recht einer „angemessenen wirtschaftlichen Verwertung des Eigentums“. Die vertriebenen Mieter werden abgefunden, sie müssen sich aber gedulden mit der Begleichung des ohnehin nicht üppigen Betrags. Die Kaufinteressenten begnügen sich nämlich nicht mit der Räumung des Hauses, sie warten auch noch ab, bis die gewerbliche Nutzung zweier Geschosse durchgesetzt ist. Inzwischen hat die Bauaufsicht offensichtlich die Genehmigung erteilt. Über die zukünftigen Mieter darf man noch spekulieren. Bekannt ist nur, daß die „Gesellschaft für Wirtschaftsförderung Saar mbH“ Ende des Jahres ihr Domizil in der Bismarckstraße 39–41, einer der größten Bausünden am Staden, verlassen muß. Mal sehen, wo sie sich dann niederläßt.

Bismarckstraße 99. Zweckentfremdung par excellence läßt sich an diesem Objekt studieren. Vor kurzem noch Sitz der „techem“ und Wohnhaus zweier Parteien, residiert mittlerweile in der vollkommen renovierten Villa eine ominöse „Stiftung Demokratie Saarland e. V.“ auf drei Geschossen. Die vierte Etage,

das neu ausgebaute Dachgeschoß, wird privat von Personen bewohnt, die zumindest dann, wenn Privatbewohner wohnen – nämlich abends und nachts –, kaum da wohnen. Böse Zungen behaupten, daß es sich um eine Tarn- oder Alibiwohnung handeln würde, damit die Bauaufsicht bei der Zerstörung von Wohnraum ihr Gesicht wahren konnte. Böse Zungen sagen auch, daß sich hier ein mittlerer Skandal abspielt hat, daß sich hinter der „Stiftung Demokratie Saarland e. V.“ die Saar-SPD verbirgt, daß im Gegensatz zur sonst so schleppenden und hyperbürokratischen Behandlung selbst popeliger Anträge zum Dachausbau die zuständigen Stellen auffällige Eile gezeigt hätten und daß die Genehmigungsbehörde von ganz oben angewiesen worden sei, die massive Zweckentfremdung durchgehen zu lassen.

Manchmal fühlt man ihn noch, den Hauch der Geschichte, der über diesem Viertel liegt. Etwa dann, wenn ältere Herrschaften ihre Häuser, die die Woche über für sie zu Trutzburgen werden, am Sonntagnachmittag zum Spaziergang verlassen. Sie kommen aus einer anderen Zeit, wo man noch Zeit hatte, aus einer anderen Welt, wo die Verhältnisse von Nähe und Distanz noch klar geregelt waren, wo eine vornehme Etikette den zwischenmenschlichen Verkehr regierte. Es gibt nicht mehr viele, die einen Bezug zur Entstehungsgeschichte des Viertels haben, sie sind ausgestorben oder sie haben dem Staden den Rücken gekehrt. Vergangenes drängt sich einem ebenso auf, wenn man das Verbindungshaus der Burschenschaft „Germania“ in der Bismarckstraße passiert. Wenn sich Frischlinge und Alte Herren in der geräumigen Villa zuprosten und sich zu später Stunde deutschnationales Liedgut mit trunkenem Gegröhle mischt, fröhliche Burschenherrlichkeit keine Grenzen mehr kennt, dann wähnt man sich tatsächlich in einer anderen Welt, die auch ein Teil der Geschichte des Stadens ist.

Der Lärm beginnt bereits vor dem Morgengrauen. Pkw um Pkw drückt sich durch die Bismarckstraße. Die ersten huschen noch vorbei, später durchqueren sie die Straße in einzelnen Pulks, und endlich – gegen Arbeitsbeginn – wälzen sie sich Stoßstange an Stoßstange durch ein Gebiet, das einmal zu Saarbrückens schönsten Wohngebieten zählte. Dazwischen quälen sich Lastwagen aller Art, vom Fleisch- bis zum Gefahrguttransport, durch die inzwischen verengte Fahrbahn. Dies setzt sich den lieben langen Tag in unterschiedlichen Frequenzen fort, da es immer noch kommoder ist, auf diesem Weg das Industriegebiet Ost oder überhaupt den Stadosten anzusteuern als

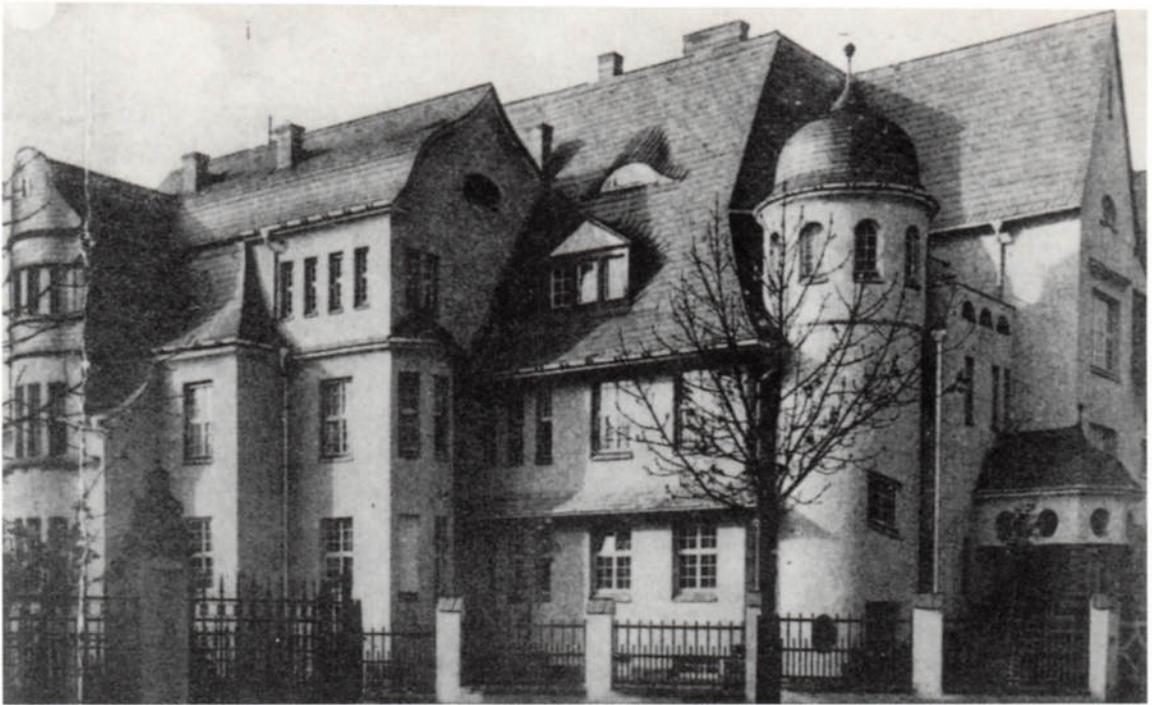
über die ampegespickte Mainzer Straße. Ebenfalls schon am Morgen beginnt sich das Viertel mit parkenden Autos in allen Haupt- und Nebenstraßen zu füllen, so daß es während der Geschäftszeit überquillt vor Blechkarossen. Die Metamorphose ist gelungen! Der Staden hat sich vom ehemals schönsten Wohnviertel Saarbrückens in das schönste und größte Parkhaus Saarbrückens verwandelt. Hierher strömen nicht nur die auswärtigen Beschäftigten und Kunden der zahlreichen Dienstleistungsbetriebe, sondern ebenso verzweifelte Parkplatzsucher, die in der angrenzenden City nicht fündig geworden sind. Parksuchverkehr und fließender Verkehr ergeben zusammen eine todsichere Mischung, die auch noch die letzten Alteingesessenen aus ihrer Wohnumgebung vertreibt.

## Glanz und Elend des Großbürgertums

Das Alt-Saarbrücker Großbürgertum hat den Anfang gemacht. Bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte es begonnen, sich von Kleinbürgern, Handwerkern und Arbeitern räumlich abzusondern und außerhalb der engen Altstadt und der Stengelschen Neustadt anzusiedeln. Die St. Johanner Oberschicht vollzog diesen Schritt der räumlichen und sozialen Segregierung ein halbes Jahrhundert später. Es war Gründerzeit. Aufbruchstimmung und das Bedürfnis, sich selbst, seinen Erfolg, seine gewonnene Größe darzustellen, erfaßten das aufsteigende Bürgertum. Abgrenzung und die Ausbildung eines eigenen Habitus waren das Gebot der Stunde. Um diesen Habitus zu pflegen und der eigenen Bedeutung Ausdruck zu verleihen, zogen sie vor die Stadttore in das Areal zwischen Mainzer Straße und Saar, das bis dahin landwirtschaftlich genutzt war. Eine frühe Suburbanisierung nahm ihren Anfang. Am Staden entstanden bis 1914 83 und bis 1930 noch einmal 31 Villen, die meisten davon erbaut im Landhausstil als Einfamilienvillen. Die beherrschende Architekturrichtung war der Jugendstil mit seinen typischen Elementen wie Giebel, Erker, Loggien, Türmchen, Ornamente, mit seinem spielerischen Umgang mit dem Formenreichtum früherer Architekturepochen sowie fremdländischer Architekturstile, mit seinen Symbolen wie die Sonne, der Frauenkopf, das Löwenhaupt, die Sonnenblume. Die Villen waren mehr als großzügig ausgelegt: im Souterrain die Dienstbotenwohnung und die Küche, im Erdgeschoß eine fast quadratische Diele, um die herum die z. T. sehr großen

Räume angeordnet sind, zwei weitere Etagen, die in der Mitte ohne Zwischendecke sind und durch breite Treppen mit der Diele im Erdgeschoß verbunden werden. Speiseaufzüge, Stuck an den Decken, Tier- und Pflanzendarstellungen an den Wänden, Holzvertäfelungen, großräumige Bäder, verschiebbare Glastüren und Sprossenfenster komplettieren das herrschaftliche Innere dieser kleinen Bürgerpaläste. Umgeben waren die Villen von Vorgärten und rückseitigen Gartenanlagen, von Baumreihen und gartenarchitektonischen Glanzstücken. Der Bebauungsplan schrieb eine offene Bauweise und eine maximale Bebauung der Grundstücke von fünfzig Prozent vor, und er verbot selbstredend den Betrieb von gewerblichen Anlagen. Ein illustrierter Kreis St. Johanner Großbürger nahm seit der Jahrhundertwende das gerade sechs Hektar große Areal in Besitz und stellte sein Lebensgefühl zur Schau. Es waren reiche Kaufmannsfamilien wie die Gebrüder Becker, Gründer des Kaufhauses Sinn, die Overbecks, Itscherts, Kohlens, Haucks, Meyers, Dolls, Kirchners, Henrichs, Weils, Gans, Levis; Industrielle wie der Drahtseilfabrikant Heckel, Verwandte des Freiherrn Stumm wie die von Braunschweigs, hohe Beamte und Assesoren des Bergbaus, bekannte und beim Aufbau des Viertels selbst tätige Architekten wie Schmoll und Burgemeister, Brauerei- und Gutsbesitzer wie August Klein. Zu ihnen gesellten sich Repräsentanten der politischen Herrschaft, die von der Stadt erbaute Häuser bezogen. Man blieb in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts unter sich am Staden: eine geschlossene Gesellschaft, die sich ihrer sozialen Elitestellung bewußt war und sie augenfällig demonstrierte. Das Großbürgertum feierte seine Rolle als ökonomischer Gestalter der gesellschaftlichen Entwicklung, es manifestierte sich auf unverwechselbare Weise in der Pracht seiner Villen und Gärten. Insoweit hat die Entstehung des Stadens auch mit dem kulturellen Konstitutionsprozeß einer Klasse zu tun, die ihre ökonomische Macht kulturell und ästhetisch in ihre außerökonomische Daseinsweise zu übersetzen versuchte. Der städtebauliche Gewinn dieser Repräsentation einer Klasse liegt auf der Hand, auch wenn die modernen Nachlaßverwalter oft sträflich mit diesem Schatz umgesprungen sind.

Die goldenen Jahre am Staden, die „gute alte Zeit“ nahm ein jähes Ende, als in Gestalt des Nationalsozialismus die erste „Modernisierungswelle“ über das Viertel schwappte. Zwei große „soziale Innovationen“ ereigneten sich nach dem Anschluß der Saar an Hitlerdeutschland. Schon bald nach der Saarabstim-



Vom Wohnort Staden (Villa Eisenwerth)...

mung begannen die zahlreichen jüdischen Familien, die im Viertel wohnten, ihre Villen z. T. für einen Spottpreis zu verkaufen, um Deutschland verlassen zu können. Die bekanntesten Transaktionen waren die Veräußerungen der Villa von Sally Weill in der Heinestraße an den Bergassessor Heckel sowie der des Kinobesitzers Davidson am Staden 11 an den Konzertcafé- und Restaurantinhaber Kiefer. Mit diesem Eigentumswechsel auf breiter Front setzte eine Umverteilung des Villenbestands zugunsten des „arischen“ Bürgertums sowie eine erste Umschichtung der Wohnbevölkerung ein. Kleine Gewerbetreibende und der Mittelstand hielten Einzug und setzten den Umbau der Einfamilienvillen alten Stils in Mehrfamilienvillen (Mietsvillen) in Gang. Die „splendid isolation“ der gesellschaftlichen Eliten und die Exklusivität des Viertels lösten sich auf. Der Staden öffnete sich den Mittelschichten . . . und dem Herrschaftspersonal des Faschismus. Denn parallel zur erzwungenen Auswanderung der Juden okkupierte der Naziapparat das Viertel und übersäte es mit seinen Institutionen und Organisationen. Die SS-Reiterstandarte, die SA, die Gestapo, der NSDAP-Ärztbund, das Rassenpolitische Amt, die Intendanz des Reichssenders Saarbrückens sowie die Nazibürgermeister bezogen Quartier in den vornehmen Jugendstilvillen. Der Staden wurde zum „kulturellen Feldherrnhügel“ (Arno Schmidt) und an seinem Ostrand zum Aufmarschplatz der Faschisten. Wo ehemals die „feschen“ Ulanen exerzierten, inszenierten jetzt die Nazis ihre SA-Reitturniere, ihre Gau- und Turnfeste und ihre Massenaufmärsche und -kundgebungen. „Befreiungsfeld“ hieß dieses Gebiet zwischen Heinrich-Böcking-Straße und heutiger Straße des 13. Januar. Am Staden feierten die Saarländer unter den besorg-

ten Augen der Weltöffentlichkeit den Anschluß an das „Dritte Reich“, gaben sich die Nazigrößen im Reichssender die Türklinke in die Hand. Das ruhige Großbürgeridyll war endgültig passé, als die vormals stille Militarisierung der goldenen Jahre – die sich im Kult um die Ulanen, in der in Teilen des Großbürgertums erheblichen Anhänglichkeit an die militärisch-adligen Traditionen, in der Namensgebung Eichhorn-Staden nach General von Eichhorn, dem Chef der 7. Armeeeinspektion des Kaiserreichs, artikuliert – in den rasenden Militarismus der Nazis umschlug und Krieg, Evakuierung und Besatzung den Alltag bestimmten.

Der Faschismus hat den Staden für seine Zwecke in Beschlag genommen, er hat mit seiner Arisierungspolitik die soziale Differenzierung der Wohnbevölkerung eingeleitet, dem Viertel seine Exklusivität geraubt, aber er hat seine Substanz nicht zerstört. Der Staden blieb von den Kriegsverwüstungen weitgehend verschont, und er war auch nach Kriegsende noch eine bevorzugte Wohngegend der „besseren Bürger“ Saarbrückens. Den Todesstoß als vornehmes Bürgeridyll haben ihm erst der zweite Anschluß und die Wirtschaftswunderzeit versetzt, als die Verantwortlichen darangingen, von ihnen identifizierte Baulücken mit Wohnklötzen zu stopfen, alte und durchaus noch intakte Villen abzureißen, Bürogebäude ins Viertel zu stellen, dem Gewerbe Einlaß zu gewähren, die Verkehrsströme ins Viertel zu lenken und gegenüber den Saaruferanlagen eine Autobahn zu eröffnen. Diese Art von Stadtplanung, die viele alteingesessene Familien zum Rückzug auf die St. Arnualer Höhen und auf den Rotenbühl veranlaßte, läßt sich kaum anders denn als Fortsetzung des Krieges mit wirksameren Mitteln kennzeichnen.



...zum Standort Staden (LEG).

## Der Staden heute: Ein Gewerbepark für den tertiären Sektor

Zur Einstimmung etwas Zahlenwerk: Der Staden mißt knapp sechs Hektar. Er wird im Westen begrenzt von der Bismarckbrücke, im Norden von der Nordbebauung der Bismarckstraße und von der Graf-Johann-Straße, im Osten von der Heinrich-Böcking-Straße und im Süden von der Stützmauer vor den Parkanlagen. Im Areal stehen 162 Gebäude, von denen über vierzig Prozent Büros oder Betriebe „beherbergen“. Ihre Zahl ist auf mittlerweile 120 angewachsen; vor allem in den letzten fünf Jahren gab es eine massive Zunahme um 25 Prozent. In diesen Betrieben und Einrichtungen arbeiten heute weit über 900 Beschäftigte. Ihre Zahl übersteigt inzwischen die der Wohnbevölkerung. Am Staden wohnen 890 Personen, dazu rechnen auch 65 Bewohner von in den 70er Jahren eröffneten Wohnheimen für Alte und Behinderte. Seit 1970 hat sich der Anteil der Beschäftigten im Viertel verdoppelt, während die Entwicklung der Wohnbevölkerung stagniert. Sie wäre längst rückläufig, hätte die Stadt nicht moderne und häßliche Wohnsilos ins Viertel gesetzt. Im alten Gebäudebestand jedenfalls wohnen heute bedeutend weniger Menschen als früher. Sie wurden verdrängt durch die grassierende Umnutzung von Wohnraum für gewerbliche Zwecke. Den Staden durchfahren an Werktagen 10.000 Pkw pro Tag. Eine Zufallszählung hat ergeben, daß tagsüber an die 1.000 Pkw im Viertel parken. Hinzu kommen etwa 300 Pkw auf offenen Stellplätzen, für die ein beträchtlicher Teil an Grünanlagen vernichtet wurde. Am Abend reduziert sich die Zahl der parkenden Autos auf gerade noch 300.

Der Staden, früher ein Refugium und Repräsentationsraum der Begüterten, ist heute eine erste Adresse für Einrichtungen und Betriebe des tertiären Sektors. Dienstleister aller Art tummeln sich in noblen Villen und grauen Büroblöcken. Vorneweg natürlich die Firmen mit den okkulten Namen wie Transmodul, PSC Portable Systeme, Masterplan, MobilCom, Orgaplan, FIRU, SAGU, Novocomp-Media/Training/Office/Service, Apple, C & L, Data Control etc. Dann ganz Seriöses wie das Arbeits- und Landesarbeitsgericht Saarland, der Landesrechnungshof, die Gesellschaft für Wirtschaftsförderung Saar, die Landesentwicklungsgesellschaft, das Oberbergamt, der gesamte bürokratische Apparat der saarländischen Bauernschaft von der Landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft über die Landwirtschaftliche Alterskasse, die Landwirtschaftliche Krankenkasse, den Bauernverband Saar, das Saarländische Bauernblatt bis hin zum Landjugendbund und zur Landwirtschaftskammer des Saarlandes, die sich gleich zwei schöne Villen und über zwanzig Stellplätze unter den Nagel gerissen hat. Dann Ideologisches wie die beiden Friedrichs-Stiftungen (Ebert und Naumann), die Stiftung Demokratie Saarland e. V., die Gemeinschaft der Siebentage-Adventisten im Saarland, die Bewegung für religiöse Erneuerung, der Verband der Haus-, Wohnungs- und Grundeigentümer Saarland e. V., Gefährliches wie die Kripo und die Burschenschaft Germania, Entlegenes wie die Treuhandstelle Saarländischer Friedhofsgärtner und die Sterbekasse der Saarländischen Polizei, Nützliches wie die Wäscherei Heißmangel, Sinniges wie der Anwalt der Verkehrsberuhigung ADAC, Soziales wie die Evangelische Beratungsstelle für Familien- und Jugendfragen, die Hilfe für Behinderte, die Sozialstation des

Arbeitersamariterbundes, zwei private Altenpensionen. Überdies unzählige Steuerberater, Notare, Rechtsanwälte, Wirtschaftsprüfer, Unternehmensberater, Ingenieurbüros, Immobilienmakler, Architekten, Assekuranzen, Handelsgesellschaften, Sprachstudios, Ateliers und Institute für Mode, Grafik, Schmuck und Farben, Gold und Kunst, Arztpraxen.

Die Tertiarisierung des Stadens hat sich in zwei Etappen vollzogen. Bis Mitte der 70er Jahre war sie ein äußerlich sichtbarer Prozeß. Das markante Symbol für diesen Abschnitt ist der Bürokomplex Bismarckstraße 39–41. Vorher stand hier eine der imposantesten Villen des Stadens, das Haus des Architekten Gustav Schmolz: die sog. Eisenwerth-Villa. Sie beeindruckte nicht nur durch ihre Wucht und Größe, sie war auch ein architekturhistorisches Kleinod, da sie durch ihre nüchterne und schlichtere Gestaltung bereits Züge der „Neuen Sachlichkeit“ vorwegnahm und deutlich im Kontrast zum „floralen Jugendstil“ stand. Sie wurde ohne Not 1972 abgerissen. Der graue Klotz, der heute an ihrer Stelle steht, wirkt wie ein symbolischer Vorposten der Ruinierung des Wohnviertels. Dazu paßt, daß in ihm die Landesentwicklungsgesellschaft, die tätig ist für öffentliche Auftraggeber im Städtebau, und die Gesellschaft für Wirtschaftsförderung, die zuständig ist für die Ansiedlung neuer Gewerbe, sitzen. Seit der Staden als Ensemble unter Denkmalschutz gestellt ist, geschieht die Tertiarisierung verborgen, unsichtbar, schleichend hinter den unverändert gebliebenen Jugendstilfassaden. Als aufmerksamer Beobachter kann man sie dennoch wahrnehmen: an der wachsenden Zahl neuer Firmenschilder und am Herunterkrachen der Rolläden, wenn es Feierabend wird.

Die Promotoren der Tertiarisierung, die vorantreibenden Akteure, sind ganz eindeutig die „materiellen und ideologischen Staatsapparate“ und das expandierende wirtschaftsnahe Beratungsgewerbe. Die Steigerungsraten der letzten Jahre gehen auf Software-Häuser, Unternehmensberatungsfirmen und auf Stiftungen der Parteien zurück. Die Anziehungskraft, die der Staden auf diese Organisationen und auf die freien Berufe ausübt, liegt in der Eigenart ihres Produkts und dem für seine Erstellung notwendigen Vorkehrungen begründet. Die allermeisten Beratungsberufe und die ideologischen Staatsapparate ohnehin haben in der Regel keine fertigen Leistungen anzubieten; ihre Leistung entsteht vielmehr erst in einer von Unsicherheit geprägten Interaktion und Kommunikation mit den Klienten. Es ist viel Arbeit

am Kunden erforderlich, um ihn von der Güte und Qualität der eigenen Kompetenz und Problemlösungsfähigkeit zu überzeugen, ihm den (richtigen) Zweifel zu nehmen. Das repräsentative Ambiente und die herrschaftlichen Räume in Staden-Villen suggerieren ein Image von gediegener Professionalität, von Seriosität und Weltläufigkeit. Da bin ich gut aufgehoben, da warten erfahrene und beschlagene Fachmenschen auf mich, die auch noch eine überlegene Lebensart ausstrahlen – so die häufige Reaktion des naiven Ratsuchenden. Dieser Effekt ist gewollt, und er läßt sich zigfach leichter in einer Bürgervilla als in einem Bürohochhaus erzielen. Das Ambiente erleichtert den Kundenfang und die Stabilisierung der Beziehung, zumal seine Umgebung auch noch so citynah und autofreundlich ist. Vom Wohlbefinden, das die Arbeit in einer solchen den Geist beflügelnden Atmosphäre auslöst, brauchen wir erst gar nicht zu reden. Jeder Wirtschaftsberater wird, wenn ihm kein Einhalt geboten wird, den Staden der City und dem Burbacher SITZ vorziehen.

## Stadtplanung als Klassenkampf-Camouflage

Am Staden findet seit spätestens Mitte der 60er Jahre ein schleichender Funktionswandel eines citynahen Wohngebietes statt. Das Viertel wird mehr und mehr kommerzialisiert, eine Entwicklung, die sich in den letzten Jahren dramatisch beschleunigt hat. Als Wohngegend steht der Staden auf der Kippe, als Gewerbepark hat er Zukunft. Eine legale Vertreibung der Bevölkerung und eine dreiste „Landnahme“ des tertiären Sektors ist im Gange. Das Viertel droht, im Verkehr zu ersticken, und als Lebensort ist es inzwischen eine Zumutung für alte Menschen und für Kinder. Es ist verglichen mit früher unwirtlicher geworden, anonymer und dissoziierter. Ein Ende der Zweckentfremdung ist nicht absehbar. Es gibt immer noch 92 Gebäude, die bislang ausschließlich Wohnzwecken dienen und auf die sich die begehrliehen Blicke des Bluff-Gewerbes richten. In etlichen dieser Gebäude steht ein Eigentümerwechsel an, was erfahrungsgemäß ein Einfallstor für die Umnutzung von Wohnhäusern ist.

Die Stadt sieht dem wildwüchsigen Prozeß untätig zu. Der Staden ist kein Gegenstand von Stadtplanung, er wird als Appendix der City behandelt. Bewußte Anstrengungen zum Schutz und Erhalt des Viertels als sozialem Raum sind nicht einmal in nuce erkennbar. Die Denkmalschutzsatzung, die seit Ende

der 70er Jahre in Kraft ist, zielt auf die Fassaden, nicht auf das soziale Innenleben der Häuser. Es gehört zu den unauflösbaren Aporien eines Denkmalschutzes in der Marktwirtschaft, daß er die soziale Zerstörung unterstützt, um das Äußere zu retten. Finanzkräftige Investoren und Immobiliengesellschaften, die nichts im Sinn haben mit der Wohnfunktion des Staden, garantieren in seinen Augen am ehesten die stilechte Sanierung und Restaurierung. Die Denkmalschützer haben es noch nicht einmal vermocht, die Vernichtung von Gartenflächen zugunsten von Stellflächen zu stoppen. Darauf hätten sie qua Gestaltungssatzung Einfluß. Die Maßnahmen zur Verkehrsberuhigung schließlich, die vor kurzem durchgeführt wurden, gehen ebensowenig auf eine gezielte Verkehrspolitik zurück (in der Verkehrspolitik herrscht das Sonthofen-Prinzip); sie sind eine Reaktion auf den militant gewordenen Protest der Anwohner.

Warum ist das so? Ist die Politik hilflos, wird sie von der ökonomischen Dynamik überrollt? Stadtsoziologen und Politologen haben sich zur Beantwortung dieser Frage einiges einfallen lassen, was von den Stadtvätern gerne als Entschuldigung für ihre Tatenlosigkeit aufgegriffen wird. Da sei zum einen ein strukturelles Informationsdefizit der Kommunen, die über die privaten Transaktionen auf dem Wohnungssektor zu wenig wüßten. Wenn man weiß, daß die Verwaltung in Saarbrücken noch nicht einmal Daten über die Umwandlung von Wohn- in Gewerberaum hat, dann gewinnt dieses Argument an Gewicht. Wenn man aber andererseits davon ausgeht, daß sich der Funktionswandel des Staden auch ohne präzises statistisches Material gar nicht übersehen läßt und annimmt, daß die Verwaltung nicht mit Blindheit geschlagen ist, beginnt man doch wieder zu zweifeln, ob es wirklich ihre Unwissenheit ist, die Politiker vom Handeln abhält. Ein anderes Entlastungsargument besagt, daß der Eingriff der Kommunen in den Markt durch die Eigenlogik bürokratischen Verwaltungshandelns behindert würde. Es werde nicht kommuniziert zwischen den damit befaßten Ämtern und Stellen, kein gemeinsames Vorgehen abgestimmt, sondern es herrschten Abschottung voneinander, Konkurrenz und Rivalität. Auch dieser Gedanke klingt plausibel. Eine Integration von Stadtplanung und Verkehrspolitik, von Wirtschaftsförderung und Wohnungspolitik, von Stadtentwicklung und Bauaufsicht oder gar von Bauaufsicht und Denkmalschutz ist in Saarbrücken in der Tat nirgendwo erkennbar. Doch selbst wenn es sie gäbe,



bliebe den akademischen Befunden zufolge die Administration ziemlich ohnmächtig, da es ihr an wirk-samen Instrumenten sowie an Durchsetzungsfähigkeit und Kontrollchancen ermangele. Dieser Einwand be-sieht wieder nur auf den ersten Blick. Die Stadt Saarbrücken verfügt auf Grund des Widerstands des Landes über keine Verordnung zur Zweckentfrem-dung von Wohnraum, das wirksamste Mittel gegen die Erosion ehemals intakter Wohngebiete. Sie hätte aber eigene baurechtliche Möglichkeiten, die sie zur Abschwächung oder Kontrolle der Wohnraum-vernichtung am Staden zum Einsatz bringen könnte. So etwa die Erhaltungssatzung nach § 172 BauBG, die es ihr ermöglicht, Nutzungsänderungen zu unter-sagen oder die Aufstellung eines Bebauungsplans in Verbindung mit einer Veränderungssperre, die den Funktionswandel vorerst stoppen und den Status quo für eine gewisse Zeit festschreiben würde.

Irgendwie stimmen sie alle, die Erklärungen der Stadtsoziologen und Politologen, aber sie treffen den Kern nicht. Und der liegt in der schlichten Einsicht, daß die Entwicklung am Staden von der Politik so gewollt ist, daß sie nicht nur passiv hingenommen wird, sondern auch bejaht wird. Gewiß ist es richtig, daß der Wohnungsmarkt unter kapitalistischen Vor-zeichen steht, daß die „angemessene Verwertung des Eigentums“ Priorität hat und nicht die angemessene Versorgung der Bevölkerung mit Wohnraum. Das Recht auf die Boden- und Immobilienrente wiegt mehr als das Recht auf Wohnraum. Doch die Akteu-re auf diesem Markt orientieren sich auch an den Signalen, die die Kommune aussendet. Und die sind, was den Staden anlangt, gar nicht mißzudeuten. Bis Mitte der 70er Jahre lautete die Botschaft in bester Autonomemanier: „Hau ihn weg, den alten Sch. . .“. Und heute heißt sie: „Herein mit den freien Berufen, herein mit den Dienstleistungen“, denn sie sind unser neuer Hoffnungsträger, und ihnen dürfen wir keinen Stein in den Weg legen. Der Staden ist ei-nes der wenigen Gebiete, in denen die Ansiedlungs-politik Erfolge vorzuweisen hat, in denen das „Flächenmanagement“ funktioniert. Dies sind die Eck- und Orientierungspunkte der Stadtväter, und dies haben alle die verstanden, die mit ihren Häusern nur noch ein Verwertungsinteresse verbindet und die

längst jeden lebensweltlichen Bezug zum Viertel verloren haben.

Der Standort Staden kann ja – allen Politikerbemühungen zum Trotz – nur dann zur vollen Blüte kommen, wenn aus dem Viertel ein positives Feedback kommt. Die soziologische Differenzierung der Eigentümerschicht ist der Resonanzboden, auf dem die Tertiärisierung aufsetzen kann. Am Staden haben sich zwei Typen von Eigentümern herausgebildet. Der erste Typus ist im Viertel verwurzelt, weil er oder seine Eltern schon immer hier gewohnt haben oder weil er zu Wohnzwecken ins Viertel gezogen ist. Das Haus ist für ihn kein Renditeobjekt, sondern seine Lebenswelt. Die Mieten in den Häusern solcher Eigentümer bewegen sich häufig weit unter dem Niveau des Mietspiegels, und trotzdem sind dem Autor keine verarmten Hausbesitzer bekannt. In einigen wenigen Fällen haben die sozial verwurzelten Eigentümer Wohnraum in ihren Häusern umgenutzt, um eine Praxis zu eröffnen oder ein Atelier einzurichten. Solche endogenen Impulse zerstören nicht den Charakter der Gebäude als Wohnhäuser, sie passen sogar im Sinne einer Auflockerung des Wohnviertels, im Sinne der Integration von Wohnen und Arbeiten. Ganz anders der zweite Typus: Er behandelt sein Haus als Mittel zur Verwertung des für seinen Erwerb eingesetzten Kapitals. Er hat keine soziale Beziehung zum Viertel, er wohnt gar nicht hier. Er hat in der Regel mehrere solcher Verwertungsobjekte, und er kalkuliert kühl, wie er den höchstmöglichen Profit aus seinem Immobilienkapital herauschlagen kann. Wo er es zu Wohnzwecken vermietet, bewegen sich die Mietpreise an der oberen Grenze des allgemeinen Mietniveaus. Im Zweifelsfall aber gibt er der gewerblichen Nutzung, mit der er Mieten bis zu 20 DM pro Quadratmeter erzielen kann, den Vorzug. Er zieht externe Firmen und Betriebe ins Viertel, die keinerlei Bezug zu ihm als Lebensort haben. Er hat eine Antenne für die wirtschaftspolitischen Signale der Stadt. Unterstützt wird die Ausbreitung dieses zweiten Typs aktuell durch die Erbschaftswelle. Die Erbengeneration hat häufig mit dem Viertel sozial nichts mehr am Hut, sie will – vor allem, wenn es sich um eine Erbengemeinschaft handelt – möglichst viel aus dem Haus herausholen.

Der Immobilienverwerter und der Wirtschaftsförderer im Verein mit dem Kämmerer bilden das Gespann, das aus dem Wohnort Staden einen Standort Staden gemacht hat. Dies ist der materialistische Kern der Chose. Es gibt aber noch einen ideologischen Überschuss, der verstehen hilft, warum Sozial-

demokraten, die in Saarbrücken seit Menschengedenken für die politischen Geschäfte zuständig sind, keine Scham mehr haben, jeder Vorliebe der Wirtschaft auf der Stelle nachzugeben. Man stößt auf ihn, wenn man sich die Begründung vor Augen hält, mit der der sozialdemokratische Finanzminister den Antrag der Stadt auf Erlaß einer Verordnung zur Zweckentfremdung unter expliziter Bezugnahme auf das Wohngebiet Am Staden abgelehnt hat. Er wendet sich in seinem Schreiben gegen „reine Wohngebiete“ in der Stadt, die er als „Schlafstädte“ qualifiziert, und plädiert für eine kräftige „Durchmischung“. Die Tertiärisierung ist für ihn eine „Vitalisierung der Gegend“, also letztlich ein Segen für das Viertel. Vergegenwärtigt man sich weiter, was der Bürgerinitiative „Bismarckstraße“ von seiten der SPD entgegengehalten wurde, nämlich daß sie mit ihrem Kampf für Verkehrsberuhigung die privilegierten Schichten am Staden auf Kosten der Underdogs in der Mainzer Straße entlasten wolle, dann spürt man richtiggehend die klassenkämpferische Energie, die die Staatspartei an einer garantiert wieder einmal falschen Stelle mobilisiert. In den Köpfen relevanter Kreise der SPD wird der Staden sozial immer noch als ein Viertel der Reichen konstruiert, das man ruhig aufmischen, das man getrost durchmischen und vitalisieren kann. Das Gewerbe soll die modrige bourgeoise Atmosphäre dieses Viertels mal so richtig durchlüften, damit es nicht in den Dauerschlaf verfällt. Endlich hat die Sozialdemokratie wieder ein Demokratisierungsprojekt.

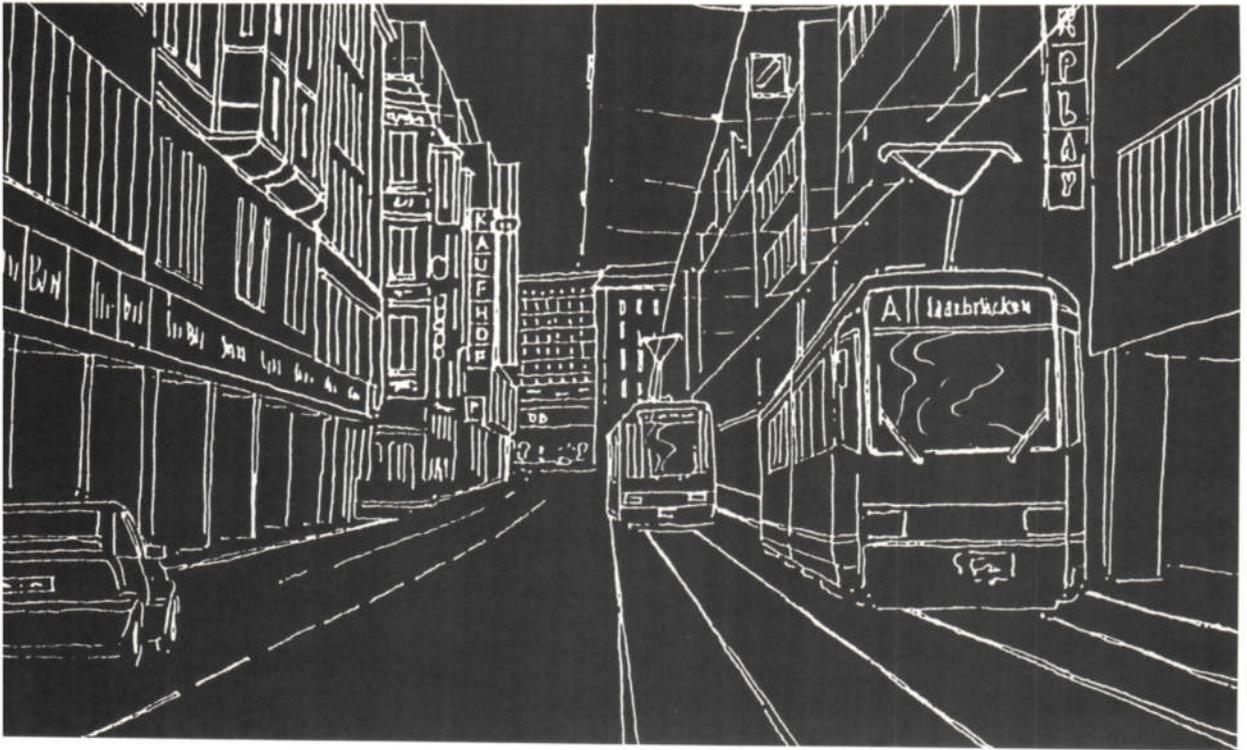
Spaß beiseite, die Situation ist zu ernst, als solche Camouflage durchgehen zu lassen. Der Staden ist längst nicht mehr das exklusive Wohngebiet, das Sozialdemokraten zusammenphantasieren. Exklusivität ist da, wo man bereits am Samstagmittag keine Flaschen mehr geschweige denn Zeitungen in den Containern werfen darf. Den Staden hingegen darf man weiter zuwerfen mit Gewerben aller Art. Es ist hohe Zeit, die „Durchmischung“ zu stoppen, Einhalt zu gebieten, zu begrenzen. Dies ist kein Plädoyer für ein „reines Wohngebiet“, das der Staden ohnehin seit Jahrzehnten nicht mehr ist, aber ein Plädoyer für die richtige Mischung. Das Mischungsverhältnis stimmt nicht mehr, und deshalb bedarf es keiner weiteren „Vitalisierung“, sondern einer Revitalisierung der Wohnfunktion des Staden.

(1) Wertvolle Anregungen und Informationen verdanke ich Klaus Hoppe, der eine vorzügliche und gründlich recherchierte stadtgeographische Diplomarbeit zum „Funktionswandel in citynahen Wohngebieten“ am Beispiel des Staden verfaßt hat, sowie einem Film von Maria C. Schmitt über den „Saarbrücker Staden gestern und heute“.

# Stadtbahn gegen Autowahn?

## Skeptische Bemerkungen

Von Hans Horch



Alltäglich pendeln mehr als 60.000 Berufstätige, Schüler und Studenten aus dem Umland nach Saarbrücken ein. Fast achtzig Prozent von ihnen kommen mit dem Auto. In der Stadt begegnen sie mehr als 50.000 Berufs- bzw. Ausbildungsbinnenpendlern, von denen fast zwei Drittel mit dem Wagen unterwegs sind. Dieser Welle folgt eine zweite von Kunden, Lieferanten, Besuchern, die sich ihrerseits verhalten mit den Einwohnern, die ja ebenfalls nicht in ihren Wohnungen festgeschraubt sind.

Das „Jahrhundertprojekt“ Stadtbahn zielt vor allem auf die Einpendler. Es soll zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Eisenbahnen sollen sich im Stadtgebiet in Straßenbahnen verwandeln und so Zubringerverkehr und innerstädtischen Verkehr enger zusammenbinden. Über bestehende Bundesbahntrassen und neu zu bauende Linien sollen die Züge – vergrößerte Straßenbahnen oder verkleinerte Triebwagen – zunächst von Saargemünd und Lebach, später auch von Saarlouis und Völklingen und von Osten her in kurzen Taktzeiten die Einpendler herbeibringen. An verschiedenen Punkten sollen sie vom Bahnkörper abbiegen und durch die Innenstadt kurven. Die erste vorgesehene Stadtbahn soll am Ostbahnhof in die Mainzer Straße einschwenken, dann über die Arndt-, Großherzog-Friedrich-, Kaiser- und

St. Johanner Straße rollen, irgendwo an der Pfarrer-Bungarten-Straße den Bahndamm überqueren, um schließlich durch die Lebacher Straße geführt zu werden. Über neu zu legende Gleise soll sie über die A 1 Riegelsberg erreichen und durchqueren, ebenso Heusweiler, wo sie dann wieder an die Bahnstrecke nach Lebach angebunden werden soll.

Später dann sollen auch Universität und Dudweiler mit der Stadtbahn erreicht werden können, und links der Saar sollen in Richtung St. Arnual zum einen und zum anderen durch die Stengel- und Heuduckstraße weitere Linien geführt werden. Die Busse sollen mit fortschreitendem Ausbau des Stadtbahnnetzes anscheinend – die Informationslage ist etwas verwirrend – überflüssig werden.

Auf den ersten Blick sehen diese Pläne ganz gescheit aus. Wenn jedoch das Bundesverkehrsministerium, das den größten Teil der Kosten tragen soll, genau hinsehen wird, wird es einen ablehnenden Bescheid schicken, denn die vorliegende Konzeption enthält eine ganze Reihe von Denkfehlern.

Man hat die Idee zur Stadtbahn importiert aus Karlsruhe, wo sie sich zu bewähren scheint. Indessen wurde übersehen, daß Saarbrücken und sein Umland sich vom Raum Karlsruhe erheblich unterscheiden. Dort erschließt die Stadtbahn dicht besiedelte und



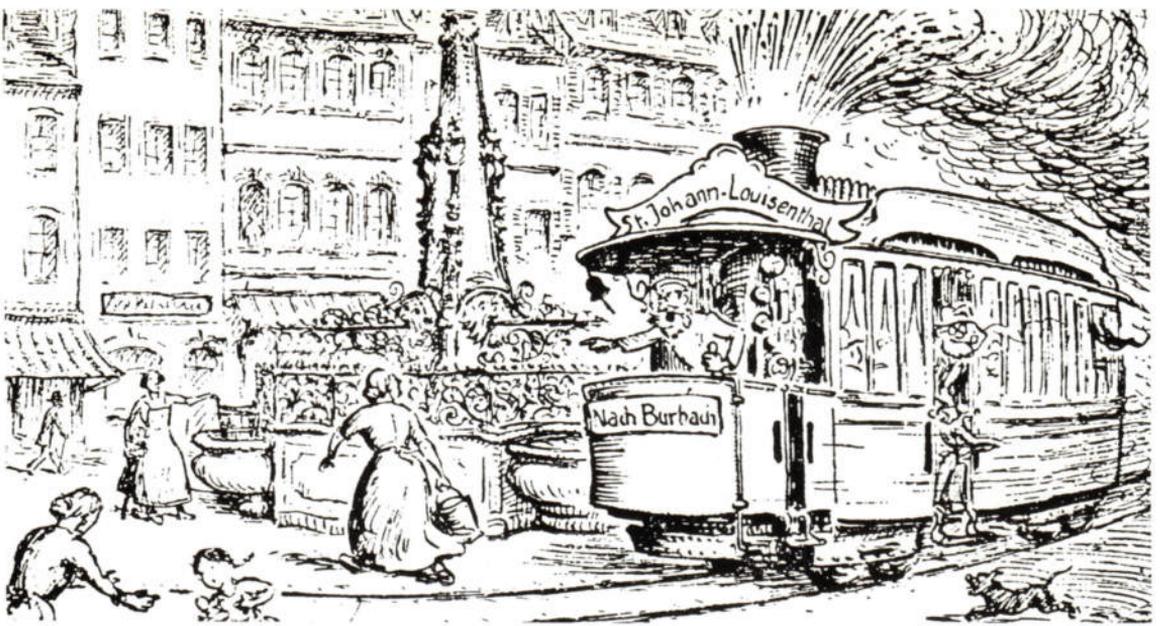
bevölkerungsreiche Vorstädte, hier verteilen sich die Einpendler über zahllose, verstreut liegende Dörfer. Wer unmittelbar in Lebach wohnt, könnte von der Stadtbahn profitieren. Wer aber erst von Neipel, Humes oder Gresaubach nach Lebach fahren und dort – zur Freude der Einwohner – nach einem Parkplatz suchen muß, wird sich überlegen, ob er nicht gleich mit dem Wagen nach Saarbrücken fährt. Und das wird er auch deshalb tun, weil er in Saarbrücken das gleiche Problem mit umgekehrten Vorzeichen vorfinden wird: Muß er etwa, wenn er am Hauptbahnhof ausgestiegen ist, weiter zu seinem Arbeitsplatz im Südraum, so wird er bis zur Jahre verschlingenden Fertigstellung der dorthin führenden Stadtbahntrasse auf den Bus angewiesen sein. Und daß Saarbrückens Bussystem, dessen Streckenführung und Fahrplan anscheinend von leidenschaftlichen Autofahrern entworfen wurden, ihn jemals in annehmbaren Zeiten dorthin befördern wird, darf nach allen Erfahrungen bezweifelt werden. Unsere Freunde aus Neipel, Humes und Gresaubach werden also weiter mit ihren Wagen einpendeln, und die aus Bliesransbach, Eschringen und Ormesheim werden es ihnen gleichtun. Folglich wird die erste Stadtbahnlinie – sollte sie je gebaut werden – unter mangelnder Auslastung leiden; die weiteren Linien werden wohl nie ausgeführt werden.

Aber selbst dann, wenn die geplanten innerstädtischen Strecken zügig realisiert werden würden, bildeten sie doch ein allzu weitmaschiges Netz. Sie könnten wohl die aus dem Umland Anreisenden in die Nähe der wichtigsten Arbeitszentren heranzuführen. Ein Großteil der Binnenpendler hätte allerdings das Nachsehen, denn die Stadtbahnstrecken liegen von zahlreichen Wohngebieten viel zu weit entfernt. Die südlichen Höhenlagen etwa (Bellevue, Triller, Rep-

persberg), außerdem Rodenhof, Homburg, Altenkesel und Klarenthal, Rotenbühl und Eschberg liegen allenfalls für gut trainierte Sportler in passabler Entfernung zu den Stadtbahnhaltestellen.

So wie die Peripherie, so unterscheidet sich auch das Saarbrücker Zentrum vom Karlsruher ganz erheblich. Karlsruhe verfügt über ein Netz schnurgerader und breiter Straßen. Saarbrücken ist, damit verglichen, ein enges und verwinkeltes Nest, durch das eine großdimensionierte Straßenbahn, die eine mehr als sechs Meter breite Trasse mit weitläufigen Kurvenführungen benötigt, nicht hineinzuzwängen ist. In grotesker Weise wird dies deutlich an der Idee, die Strecke zur Universität durch Cecilien- und Nauwieserstraße zu führen. Dies wird natürlich nicht, wie der Baudezernent deliriert, „dort positive soziale Folgen auslösen“, es wird diese bislang belebten stadtnahen Gassen, die dann prall gefüllt sein werden mit nichts anderem als der Stadtbahn, ruinieren. Es hilft dem Oberbürgermeister wenig, wenn er diese Streckenplanung des Baudezernats mittlerweile heftig dementiert. Die Stadtbahn schafft laut Auskunft ihrer Fans 90-Grad-Kurven nur mit großer Mühe. Und ohne diese gibt es von der Kaiserstraße zur Martin-Luther-Straße nur einen Weg: mitten durchs Chinesenviertel.

So weit kann's allerdings nicht kommen, denn schon die Planungen zur Haupttrasse erweisen sich als dem Wunschdenken entsprungene Unmöglichkeit. An zumindest zwei Stellen, der Kaiserstraße und der Arndtstraße, nehmen sie zwei sehr problematische Engpässe in Kauf. Dort müßte der Autoverkehr auf eine einzige Spur reduziert werden. Zwar könnte, mit viel Glück, durch die Stadtbahn selbst das Automobilaufkommen etwas reduziert werden, außerdem könnte der Ost-West-Verkehr zunehmend auf die Stadtautobahn abgedrängt werden. Dieses würde es zunächst notwendig machen, daß zur Entlastung der Arndtstraße die „Ostspange“ gebaut wird, ein Autobahnzubringer zwischen Mainzer Straße und St. Arnualer Kreisel. Justament der Bau der Stadtbahn bescherte Saarbrücken eine weitere Autorennstrecke. Um den derzeit von der Dudweilerstraße in die Kaiserstraße einbiegenden Autoverkehr zu verringern, müßte dieser über die Brauer-, Kant-, Egon-Reinert- und Paul-Marien-Straße zur Bismarckbrücke geleitet werden, was die dort schon jetzt auftretenden, oft bis zur Mainzer Straße reichenden Rückstaus verlängern würde. Und da die nach Süden abgedrängte Autovermeute an der Westspange wieder nach Norden streben würde, käme es am Ludwigskreisel zum endgülti-



gen Infarkt.

Für die ganz Dummen im Stadtrat hat das Baudezernat dort zwei naive Gemälde verteilt, die die schöne neue Stadtbahnzeit illustrieren. Da werden die Straßen, elastisch wie sie sind, ein wenig gedehnt, zwei Stadtbahnzüge, jeder in Realität 37 Meter lang und 2,65 breit, wurden auf Matchbox-Format gebracht, Busse werden unsichtbar, das Pkw-Aufkommen wird auf zusammen drei Stück zurückgeplant, und Fußgänger stören ebenfalls nicht die problemlose Ordnung der Dinge.

Sollte es zum Bau der Stadtbahn kommen, wird es zwischen den beiden Hauptknotenpunkten, dem Hauptbahnhof und der Kreuzung Kaiser- und Dudweilerstraße anders aussehen. In der Endausbaustufe sollen dort in Spitzenzeiten 80 Züge (davon manche auch 75 Meter lang) verkehren und ihre Fahrgäste ein- und aussteigen lassen, die dann die verbleibende Autospur permanent sperren würden. Nach dem Bau der ersten Stadtbahnlinie und der gleichzeitigen völligen Sperrung der Bahnhofstraße werden 9 Züge stündlich abzufertigen sein, zugleich müssen aber auch die Busse – zur Zeit etwa 100 pro Stunde – in beiden Fahrtrichtungen durch die Kaiserstraße geführt werden. Selbst wenn es gelänge, Pendel- und Durchgangsverkehr auf die Stadtautobahn umzuleiten (und das alljährliche Hochwasser – vielleicht mit Hilfe von Rosenkranzandachten – zu bannen), so müßte der innerstädtische Versorgungsverkehr hier erhebliche Behinderungen in Kauf nehmen.

Das sei alles kein Problem, wird uns von sozialdemokratischer Seite versichert. Mehrere Institute und Professoren hätten nachgerechnet, und wenn die Experten sagten, zwei mal zwei sei fünf, dann sei zwei mal zwei eben fünf. Die grünen Stadtbahnfreunde sehen das etwas anders. Sie scheinen sich zu freuen auf das bevorstehende Chaos im Pkw-Verkehr, damit die Autofetischisten für ihre Umweltsünden so richtig abgestraft werden. Die aufs Auto, nicht immer zu ih-

rer Freude, angewiesen sind, werden sich für solche Umerziehungsversuche zu bedanken wissen.

Mit dem Stadtbahnprojekt hat man konsequent das Pferd vom Schwanz her aufgezäumt. Man will Einpendler per Schiene herankarren, ohne sich zu fragen, wie sie zur Schiene hin und wie sie wieder von der Schiene weg zu ihren innerstädtischen Zielen kommen. Man hat wieder ein Konzept abgekupfert, das auf die spezifische Saarbrücker Situation nicht paßt. Naheliegende Alternativen sind ausgeblendet worden. Wenn Saarbrückens Autoplage eingedämmt werden sollte, könnte dies am ehesten geleistet werden von einem dichten, auch abgelegene Viertel erschließenden Liniennetz von in kurzen Taktzeiten verkehrenden Kleinbussen. Dies wäre ein Angebot an die Berufs- und sonstigen Binnenpendler, es wäre ein Angebot an die in der Nähe der Umlandbahnhöfe lebenden Einpendler, und es wäre ein Angebot an diejenigen einpendelnden Autofahrer, die bereit wären, ihre Wagen am Stadtrand stehen zu lassen.

Ein Kleinbussystem dieses Zuschnitts würde sicherlich viel Geld kosten. Andererseits ersparte es den ungeheuerlichen Aufwand, der durch den Bau von Gleisanlagen notwendig werden würde, und es würde die durch die Stadtbahn notwendig werdende Untertunnelung des Bahnhofsvorplatzes und die Ostspange überflüssig machen. Daß es „personalintensiver“ ist als die Stadtbahn, ist kein Gegenargument. Eine Stadt mit überdurchschnittlicher Arbeitslosigkeit ist nicht schlecht beraten, wenn sie den Jobs den Vorzug gibt vor enormen Sachinvestitionen mit ungewissem Ertrag.

Gegen diese Überlegungen bleibt den Advokaten der Stadtbahn jedoch ein unschlagbares Argument: Ein Kleinbussystem wird von der Bundesrepublik nicht finanziert. Und wenn es etwas umsonst gibt, dann muß man bekanntlich zugreifen. Einem geschenkten Gaul schaut man erst ins Maul, wenn er mal kräftig zugetreten hat.

# „Also muß es doch schlechte Häuser geben“

Ein Gespräch mit drei Saarbrücker Architekten aus drei Generationen.

Wir wollten eine kontroverse Diskussion über die Saarbrücker Stadtplanung führen. Als Diskussionspartner fanden wir drei Architekten, die für drei Architektengenerationen stehen: (siehe Bios auf dieser Seite). Die Aussage jedoch, daß „Stadtplanung eigentlich nicht möglich ist“, bestimmte den weiteren Gesprächsverlauf. Wir mußten erstens einsehen, daß auch Architekten nur Menschen sind, und zweitens die Vermutung akzeptieren, daß auch Baudezernenten und Oberbürgermeister von diesem Makel befallen sein könnten. Trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, schien uns das Gespräch so interessant, daß wir Auszüge davon hier abdrucken. Es handelt sich wirklich um ein Gespräch. Es hatte einen willkürlichen Anfang und ein willkürliches Ende, wie alle abgedruckten Gespräche. Wir beginnen jedoch – anders als Sie es vielleicht gewohnt sind – nicht mit einer Frage, sondern wir steigen unmittelbar in den Bandmitschnitt ein.

sprüche herausgefordert. Es wird in den lokalen Medien viel zu wenig über Stadt, Architektur, über Gestaltung diskutiert.

**Kolling:** Und wenn, dann wenig qualitativ! Nicht über das, was Architektur eigentlich bedeutet.

**Bubel:** Man muß aber feststellen, daß gerade in den letzten Monaten eine öffentliche Auseinandersetzung um bestimmte Planungsvorhaben der Stadt Saarbrücken stattfindet. Zum Beispiel: Das Bürohochhaus, das geplant war, ist auf überraschend breite Ablehnung gestoßen. Genauso verhält es sich bei dem Haus Bahnhofstraße 26, dem Stengelhaus, und bei der Erweiterung des Rathauses. Das Streiten hat hier im Saarland keine große Tradition, aber manch-



**Freese:** Ich habe in den Saarbrücker Heften nochmal nachgelesen: Wie wurde dort eigentlich argumentiert? Ich war überrascht, da wurden Wider-

mal passiert es eben doch. Wie gehen Sie als Fachleute eigentlich mit Polemiken um, mit möglicherweise auch unfachmännischen Polemiken?

**Freese:** Es ist vielleicht gut, daß Polemiken entstehen, fruchtbare Diskussion braucht polemische Stellungnahmen. Es ist aber auch notwendig, daß von

der privaten Seite mehr Initiative kommt. Man guckt immer auf eine Verwaltung und erwartet große Taten, und es passiert auf der privaten Seite nichts.

**Kolling:** Diskussionen schaden ja eigentlich nie. Die Vergangenheit hat gezeigt, daß gerade dort, wo diskutiert wurde, fruchtbare Ergebnisse zustande gekommen sind. Beispiel Schloß. Die heftige öffentliche Diskussion hat ein gutes Ergebnis gebracht, das beste überhaupt. Ich halte das, was am Schloßplatz entstanden ist, für das Beste, was in den letzten zwanzig Jahren in Saarbrücken architektonisch passiert ist.

**Bubel:** Aber die großen Veränderungen waren nicht nur die, die heiß diskutiert worden sind, sondern es sind auch klammheimlich andere dazugekommen, Beispiel Bürgerpark, Beispiel Saargalerie.

**Kolling:** Kein Planer will ja was Böses tun, sondern es kommt vor, daß er sich irrt in der Einschätzung dessen, was bei der Realisierung städtebaulicher und architektonischer Aufgaben zu leisten ist. Also städtebauliche Dimensionen, Größenordnung, Präferenzen von städtebaulichen Aufgaben, Verkehrspolitik, Sozialpolitik, Denkmalpflege, alles, was sich da an Problemen stellt, muß ja beantwortet werden. Man irrt sich umso leichter, je weniger nachgedacht wird und die Probleme offen diskutiert werden.

**Wandel:** Das Dilemma in Saarbrücken ist, daß in der Vergangenheit die Erarbeitung städtebaulicher Grundlagen gefehlt hat und daß man immer auf ad-hoc-Entscheidungen angewiesen war, daß plötzlich – nehmen wir mal den Turm oder nehmen wir mal die Saargalerie – so ein Investor auftaucht und ad hoc irgendwelche Entscheidungen getroffen werden, die gar nicht durchdacht sind. Von städtischer Seite, von der Verwaltung, kann man erwarten, daß da mal ein bißchen geordnet wird.

**Bubel:** Es scheint aber doch so zu sein, daß die Verwaltung öffentliche Diskussionen nicht gerade sucht. Wenn sie dann doch einmal stattfinden, dann mehr auf Druck von Bürgern. Und die Stadtverwaltung ist dann über die vehemente Ablehnung ihrer Pläne völlig überrascht. Wieder Beispiel Stengelhaus und Büroturm.

**Kolling:** Dieses geplante Hochhaus ist dann fast einhellig von der Saarbrücker Architektenschaft abgelehnt worden und zwar, weil man in diesen Berufskreisen wohl weiß, daß Solitäre dieser Art städtebaulich nicht gut aussehen. Das Hochhaus wirkt, wie übrigens jede andere Bebauung auch, nur im Ensemble, das heißt im maßstäblich Gleichartigen. Das hätte die Saarbrücker Maßstäbe total gesprengt. Und dasselbe Problem des falschen Maßstabes stellt sich

auch in der Bahnhofstraße 26. Wenn dieses Haus verlorengeht, wird ein gefährlicher Maßstab gesetzt, das Große verdrängt das Kleinere.

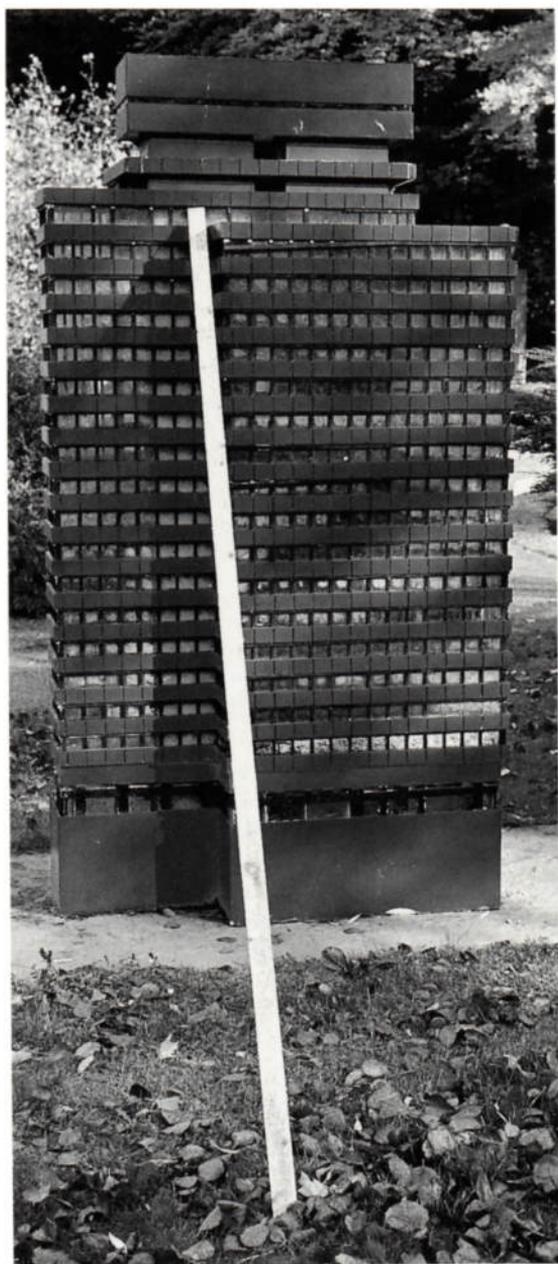
**Freese:** Es gab diese Versammlung in der Stadtgalerie, wo Frau Grassmann anhand der alten Pläne die städtebauliche Entwicklung am St. Johanner Markt und Umgebung dargestellt hat. Ich bin dann raus zum Obertor und dann zum Untertor, um mir das ganz bewußt anzusehen und hab' was Verblüffendes festgestellt. Diese beiden Ausblicke sind grundverschiedener Art. Zum Obertor hinaus hat man in der Tat mit dem Horch und dem gegenüberliegenden Bau einen Maßstab, das ist tatsächlich ein Ensemble. Und da würde ich sagen, man sollte alle Kräfte einsetzen, daß das nicht verändert wird. Das ist ein Stück Qualität, was dort an alter Stadtsubstanz vorhanden ist. Es ist vollkommen anders, wenn man zum Untertor hinausgeht: Das Haus 26 sieht man gar nicht, das bemerkt man gar nicht. Es ist keine Sichtachse vorhanden, aus der heraus man das Haus 26 wahrnehmen würde. Erst wenn man davorsteht, dann taucht es auf. Aber ich weiß nicht, ich kann keine Maßstäbe verbinden mit diesem Haus. Die Masse ist gegeben durch die gesamte Achse der Bahnhofstraße, die wesentlich höher ist.

**Wandel:** Das Haus 26, absolut gesehen, dann bliebe nur übrig, in derselben Höhe und im selben Maßstab irgendwas zu machen. Ist das städtebaulich ein wirklich erstrebenswertes Ziel?

**Grewer:** Es hat sich bei der Turmbebauung, bei der Saargalerie und an mehreren anderen Bauten in der letzten Zeit gezeigt, daß die wirtschaftliche Funktion dominiert und andere Funktionen, bspw. das Wohnen, keine Beachtung finden. Das ist eine böse Entwicklung für ein städtisches Gebilde, wenn die Funktionsmischung nicht mehr stimmt. Ich sehe nur 'ne Stadtplanung, die absolut am Reagieren ist, natürlich auch bedingt durch die wirtschaftliche Situation der Stadt, und die im Grunde genommen jedem Investor hinterher rennt, mit der Folge, daß die Monofunktionalisierung innerhalb der Stadt ständig weitergeht.

**Wandel:** Man sollte sich erstmal unterhalten, welche Zielsetzung könnte in Saarbrücken eine Stadtplanung haben. Wie der Herr Wagner ja nun hergekommen ist, hat er das ja auch richtig erkannt, daß die gesamte Innenstadt nicht attraktiv ist. Er hat ja versucht, ein Konzept zu entwickeln. Dann ist dieser städtebauliche Ideenwettbewerb für die Innenstadt gemacht worden, da hat es eine Fülle von Untersuchungen und Vorschlägen gegeben. Die Stadt hat

diesen Ansatz überhaupt nicht weiterentwickelt. Wenn überhaupt kein Konzept da ist, dann wird natürlich nur reagiert auf irgendwelche Zeiterscheinungen. Es hapert eben von vornherein, weil keine übergreifenden Vorstellungen entwickelt werden. Deswegen haben wir auch ständig dieses Taumeln von einem Dilemma in das andere. Man kann nicht alles, sollte nicht alles vorher vorgeben, aber es müß-



ten wenigstens doch Grundlagen konstitutioneller Art dasein, gewisse Vorgaben, denn nur dann kann's weitergehen.

**Kolling:** Ich vermute eher, daß diese Vorgaben deswegen fehlen, weil Stadtplanung in unserer Gesellschaft eigentlich nicht möglich ist. Denken Sie mal, wieviele Leitbilder in der Vergangenheit aufgebaut wurden, die wir eines nach dem anderen abgehandelt haben – letzten Endes entwickelte sich die Stadt nach ganz anderen Gesetzmäßigkeiten. Ich glaube, daß ein Kopf nicht ausreicht zu sagen, wie es sein muß, weil die Probleme zu vielfältig sind, zu komplex, zu schwierig und zu sehr dem Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse unterworfen. Das heißt, es ist überhaupt niemand da, der sagen kann, so muß es unbedingt aussehen. Niedner konnte es nicht, Wagner kann es auch nicht und Krajewski konnte es auch nicht, und keinem ist der Vorwurf zu machen, daß er es falsch gemacht hat, weil es im Grunde genommen gar nicht möglich ist. Der Städtebau ist äußerst kompliziert. Und er entwickelt sich ja in großen Städten, in Berlin, in Frankfurt, in München ähnlich zufällig und letztlich überhaupt nicht geplant – so wie es sich im Kleinen jetzt hier in Saarbrücken vollzieht.

**Bubel:** Ist das nun eine Absage an Stadtplanung überhaupt?

**Wandel:** Die Stadt muß sich ja mal zu irgendwas entscheiden, müßte ein Konzept entwickeln, wie sie die Struktur der Innenstadt halten will. Will sie jetzt nur Handel, will sie nur Büros, oder gehört das Wohnen auch dazu, will sie diese Mischung der einzelnen Funktionen, dafür müßte ein Konzept her. Das ist Aufgabe der Stadtplanung bzw. der Verwaltung.

**Grewer:** Das würde ich unterstreichen, man nimmt sich nur die wirtschaftlichen Kernbereiche vor, aber andere Bereiche der Stadt – ich weiß nicht, ob man das jetzt als Glück bezeichnen soll oder als Unglück – bleiben unbeachtet. Schau ich mir beispielsweise den Bereich um den Landwehrplatz an, dann ist das ein Gebiet, wo man sich überhaupt keinerlei Ideen gemacht hat. Es gab mal vor zwei, drei Jahren einen kleinen Ansatz mit dem Ophüls-Platz.

**Freese:** Im Glücksfall sollte doch eigentlich eine städtische Verwaltung für den Baubereich, für die Stadtgestaltung alle Hände voll zu tun haben, um die privaten Interessen und die Aktivitäten zu koordinieren, zu bündeln, zu steuern, um ein wohlgeordnetes Ganzes entstehen zu lassen. Ich hab' so ein bißchen das Gefühl, daß wir eigentlich die Erwartung haben, die Stadtverwaltung muß eine fertige wunderbare Stadt hinstellen. Ich glaube, daß eines der großen Di-

lemmata ist, daß es relativ wenig private Initiativen innerhalb der Stadt gibt.

**Grewer:** Aber es gibt ein Wechselspiel zwischen öffentlichem Bauen und privatem Bauen.

**Freese:** Sollte es geben, ja.

**Bubel:** Gelungene Stadtplanung ist also eine schwierige Sache. Aber auch das Schwierige sollte doch wenigstens punktuell mal gelingen ...

**Kolling:** Ich hab's ja vorhin gesagt, wir haben ein ganz großes Ergebnis vorzuweisen, das sich international vorzeigen läßt, das ist das Saarbrücker Schloß in seiner Mischung von überkommener Architektur aus der Barockzeit und seinen Zutaten der heutigen Zeit, dem Mittelrisalit von Böhm, die Schloßplatzgestaltung selber, das hinzugekommene Museum, all das in seinem Ensemble ist äußerst gelungen.

**Freese:** Saarbrücken hat eine phantastische Lage, mit diesem Tal zwischen den Hügeln. Ich kenne kaum eine Stadt von dieser Größenordnung, wo man eigentlich fast von allen wesentlichen Wohngebieten innerhalb von einer Viertelstunde in der Innenstadt oder in einem Zentrum ist. Sich mit viel Mühe Grünzonen oder Parks erarbeiten müssen, das braucht Saarbrücken eigentlich gar nicht. Saarbrücken ist im Grunde genommen eine grüne Stadt.

**Kolling:** Das ist nämlich 'ne Sache, die viel zu wenig besprochen wird, daß wir außer diesem Park im Zentrum, dem Bürgerpark, der wohl nicht ungeteilte Zustimmung findet, ja eine ganze Summe von kleinen Parks bekommen haben. Wir haben sie 'Pantoffelparks' genannt, weil sie in unmittelbarer Nachbarschaft von Wohnbebauung sind. Sie werden angenommen und genutzt und erhöhen die Lebensfreude der Menschen. Darüber hinaus gibt es die Rückeroberung des Saaruferes im Bereich der Stadenanlage. Diese Parkanlage stammt aus der Jahrhundertwende und ist bis heute im Grunde genommen unverändert erhalten.

**Grewer:** Auch das Thema Funktionsmischung wird meines Erachtens nicht offensiv geführt. Man weicht immer zurück auf das schwächste Argument, wir müssen jede Investitionschance, die sich bietet, ergreifen. Und ich finde, das darf man nicht. Man kann im Grunde genommen die Stadt nicht verscherbeln.

**Freese:** Es gibt ja so etwas wie das Gedächtnis einer Stadt. Die Stadterstörungen in Deutschland haben nicht während des Zweiten Weltkrieges, sondern nach dem Zweiten Weltkrieg stattgefunden und haben das Gedächtnis der Städte zerstört. Dazu gehört auch dieser gedankliche Unsinn, aus der Hafensinsel

einen Park zu machen. Das war nie ein Park, da wurde Kohle verladen. Und wenn man die Fotos sieht, wie das ausgesehen hat, wird deutlich, das kann in der Erinnerung dieser Stadt nicht plötzlich ein Erholungsplatz sein. Meiner Ansicht nach ist das auch ein psychologisches Phänomen einer Bevölkerung, ob sie so etwas annimmt oder nicht. Abgesehen davon, daß er da völlig falsch liegt, da wohnt doch niemand.

**Wandel:** Ja, daran liegt es, meiner Ansicht nach, weil es da kein Umfeld zu so einem Bürgerpark gibt. Aber da gehts ja schon wieder los mit dem Unterordnen des Wohnens, wenn da wieder so eine Monstruktur in Form von Büros hinkommt.

**Kolling:** Nun ist es doch interessant, daß Westspange, Hafensinsel, Stadtautobahn, all diese Dinge das Ergebnis von Planungen sind. Ich halte die Stadt nicht für planbar. Und geplante Stadt schafft letzten Endes so was wie den disziplinierten Menschen. Eigentlich sind es ja Eingriffe, die Disziplinierung erfordern, weil damit Rechte und Freiheiten eingeschränkt werden. Auch das bedeutet Planung. Ich glaube mittlerweile, eine Stadt hat überhaupt keine andere Chance, als sich chaotisch zu entwickeln. Sie muß anschließend geheilt zu werden, in Einzelschritten wieder geheilt werden, dort, wo man es genau weiß, wo viele drüber gesprochen haben, wo viele darunter gelitten haben. Das heißt also, ich sehe in einer kompensatorischen Stadtplanung die Chance. Wenn etwas vermurkst ist, verhunzt ist, kann es meisterhaft in Ordnung gebracht werden, dort sehe ich die Chancen.

**Bubel:** Aber das würde doch bedeuten, daß die gelungenen Beispiele urbaner Stadtgestaltung aus purem Zufall entstanden sind. Eine nicht unsympathische Vorstellung ...

**Freese:** Ich glaube, es gibt einfach verschiedene Prinzipien von Stadtentwicklung. Stadtentwicklung ist eine Bündelung, das Organisieren von Kräften. Wenn eine Stadt lebt, dann muß sie so viel Energie in sich haben, daß es eigentlich ausreichen müßte, diese zu bündeln.

**Grewer:** Ja, richtig, und was passiert, wenn man über Monofunktionalisierung die Leute aus dem Kern 'raustreibt? Wenn die Leute aus den Zentren raus sind, dann kann diese Kompensation nicht mehr erfolgen, man hat eine tote Stadt.

**Freese:** Ein Beispiel ist die Wiedergewinnung des St. Johanner Marktes als ein attraktives Zentrum. Da haben früher lauter arme Leute gewohnt, weil es so kaputt war. Es wurde saniert, damit wurde das teuer, es konnten noch die reinziehen, in der Innenstadt

wohnen, die das Geld dafür hatten. Die, die jetzt da wohnen für teures Geld, beklagen sich, daß nachts so viel Krach ist. So, und jetzt wird die Sperrstunde nach vorne verlegt, jetzt müssen die Leute um zehn ihre Tische und Bänke wieder reinholen. Das hat mit Stadtplanung nichts zu tun, das hat was mit den Leuten zu tun, die da drin wohnen.

**Kolling:** Also ich erinnere mich, ich hab' einige sehr kritische Artikel zum Problem St. Johanner Markt geschrieben und habe gefordert, ihn so zu sanieren, daß er ein ganz normales entspanntes Stadtviertel wird, in dem man wohnt und in dem man die Sozialstruktur vorfindet, die man zum Wohnen und zum Leben benötigt. Das heißt, den Metzger an der Ecke und den Bäcker und die Infrastruktur so, wie es zu einem ganz normalen Stadtviertel dazugehört. Ich bin mit meiner Auffassung deswegen unterlegen, weil offensichtlich ein ganz anderes Bedürfnis dort zu befriedigen war, nämlich eine Infrastruktur zu haben, in der der Besucher Saarbrückens ausgeführt werden kann. Dafür besteht offensichtlich ein starkes Bedürfnis. Diejenigen, die heute noch dort wohnen, die müssen kapieren, daß sie in einem Viertel wohnen, in dem Tourismus, in dem Vergnügen angesagt ist, wo man abends ausgeht.

**Freese:** Vielleicht gelingt es durch die längst überfällige Maßnahme der Beruhigung der Bahnhofstraße, einen Teil wieder dort zurückzugewinnen an dem Zuviel an Kneipen. Vielleicht bringt die Bahnhofstraße eine Verschiebung.

**Bubel:** Diese Verschiebung von Attraktionspunkten in einer Stadt interessiert mich. Der Max-Ophüls war wohl auch so ein Versuch?

**Kolling:** Ich weiß nicht, warum sich die Kritik an diesem Platz immer entzündet. Der Platz ist in Ordnung. Er erledigt seine Funktion, er hat nicht den Anspruch, den St. Johanner Markt zu ersetzen. Und so was braucht man.

**Freese:** Das ist der „Pantoffelplatz“.

**Kolling:** Ja, und da können auch Kinder drauf spielen und Mütter sitzen mit dem Kinderwagen, und das wird ja auch gemacht.

**Bubel:** Also ich stimme zu, daß es solche Pantoffelparks und Pantoffelplätze gibt, glaube aber, daß der Max-Ophüls-Platz ein Ort ist, der keine kommunikative Qualität hat.

**Kolling:** Doch, doch, diese Region ist allerdings durch die Drogenkriminalität belastet, und deswegen hat dieser Platz die Inanspruchnahme, die man ihm gewünscht hätte, nicht ganz gefunden. Denn andere

Plätze in ähnlicher Qualität werden ja viel stärker angenommen.

**Grewer:** Der jetzige Ophüls-Platz ist eine mickrige Lösung. Ich würde mir wünschen, daß man dort ein großes Ensemble plant und zwar mit Wohnungen. Wir haben dort drei Plätze, die unverbunden nebeneinander liegen, die teilweise nicht genutzt werden, das ist der Gerberplatz, das ist der Ophüls-Platz, und das ist der Landwehrplatz. Beim Landwehrplatz hätte sich meines Erachtens angeboten, daß man dort Wohnungen errichtet. Man hat ja die Feuerwache ohne weiteres hingekriegt, einen respektablen Kulturtempel daraus gemacht. Wieso hat man es nicht geschafft, den Platz mitzugestalten, der noch ein schönes Kopfsteinpflaster hat? Die Feuerwache liegt ja in einer großen Platzlage mit alten Bäumen. Aber immer noch steht die scheußliche Wand zur Großherzog-Friedrich-Straße. Wenn man das mal alles weg machen würde, einen wirklich großen Platz schaffen würde mit Wohnungen am Randbereich, das wäre eine lohnenswerte Entwicklungsaufgabe. Beim Ophüls-Platz besteht der Fehler meines Erachtens darin, daß man die Straßenführung gelassen hat. Von den Renaissancestädten kann man lernen, daß klassische Plätze bis zu den Häusern gehen, übrigens auch am St. Johanner Markt, die dürfen keine Niveauveränderung mehr haben, keine Bürgersteige und keine Straßenführungen.

**Freese:** Das ist eine richtige Beobachtung, man durchschneidet eigentlich diesen Platz mit verschiedenen Belägen.

**Grewer:** Das ist ein großer Platz, der aus verschiedenen Teilplätzen besteht, der sich mit seiner innerstädtischen Lage ideal zum Wohnen eignet. Und ich denke, Wohnen ist ein ganz zentrales Element einer Stadt. Um sie lebendig zu halten, muß man sich über die Wohnfunktion der Stadt Gedanken machen.

**Kolling:** Na gut, wir haben in Saarbrücken dieselbe Tendenz, die sich überall abzeichnet, nämlich nach wie vor immer noch die Stadtflucht, Menschen siedeln sich außerhalb der Zentren an. Dadurch entsteht ein Flickenteppich von Besiedlungen, von Ein- bis Zweifamilienhäusern jeweils um diese Zentren herum. Und sie sind potthäßlich, pottlangweilig, und das Wohnen macht auch kein sonderliches Vergnügen dort. Die dort leben, werden ihre Gründe dafür haben, gewisse Zwänge, daß man in diesen Brei von Siedlungen ausweicht, der sich wie ein Gürtel um die Städte herumlegt. Weil die Leute arbeiten und die Kinder zur Schule gehen oder zur Universität oder was auch immer, muß die Kernstadt die entsprechen-



de Infrastruktur vorhalten. Das verursacht diese ganze Problematik, die wir kennen. Es wird eine technische, eine verkehrstechnische Infrastruktur verdoppelt, die außerhalb geschaffen werden muß und die in der Stadt ohnehin vorgehalten wird. Man nutzt nicht die Möglichkeiten, die die Zentren selber bieten, nämlich die vorhandenen Flächen zu bebauen, um zu einer stärkeren Durchmischung von Wohnen und anderen menschlichen Tätigkeiten zu kommen. Man nützt die Flächenreserven nicht. Ich denke da beispielsweise an die vielen Flächen, die wir als Baulücken in Saarbrücken haben. Noch fünfzig Jahre nach dem Krieg haben wir Trümmergrundstücke in Saarbrücken, die aus unerfindlichen Gründen nicht bebaut werden. Wir haben bisher von der Möglichkeit einer Überbauung von Verkehrsstrukturen, etwa der Stadtautobahn – damit die Stadt wieder stärker zusammenwächst – keinen Gebrauch gemacht. All diese Möglichkeiten wurden nicht genutzt. Man hätte das Kapital, das an anderer Stelle, beispielsweise im Bahnhofsbereich, ausgegeben wurde, dorthin lenken können, hätte dort die Funktionen anbieten können, die jetzt an einer falschen und nicht akzeptierten Stelle gebunden sind.

**Bubel:** Auf der Suche nach Häßlichkeit brauchen wir gar nicht so weit ins Umland zu gehen, da können wir ja auch auf die Folsterhöhe gehen oder auf den Eschberg. Da haben wir nun eine Monostruktur von Wohnungen. Welche Möglichkeiten gäbe es denn, diese Stadtteile zu revitalisieren und dort ein Stück Stadt wieder erlebbar zu machen?

**Freese:** Für die Folsterhöhe hat es ja gerade einen Wettbewerb gegeben. Ich möchte aber nochmal diese Anregung von Dietmar Kolling aufnehmen. Er hat diese Zersiedlung der Landschaft angesprochen, wenn es ums Wohnen geht. Wir leisten uns in diesem Land einen ungeheuren Luxus durch Raubbau von Flächenressourcen. Der Flächenverbrauch durch den Privathausbau ist weitaus größer als alles andere. Was hat das für die Stadt zur Folge? Die Stadt wird ihrer Bewohner beraubt, und das muß man nun mal von der wirtschaftlichen Seite sehen. Der Druck, irgendwo eine Wohnung zu finden, der ist nicht da, also gibt es keine Nachfrage, also will auch keiner investieren. Denn solange sie so billig draußen wohnen können, werden sie auch niemals jemanden finden, der in den Wohnungsbau investieren wird und sagt, ich mach' ein Haus mit zehn Mietparteien oder so was, das gibts nicht, der wird kein Interesse daran finden, der hat woanders viel bessere Investitionsmöglichkeiten. Das ist das eine Problem, und das zweite

ist, daß diese Bewohner einfach der Stadt als Steuerzahler fehlen, das dritte ist, daß wir die gesamte Infrastruktur vorhalten müssen, in einem höheren Maße, als es eigentlich notwendig wäre, das heißt, Straßen, Verkehrsmittel, Busse und alles, was dazugehört. Das ist alles totes Kapital, was da rumliegt und was ein immenses Geld kostet. Das teuerste an der Stadtentwicklung sind die Straßen, nur damit die Leute abends bequem rein- und rauskommen. Und dann wird als nächstes eine Lobby aufgebaut, wenn jeden Morgen alle zur gleichen Zeit in die Stadt reinfahren, „oh, das ist wieder Stau, ich hab' eine Viertelstunde im Stau gestanden“. Das führt also zu ganz abstrusen Verhältnissen, unter denen diese Stadt meiner Ansicht nach ganz massiv leidet.

**Wandel:** Warum werden in den Städten keine Wohnungen gebaut – das liegt einzig und allein daran, weil es zu teuer ist. Der Grund und Boden ist zu teuer, das Bauen ist zu teuer, die Miete, wenn sie 25 Mark als Miete holen müssen. Von der Seite der Gesellschaft müßten ganz andere Prioritäten gesetzt werden, damit das überhaupt mal wieder interessant wird für Leute.

**Kolling:** Was muß man auf der Folsterhöhe tun? Ich glaube, der Architekt kann das nicht beantworten. Das ist ja schon vielfach versucht worden durch Wettbewerbe. Die Folsterhöhe, die würden wir am besten dadurch sanieren, daß Sie, Herr Wandel, daß ich, daß wir alle dorthinziehen, der Rest würde sich vermutlich automatisch erledigen. Die Folsterhöhe ist von ihrer Bewohnerstruktur viel zu homogen, also liegt's doch gar nicht an der Planung.

**Wandel:** Nein, es liegt nicht nur an der Planung, zweifellos, es liegt an der gesamten Gesellschaftsstruktur. Ein Einfamilienhaus ist ein Statussymbol, genau wie's Auto, nicht wahr, und eine Wohnung in der Stadt, das ist für viele nichts. Es wird also immer nur eine gewisse Schicht von Leuten überhaupt in der Lage sein oder für die Stadt direkt zu begeistern sein. Aber es wär' schon gut, wenn's mal wenigstens 20 Prozent wären, das wär' ja schon was, nicht wahr. Also wenn man dafür wenigstens die Voraussetzungen schaffen würde.

**Kolling:** Statt Fehlbelegungsabgaben müßte man besseren Einkommensschichten Prämien bezahlen, damit sie dort wohnen. Man müßte eine Fehlbelegungsprämie dafür bezahlen, damit die soziale Durchmischung gesichert wird. Oder man muß sich ein anderes Instrument ausdenken, wie ich das heute kompensatorisch heile.

**Wandel:** Also doch 'ne gewisse Planung?

**Kolling:** Diskussionen, Herr Wandel, Diskussionen will ich. Ich wende mich doch nicht gegen Planung, weil ich Planung in sich für schlecht oder falsch, sondern weil ich sie für chancenlos halte und weil ich sehe, daß dort, wo man glaubt, geplant zu haben, plötzlich feststellt, das ist ja alles Unsinn, das ist ja schlecht, was da entstanden ist. Im Grunde genommen haben wir doch genug gebaut, wir brauchten ja gar nicht mehr zu bauen, wir brauchten ja nur noch in Ordnung zu bringen und zu arrondieren.

**Grewer:** Wieso lernt man dann aus dieser Entwicklung nicht? Die Folsterhöhe ist ja im Grunde genommen Ergebnis von 60er-Jahre-Visionen, die Trabantenstadtvision der Wirtschaftswunderjahre, und die hat dazu geführt, daß diese homogene Bevölkerung dorthin gekommen ist, eine Folge der Sanierungen, die man im Innenstadtbereich vorgenommen hat, in Malstatt beispielsweise, wo man alte billige Wohnungen wegsaniert hat.

**Wandel:** Die ganzen Leute, die sie da rausgejagt haben, haben sie alle da hingepackt.

**Grewer:** Heute stelle ich einen ähnlichen Effekt fest, der in Saarbrücken ab Mitte der achtziger Jahre eingesetzt hat. Ab diesem Zeitpunkt hat es hier einen sehr starken Trend gegeben, Altbausubstanz aufzuwerten. Altbausubstanz war bis dahin in der Regel preiswerter Wohnraum, der für eine kaufkräftige Schicht auf einmal sehr begehrt wurde. In diesem Altbaubereich hat man in den letzten Jahren tatsächlich investiert. Er ist umgewandelt worden, große Wohnungen wurden errichtet, eben durch den Trend hin zu diesem Singledasein. Und bisher hat man nichts unternommen, um diesen Trend zu stoppen, der dazu führt, daß für eine nicht so kaufkräftige Bevölkerungsschicht die Mieten steigen und sie aus der Stadt gedrängt wird. Dann komme ich jetzt mal auf Deine Prämie zurück, da wüßte ich jetzt nicht, was die da nutzen soll. Ich denke, eine Bodenrechtsreform ist notwendig im städtischen Bereich.

**Kolling:** Das Sozialproblem ist doch städtebaulich nicht durch den Architekten oder durch den Stadtplaner zu lösen.

**Grewer:** Ja, aber die Gesellschaft muß sich doch Gedanken darüber machen, daß das Ganze zusammenhält und nicht auseinanderfällt.

**Kolling:** Man sieht doch aufgrund der Erfahrung – beispielsweise in der DDR –, daß das Wohnungsangebot der öffentlichen Hand die Lösung des Wohnangebots nicht bringt, weil der Mieter die Pflege der Wohnungen nicht garantiert, es also zu einem

Zerfall führt, wobei doch der Bau von Häusern und Wohnungen eines der mühseligsten Dinge ist, die wir überhaupt gesellschaftlich vollbringen müssen.

**Greuer:** Ich hab' was dagegen, daß man es so einfach macht, ein wichtiges gesellschaftliches Gut, Boden, ohne weiteres zu verteuern. Das machen Leute, ohne daß sie was dafür tun. Ich hab' ja nichts gegen die Leute, die Wohnungen errichten, investieren in Wohnungen, da wird ja i. d. R. nicht der Reibach gemacht. Auch das teure Bauen entsteht ja nicht nur über das Bauen selbst, sondern überwiegend durch die Bodenwertsteigerungen, die in den letzten Jahren entstanden sind. Da würde ich etwas machen. Man könnte beispielsweise Prämien steuerlicher Art vergeben, wenn man verdichtet baut.

**Freese:** Nach dem Zusammenbruch der Bauherrnmodelle hat es ja kein Angebot mehr gegeben, und es hat einen irren Bestand an Altbauten gegeben, die verfielen, und durch dirigistische Maßnahmen waren die Dinge ja nicht in den Griff zu kriegen. Da konnte eine Stadt beschließen, jetzt sanieren wir, und es ist nix passiert, weil die Kommunen kein Geld hatten. Das Wohnen in der Innenstadt wurde für chic erklärt, und schon hat es funktioniert. Die Entwicklung, die jetzt dadurch angestoßen wurde, wie die schleichende Entwicklung am Staden, wo ja kaum noch jemand wohnt, weil es eine Verdrängung durch Gewerbe gegeben hat, das muß man sehen. Jetzt ist die Frage, was macht man als nächstes? Man kann aber auch mal überlegen, warum gibt man keine Zuschüsse, wie wir es schon angeregt haben, für Wohnen an der Folsterhöhe, indem man eine Wohnung da kauft, daß man noch Steuern dazu kriegt oder sonst irgendwas. Stadtplanung hat irgendwo ja auch was mit Stadtmanagement zu tun, vielleicht viel mehr, als man das so eigentlich meint. Das heißt, das Spiel von Angebot und Nachfrage zu betreiben. Der Bodenwert ist natürlich eine Größe. Aber was ist Urbanität? Das ist zunächst einmal urbane Dichte. Urbanität durch hohe Gebäude, durch schmale Straßen, durch Plätze, also durch räumliche Gestaltung.

**Greuer:** Und viele Nutzungsmischungen.

**Freese:** Und diese hohen Häuser, die machen natürlich nur dann Sinn, wenn der Boden teuer ist, dann baut jemand hoch, dann lohnt sich das nämlich hochzubauen. Auf dem Land baut keiner hoch, weil das viel zu teuer ist auf's Grundstück bezogen. Ich glaube nicht, daß man mit diesem Instrumentarium, dem Bodenpreis, wesentlich weiter kommt. Ich glaube, man muß andere Instrumentarien herziehen.

**Greuer:** Wie würden Sie denn beispielsweise diese



Umwidmung des Stadens verhindern wollen?

**Freese:** Das können Sie gar nicht, das kriegt man kurzfristig überhaupt nicht gelöst. Sie kriegen das nur sehr, sehr langfristig, die Fehler sind früher gemacht worden, und mit der derzeit regierenden Bundesregierung wieder massiv: Ländliche Flächen werden mehr und mehr für Einfamilienhäuser freigegeben.

Das halte ich für einen der Kardinalfehler für die Stadtentwicklung, da dadurch eine weitere Verdichtung der Städte vermieden wird und auch das Angebot an Wohnen nicht mehr erhöht wird.

**Wandel:** Das alleine reicht nicht, nur die Wohnung, das ganze Umfeld muß stimmen, nicht wahr.

**Kolling:** Ich bin nicht der Meinung, daß der Bodenpreis sehr hoch sein sollte, wie Sie das eben sagten, damit das Grundstück gut genutzt wird und darauf hoch gebaut wird. Im Gegenteil, ich finde es überhaupt nicht gut, daß an Bodenwertzuwachs verdient wird, also ohne Arbeit verdient wird. Aber wie



ist das Verfügungsrecht über Grund und Boden zu regulieren, mit welchem Instrumentarium soll man die Verteilung regeln? Ich habe bisher keine Lösung gefunden.

**Wandel:** Ja, das kann nur im öffentlichen Bereich geschehen.

**Kolling:** Wie soll das dort geleistet werden? Wir wissen doch, daß gerade der öffentliche Bereich voller Irrtümer steckt.

**Grewer:** Es gibt am Staden die andere Möglichkeit, daß man mit Nutzungssperren arbeitet. Wieso macht man das nicht?

**Wandel:** Im Ausland gibts das, in Holland gibts das, da hat man hervorragende Beispiele, wo man so was über solche Wege schon hingekriegt hat. Aber das bedarf natürlich schon eines gewissen Durchsetzungsvermögens.

**Grewer:** Wieso wird von privater Seite eigentlich so einfältig gebaut? Oder sind die Moden so überwältigend, es wird ja fast überall das Gleiche gebaut.

**Wandel:** Ja, das ist sicher richtig, da haben Sie schon recht. Ich war jetzt gerade ein paar Tage in Belgien, hab' mir die ganzen Städte da oben angeguckt. Klar, da sehen Sie genau dasselbe, was Sie bei uns sehen, dieselben Fehler, das stimmt schon, die Zeiten sind vorbei, wo, sagen wir mal, spezifische Dinge sich entwickelt haben, wie das früher in der Historie war, das ist nun mal so, dafür leben wir heute in einer Welt, die überall den Austausch hat, und als Folge, daß das sehr monoton wirkt.

**Freese:** Zwischen der Monotonie gibt es ja nochmal Abstufungen.

**Grewer:** Die Bürger haben doch früher Wert darauf gelegt, sich voneinander zu unterscheiden. Das hat sich doch in ihrer Architektur auch niederschlagen.

**Kolling:** Ich würde mal gern ein bißchen aufräumen mit der Vorstellung, daß die Architekten einfältig bauen, das kann man doch nicht sagen, da hätte ich mal gern ein Beispiel, damit ich überhaupt mir ein Bild davon machen kann, was einfältig ist.

**Grewer:** Also ich finde, da braucht man nur durch die Stadt zu laufen. Die modernen Bauten im Kastenprinzip sind doch alles immer die gleiche Version, man arbeitet mit den gleichen Materialien, billiger oder etwas teurer, aber ich kann keine Formensprache, keine Formendifferenzen mehr erkennen.

**Kolling:** Also ich find's ganz schlimm, wie oberflächlich der Beruf des Architekten gesehen wird in der Gesellschaft und wie wenig Menschen im Grunde genommen über das, was Architekten leisten und machen, überhaupt Bescheid wissen. Das Verantwortungsbewußtsein, das ist doch bei den Architekten überwiegend vorhanden. Man muß sich einmal klar machen, daß das meiste Gebaute gar nicht von Architekten gar nicht gebaut wird. Das heißt also, der

ganze Brei, der um uns herum entsteht, ist Architektur ohne Architekten. Und dort, wo Architekten wirken, werden in der heutigen Zeit, da unterscheiden wir uns sogar gewaltig von der Nachkriegszeit, ganz hervorragende Leistungen, auch in Saarbrücken, erbracht. Man kann durchaus sagen, daß auch hervorragende, einfallsreiche, intelligente Architektur entstand, die Zeugnis unserer Zeit, unserer Gesellschaft, unseres Denkens, Fühlens, Empfindens usw. abzulegen vermag. Das sind allerdings komplizierte Prozesse, und die müssen verstanden werden. Abgesehen davon, daß der Architekt das mühselige Geschäft des Managements an der Baustelle zu bewältigen hat, was sicher eines der schwierigsten Dinge ist. Es ist doch viel einfacher, in der Bank an einem Tresen zu sitzen und Geld zu verleihen, als etwa Baustellen zu managen mit diesen komplexen und komplizierten Anforderungen, die dort durch Arbeit erbracht werden müssen. Also zu sagen, diese oder jene Architektur ist dürftig, das trifft den Kern nicht. Die Unzulänglichkeit gehört doch zum Leben. Also muß es doch schlechte Häuser geben, wie soll denn das anders sein?

**Bubel:** Also das war jetzt eine schöne, eine vehemente Verteidigungsrede für den Beruf des Architekten, und das finde ich auch ganz gut, daß das an dieser Stelle kommt. Wir werden in anderen Zusammenhängen auf diese Aussage sicherlich zurückkommen. Auch das Architektengespräch, für das wir uns herzlich bedanken, werden wir fortsetzen.

# Dietmar Binger

„Polaroid-Exkursion – Am Staden, Saarbrücken“;  
4 Installationen mit Isofloc; August 1993



1941  
geb. in Königsberg/Pr.

1962–69  
Studium versch. Fachrichtungen

seit 1969  
freischaffend; als Künstler Autodidakt

seit 1973  
Einzelausstellungen, Ausstellungsbeteiligungen

1986–89  
Werksatz „Fundus“; Installation „Antipod.“

1990–91  
Isofloc-Installationen „Die Entdeckung der Welt“

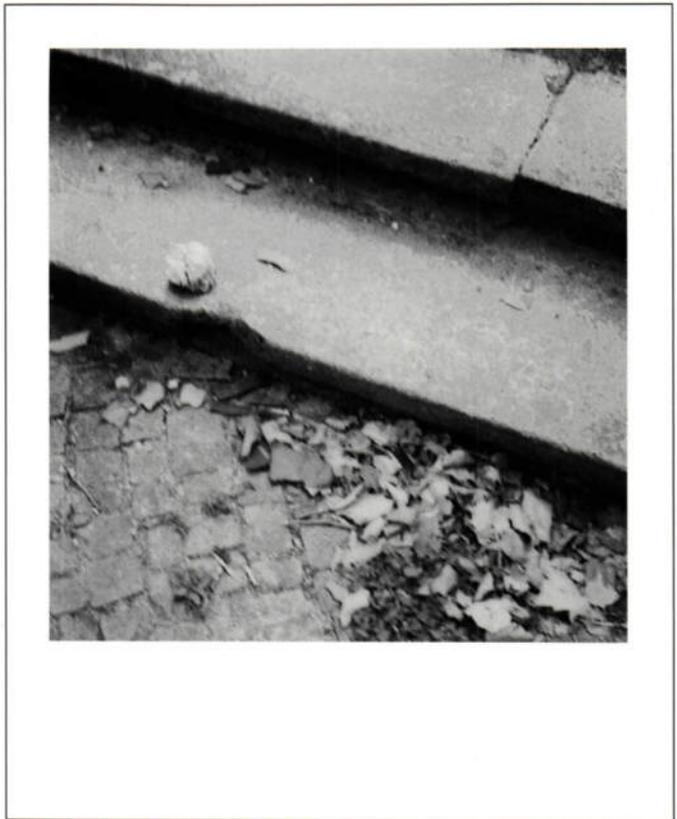
1993  
„4 Reisen zu 3 Räumen“, Foto- und Isofloc-Installationen; „Polaroid-Exkursionen“



...Mit minimalistischen Eingriffen gelingt es Binger dabei, die plastischen Qualitäten eines Raumes mit seinen oft zufällig entstandenen Strukturen deutlich zu machen.



Wer sich auf die Binger'schen Seh-  
Übungen einläßt, kann von der Dia-  
lektik der Formwahrnehmung infi-  
ziert werden und wird hinfort die  
Dinge als Funktion des Nichtsicht-  
baren ansehen. Daß Binger sich der  
didaktischen Wirkung seiner Ein-



griffe in die Dingwelt bewußt ist, beweisen die gezeigten Ergebnisse der "Polaroid-Exkursionen". Fotos, in denen es am Ende genügt, eine Handvoll zur amorphen Kugel geformten Isofloc-Materials z.B. auf einer Treppe oder auf einem



Kopfsteinpflaster abzubilden, um  
das tätige Sehen in Gang zu setzen.  
Die ästhetische Wahrnehmung ist  
eine Leistung des Betrachters. Die  
Kunst schafft die Mittel dazu.

Textauszug: Bernd Schulz

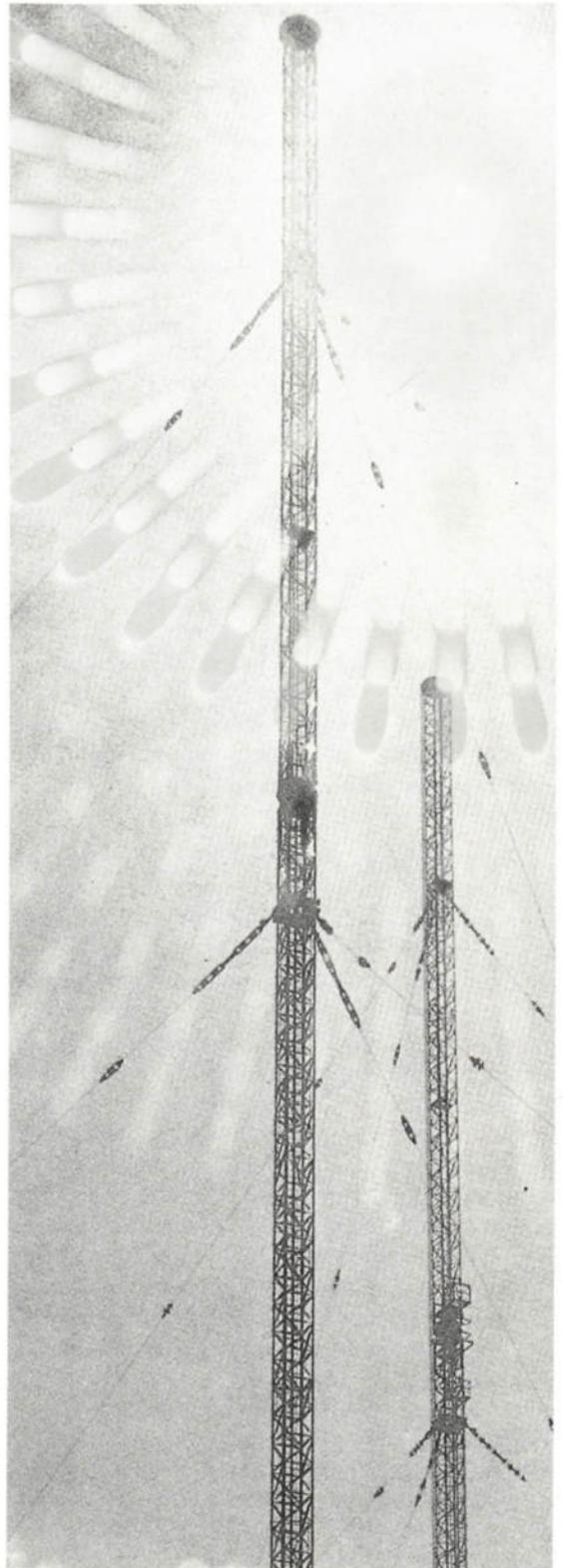
# Rettungsanker oder Galgenstrick?

## Die Kulturprogramme des Saarländischen und des Hessischen Rundfunks sollen noch enger zusammenarbeiten

Von Hans-Georg Klein

Angefangen hat das heutige Elend vor rund zehn Jahren, als die Medienpolitik dem schon lange anhaltenden Druck der Werbewirtschaft und der amerikanischen Medienindustrie nachgab und auch hierzulande endlich den Kommerzfunk genehmigte. Die werbende Wirtschaft war schon seit Jahren unglücklich darüber, daß sie bei den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten Schlange stehen mußte, um in den gesetzlich beschränkten Werbezeiten ihre Botschaften unterbringen zu können – und die Amerikaner wollten ganz einfach noch mehr verkaufen, als sie ohnehin schon bei ARD und ZDF losschlugen. Den Politikern war's gerade recht – zumindest denen von CDU und FDP. Die SPD sträubte sich zwar lange, doch dann kroch auch sie zu Kreuze oder besser zum Kommerz. Beide Seiten hofften, die entweder als rot oder als schwarz diffamierten Sender noch stärker in die Zange nehmen zu können als ohnehin schon über die parteipolitisch dirigierte Aufsichtsgremien gang und gäbe. Daß zur gleichen Zeit auch im europäischen Ausland dieselbe Entwicklung um sich griff – so war eine der ersten Taten des sozialistischen Präsidenten Mitterrand die Einführung des privaten Rundfunks und Fernsehens –, forcierte noch die Entwicklung. Lediglich Gewerkschaften, Kirchen und einige Intellektuelle warnten lautstark vor einer Verflachung der Programme, hemmungsloser Kommerzialisierung, Einschaltquoten als oberster Richtschnur, Sex and Crime auf dem Bildschirm, Gedudel im Radio, Zurückdrängen der Kultur und der Minderheitenprogramme.

Genauso kam es dann auch. Für die damaligen Warner allerdings kaum Anlaß, sich zufrieden an die Brust zu klopfen, weil sie es ja eh gewußt haben, sondern eher höchst aufmerksam zu sein, weil die Entwicklung noch längst nicht abgeschlossen ist. Die Folgen des vor zehn Jahren so hochgelobten „dualen Rundfunksystems“ (öffentlich-rechtlich neben privat) zeigen sich erst heute mit aller Wucht. Immer noch scheint es – glaubt man den Vertretern der reinen Privatfunklehre – viel zu viele reine Kulturprogramme zu geben, zu viele Programme, die angeblich „kein Mensch“ hören will, weil sie ausdrücklich für Minderheiten gedacht sind. Das Schlimmste daran: diese Programme kosten auch noch Geld, sogar mehr als die sogenannten Massenprogramme, und sie „verstopfen“ Kanäle, auf denen unsere Kommerzfunker doch so gern noch mehr Geld verdienen könnten. Also weg damit, „das würde alles der Markt bereinigen, wenn man ihn nur ließe“, tönt RTL-Chef Thoma aus Köln.



Am bösesten hat es dabei die öffentlich-rechtlichen Fernsehprogramme von ARD und ZDF erwischt: Zunächst sanken notgedrungen ihre Einschaltquoten, und dann wanderte die Werbung ab. Man wird es ihr kaum verdenken, denn im öffentlich-rechtlichen Fernsehen gilt nach wie vor, ganz so, als hätte die Kommerzialisierung nie stattgefunden, die strikte Beschränkung der Werbezeit auf die zwei Stunden vor 20 Uhr, also die Zeit, wenn Oma und Opa, Enkelkinder, Vater und Mutter gemeinsam in die Röhre gucken. Eine gräßliche Vorstellung für die Werbefritzen; sie zielen auf ein Publikum, das in seinen Kaufentscheidungen noch beeinflussbarer ist und außerdem das nötige Kleingeld aufbringt, um den Werbeeinflüsterungen nachgeben zu können: Das sind in aller Regel Frauen, vor allem Hausfrauen zwischen zwanzig und vierzig. Also geht man in die Abendzeiten, in die Spielfilme und neckischen oder blöden Spielchen bei den Privaten, die genau für dieses Zielpublikum angelegt sind. Das Nachsehen haben die öffentlich-rechtlichen Fernsehprogramme, deren Werbeeinnahmen im letzten Jahr regelrecht in den Keller sausten: Von dreistelligen Millionenbeträgen ist die Rede, die in den Kassen fehlen und die zumindest vorerst nicht durch höhere Rundfunkgebühren ausgeglichen werden. Der Sparzwang ist also objektiv gegeben.

Übrigens sind nicht nur die öffentlich-rechtlichen Anstalten die Leidtragenden dieser Entwicklung. Sie trifft, wenn auch nicht ganz so krass, auch die Publikums- und die Fachzeitschriften, weil die Markenartikler im Fernsehen – trotz größerer Streuverluste – das attraktivere Werbemedium sehen. Zwar hielt sich dieser Trend in den letzten Jahren noch in einigermaßen erträglichen Grenzen, doch die neuesten Untersuchungen zeigen, daß die Ausgaben für Werbung in den letzten Jahren erheblich weniger stark ansteigen werden als in der Vergangenheit, möglicherweise werden sie sogar erstmals seit dem Krieg zurückgehen. Das aber bedeutet für die Zeitschriften-Verleger, vor allem für die marktbeherrschenden: Sie werden sich verstärkt dort engagieren, wo noch Zuwachsraten zu erwarten sind – im Fernsehen. Auf deutsch: Was wir bisher erlebt haben, ist erst der Anfang, es wird alles noch viel dicker kommen. Selbst wenn sich einige Verleger dabei blaue Flecken holen werden – wie die Saarbrücker Zeitung bei ihrem kostspieligen und letztlich gescheiterten Engagement bei RTL-Plus der Anfangsjahre oder die Frankfurter Allgemeine, die erst kürzlich ihre TV-Aktivitäten einstellte –, insgesamt wird der Wettbewerb noch aggressiver, die

Hemmschwellen werden noch weiter sinken und damit das Niveau.

Von den Politikern ist dabei keine Hilfe zu erwarten, im Gegenteil. Schließlich haben sie nicht nur die fast ungebremste Flut kommerzieller Sender gewollt, sie haben auch bei den Öffentlich-Rechtlichen die Mischfinanzierung von Rundfunkgebühren und Werbeeinnahmen festgeschrieben, frei nach dem feigen Motto: Seht Ihr doch zu, wo Ihr Euer Geld herbekommt, dann brauchen wir die Rundfunkgebühren nicht zu erhöhen. Das beste Beispiel dafür ist das ZDF. Dort wurde nicht nur per Staatsvertrag die „Möglichkeit“ gegeben, Werbeeinnahmen zu erzielen, sondern ausdrücklich festgeschrieben, daß sich der Haushalt des Senders zu mindestens 40 Prozent aus Werbung zu finanzieren hat. Bei sinkenden Werbeeinnahmen – und der Einbruch ist beim ZDF noch gravierender als bei den ARD-Anstalten, die noch einen geringen Ausgleich durch die Hörfunkwerbung aufweisen – müßten also auch die dem ZDF zufließenden Gebühren gekürzt werden. Das hat zwar noch kein Politiker laut ausgesprochen, doch sollte es wirklich dazu kommen, dann wäre das der Tod des Senders. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Forderung des FDP-Nachwuchses nach Privatisierung der öffentlich-rechtlichen Anstalt ZDF durchaus Gewicht. Für alle Anstalten aber gilt: Die Rundfunkgebühren werden vorerst nicht erhöht, die strengen Werbegrenzen nicht aufgeweicht, damit der Druck immer größer wird. Hinter den Kulissen kann dann um so leichter politisches Wohlverhalten gefordert werden, was nach außen als Forderung nach noch größeren Sparanstrengungen verkauft wird.

Noch aus einem anderen Grund darf sich der öffentlich-rechtliche Rundfunk in Deutschland nicht auf die Medienpolitik verlassen: der Außenpolitik. Da ist zunächst einmal der Vertrag von Maastricht, in dem auch der deutsche Bundeskanzler unterschrieben hat, daß in Zukunft „Kultur“ eine europäische Angelegenheit sein soll. Und wer bisher die entsprechenden Äußerungen aus Brüssel zur Kenntnis genommen hat – z. B. „Fernsehen ohne Grenzen“ –, der kann sich leicht ausmalen, daß der Begriff Kultur nur noch als Synonym für eine irgendwie spezielle Art von Wirtschaftsgut benutzt werden wird. Irgendwelche Schutzmaßnahmen der Einzelstaaten sollen dann als Handelshemmnisse gefälligst verschwinden, der einheitliche europäische Markt hielte Einzug wie bei Kohle und Stahl, bei Waschmitteln und beim Käse. Selbst die – übrigens nicht verbindlichen – Richtlinien für Mindestquoten europäischer Fernseh-

produktionen in europäischen Fernsehprogrammen haben bisher eher das Gegenteil bewirkt: Möglichst billig wurde landauf, landab der letzte Schrott produziert und zur Erfüllung der Quoten in die Programme gehievt. Von Schutz für Qualität und Identität der Regionen keine Spur. Ähnliches droht zur Zeit bei den übergeordneten Gatt-Verhandlungen, bei denen es keineswegs ausschließlich um die weltweit zollfreie und subventionslose Verteilung von landwirtschaftlichen Produkten geht. Genauso stark pocht die amerikanische Regierung auf den ungehinderten Zugang ihrer Fernseh-Programme-Industrie auf den europäischen Markt. Zwar beherrschen bereits jetzt schon – trotz Quoten und Aufsichtsgremien, Auflagen und sonstiger halbherziger Maßnahmen der nationalen Regierungen – amerikanische Produkte alle Fernsehprogramme in Europa. Das aber genügt den Amerikanern nicht, sie fordern die totale Öffnung des Marktes. In Frankreich versucht sich die Regierung mit lautstarker Unterstützung der Kulturarbeiter dagegen zu wehren. Im deutschen Wald herrscht verräterisches Schweigen.

Es ist also zu befürchten, daß die aufgelaufenen Verluste bei den öffentlich-rechtlichen Veranstaltern noch lange nicht das Ende der Fahnenstange sind. Doch auch ohne die künftigen Entwicklungen ist die Situation dramatisch genug. 2,6 Milliarden DM will allein die ARD bis 1996 einsparen, u. a. durch den Abbau von 700 Planstellen. Beim Südwestfunk bedeutet dies für die nächsten Jahre die Streichung von 25 Planstellen und 50 Zeitverträgen. Dennoch rechnen die Finanzexperten der ARD damit, daß 1996 immer noch ein Riesenloch von 1,4 Milliarden vorhanden sein wird. Die Konsequenz scheint schizophoren: Es wird gespürt auf Teufel komm 'raus, andererseits entstehen laufend neue Programme in der verzweifelten Hoffnung, die fortlaufenden Zuschauer doch noch halten oder gar zurückgewinnen zu können. Das begann bei der Vereinheitlichung der Vorabendprogramme der Landesrundfunkanstalten, aus denen die Regionalberichterstattung abgezogen und in die dritten verlagert wurde, und endet dieser Tage (vorerst) bei einem fünften (!) Hörfunkprogramm des Norddeutschen Rundfunks speziell für ganz junge Hörer – wobei die Anzahl von fünf Programmen die Landesprogramme des NDR für Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern noch nicht einmal einschließt.

Zwar hat auch der Saarländische Rundfunk inzwischen vier Hörfunkprogramme, aber die Zahl täuscht. Denn im Vierten Programm findet der

„Offene Kanal“ statt, mit dem der SR nichts zu tun hat, dort werden Landtags- und Bundestagsdebatten ausgestrahlt, und dort sind die Gastarbeiter-Sendungen zu hören. Nur durch diese Auslagerung vom früheren Dritten Hörfunk-Programm war es überhaupt möglich, die Saarlandwelle zu einem eigenständigen Hörfunk-Programm umzubauen – zum großen Glück des SR. Denn mittlerweile ist SR 3 im Saarland Marktführer vor dem privaten Jugendsender Radio Salü und der früher unbestrittenen Europawelle.

Was aber ist mit SR 2 Kultur, früher als Studiowelle bekannt, bis Südwestfunk und Süddeutscher Rundfunk auf politischen Druck aus Stuttgart die Kooperation aufkündigten? Der SR stand quasi über Nacht ohne Kooperationspartner da für ein hochangesehenes Kulturprogramm, das entsprechend Geld kostete und kostet. Denn Original-Hörspiele, Konzerte, politische Dokumentationen und Features, Feuilletons und literarische Produktionen sind nicht zum Nulltarif zu haben. Entweder fand der SR einen neuen Kooperationspartner, oder er wäre gezwungen gewesen, dieses Programm nur noch als Stückwerk auszustrahlen, möglicherweise sogar in Verbindung mit den Pflichtübungen im heutigen Vierten.

Ein Partner fand sich dann im Hessischen Rundfunk. Allerdings hatte und hat diese Kooperation einen gewaltigen Schönheitsfehler: Dem Hessischen Rundfunk geht es noch schlechter als dem SR. Ihm mußte und muß also daran gelegen sein, durch die Zusammenarbeit mit Saarbrücken so viel Geld einzusparen wie irgend möglich. Deshalb ließen die Frankfurter von Anfang an keinen Zweifel daran, daß für sie nicht eine Kooperation in Frage kam, wie sie der SR bis dato mit SWF und SDR gewohnt war, sondern ein „integriertes Programm“, ein Begriff, der von Anfang an auf dem Halberg für Unruhe, Ängste und wildeste Gerüchte sorgte.

Zunächst aber blieb für die SR-Mitarbeiter weitgehend alles beim alten: Keine Redaktion, keine Programmabteilung wurde aufgelöst; die Kooperation Saarbrücken–Frankfurt vollzog sich zwar mit Schwerpunkt Frankfurt, von wo das Programm drei Wochen lang ausgestrahlt wurde und wird, während die Saarbrücker in der vierten Woche an der Reihe sind – das Ganze aber sehr eingeschränkt, wochentags von montags bis freitags und nur zu bestimmten Stunden von vormittags bis zum späteren Nachmittag und dann wieder abends. Dies war und ist jedoch nicht das, was die Frankfurter wollen: das voll-integrierte Kulturprogramm.



Wie dies ausgehen könnte, führte dann eine von den Intendanten eingesetzte Arbeitsgruppe der Musikabteilungen der beiden Senden vor: Nach ihrem Vorschlag sollten die selbständigen Abteilungen Musik von HR und SR in Zukunft jeweils einen Teil ihrer Aufgaben an den Partner abgeben und auf diese Weise abgespeckt ein gemeinsames Programm gestalten. Da sowohl beim SR als auch beim HR in diesem Bereich Pensionierungen entstehen, hätten sich nach diesem Modell nicht nur theoretisch Einsparungen ergeben, sondern ganz handfest und in nächster Zeit.

Allerdings begingen die Vordenker aus den Musikabteilungen einige unverzeihliche Fehler. Der größte: Sie waren offensichtlich so stolz auf ihr Werk, daß sie es nicht für sich behalten wollten, sondern an die Öffentlichkeit lancierten. Damit entstand der Eindruck, es handle sich um eine beschlossene Sache, obwohl weder die Rundfunkräte noch die in diesem Fall mitbestimmungspflichtigen Personalräte überhaupt gefragt worden waren. Entsprechend war die Reaktion: durchweg ablehnend bei den Beschäftigten und den Belegschaftsvertretern und nur ganz distanzierte Zustimmung bei den Auftraggebern, den Intendanten.

Zweiter Fehler: In der Gewißheit, das Ei des Kolumbus gelegt zu haben, wurde zumindest beim Saarländischen Rundfunk vom Abteilungsleiter Musik einigen direkt betroffenen ständigen Programm-Mitarbeitern, die erhebliche soziale Schutzrechte genießen, kurz angebunden bedeutet, sie sollten sich schon mal in Frankfurt nach einer Wohnung umsehen. Abgesehen von den äußerst mangelhaften Führungsqualitäten, die ein solches Verhalten an den Tag legt, zeugt es zusätzlich von völliger Unkenntnis der rechtlichen Situation der Programm-Mitarbeiter. Für sie ist nämlich keineswegs geklärt, ob sie der SR einfach an einen anderen Sender „versetzen“ kann, ohne den einschlägigen Tarifvertrag zu verletzen.

Schließlich der dritte Fehler: In ihrem Überschwang hatte die Arbeitsgruppe auch gleich noch ein Programmschema entworfen, das ebenfalls nach draußen drang. Danach sollte ein vor allem „musikbestimmtes“ Programm entstehen, in dem zwar das Wort nicht ganz fehlen sollte, sich aber auf Literatur und Feuilleton beschränken sollte. Aktuelles aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft sollte außen vor bleiben. Dies allerdings rief beim SR nur noch ungläubiges Kopfschütteln hervor. Denn SR 2 ist das einzige Radio-Programm des SR, in dem täglich Hintergrundberichte und Analysen zum aktuellen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Gesche-

hen zu hören sind. Und zwar – im Gegensatz zu SR 1 und SR 3 – ausführlich, vertiefend, nicht für den Mal-gerade-Hinhörer, sondern für den informierten, mündigen Bürger. Sollte dies einfach dem Rotstift zum Opfer fallen?

Und was sollte mit den regionalen Informationen zum kulturellen Geschehen, den ausführlichen Berichten über Zeitgeschichte des Landes, seine Literatur, bildende Kunst passieren? Ebenfalls gestrichen? Dies hätte sich allerdings als Bumerang herausstellen können: Der Saarländische Rundfunk betreibt Information nur noch in Kurzform in den Massenprogrammen – kürzer, schneller, hektischer, wie es die Privaten vormachen. Wenn aber die öffentlich-rechtliche Anstalt SR ohnehin nicht mehr bieten sollte, als jeder private Anbieter auch leisten kann, warum dann überhaupt noch eine Einrichtung, die Gebühren kostet? Dann könnte man ja auch SR 1 und SR 3 an kapitalkräftige Interessenten verschreiben und auf den Frequenzen von SR 2 das Programm irgendeiner anderen Rundfunkanstalt ausstrahlen. Denn sobald die regionalen Eigenheiten fehlen, sozusagen der eigene Charakter verleugnet wird, werden die Programme verwechsel- und damit austauschbar. Damit war zwar der Programmvorschlag der Musikprogramm-Macher weitgehend erledigt, nicht aber die Zusammenlegung der Musikabteilungen, die inzwischen zur Entscheidung an höherer Stelle vorliegt.

Ebensowenig ist die noch engere Kooperation bis hin zum „voll-integrierten“ Kulturprogramm zu den Akten gelegt. Die Intendanten drängen, weil sie Einsparmöglichkeiten sehen; dagegen gibt es immer noch gravierende Unterschiede bei den verantwortlichen Programm-Machern. Während nämlich in Frankfurt ein rein kulturell bestimmtes Großstadtprogramm das Ziel ist – wobei „kulturell“ im ganz engen Sinne gemeint ist, also immer noch am liebsten auch ohne nur halbwegs aktuelle Politik –, können die Saarbrücker auf diesen Zug nicht aufspringen. Zumindest müssen sie auf regionalen Fenstern bestehen, also auf Sendezeiten, in denen sich der SR und der HR auseinanderschalten, damit die für den SR lebenswichtigen Bereiche abgedeckt werden können.

Ist dies gesichert, dann läßt sich gewiß über alles andere reden. Auch darüber, ob es wirklich einen Verlust an Informations- und Meinungsvielfalt bedeutet, wenn in Zukunft nicht nur Hörspiel und Schulfunk, die das längst aus anderen Kooperationen kennen, enger zusammenarbeiten, sondern auch die Abteilun-

gen Literatur, Wissenschaft und Frauenfunk. Warum sollte denn nicht beim HR ausgestrahlt werden, was in Saarbrücken produziert wird – und zwar nicht als Ausnahme, sondern als Regel? Und warum sollten die politischen wie die Wirtschaftsfeatures aus Saarbrücken die Hessen nicht interessieren? Eine Streichung von Planstellen braucht man beim SR in diesem Bereich nicht zu befürchten – die Personaldecke ist so dünn, daß die vorhandene Mannschaft auf jeden Fall gebraucht wird.

An einem Punkt führt allerdings kein Weg vorbei: Jede Kooperation bedeutet auch die Beschränkung von Arbeitsmöglichkeiten für freie Autoren, seien es Featureschreiber, Übersetzer oder Hörspielautoren. Doch gerade hier haben sich in der ARD längst die Koproduktionen durchgesetzt, weil für eine einzelne Anstalt Hörspiele oder große Features schon lange zu teuer geworden sind. Bleiben also die Schriftsteller der Region, denen der SR bisher eine Art Mäzen war. Sie könnten in der Tat eines Tages ganz dumm dastehen, wenn es nicht gelingen sollte, in einem gemeinsamen Programm die kulturellen Belange der Region genügend abzusichern.

Dazu gehört auch die Sicherung des SR-Orchesters. Zwar wird in allen vorliegenden Papieren „davon ausgegangen“, daß der sehr renommierte Klangkörper auf dem Halberg erhalten bleibt. Doch hinter vorgehaltener Hand kann man es auch anders hören. Da ist auch immer der Hinweis auf das Orchester des Staatstheaters zu vernehmen und der Hinweis auf das sogenannte „Berliner Modell“, d. h. auf das Radio-Sinfonie-Orchester Berlin, das als unabhängige GmbH angeblich sehr erfolgreich agiert. Ist also daran gedacht, die Orchester von Theater und SR einer neuen Trägerschaft zu unterstellen, mithin einer neuen GmbH, die ihre Dienste dann Theater und SR verkaufen muß? Dieser Schritt würde nun allerdings mit Sicherheit feste Stellen wegrationalisieren – dennoch: Wenn sich die Sache wirklich rechnen sollte, darf auch darüber nachgedacht werden. Schließlich wäre ein gesichertes Orchester für das Land immer noch besser als deren zwei, die sich irgendwann keiner mehr leisten können.

Solche Gedanken sind jedoch zur Zeit auf dem Halberg geradezu tabu – nicht nur bei den Musikern. Kaum einer, der noch bis zum Tellerrand guckt, geschweige darüber hinaus. Das eigene Redaktions- und Programmgärtchen wird quasi zum Nabel der Welt. Wird auch nur einmal laut darüber nachgedacht, diese oder jene Tätigkeit könne auch zusammen mit einem anderen Sender genauso gut, aber

dann erheblich billiger ausgeübt werden, wird sofort das hehre Prinzip der Meinungsvielfalt beschworen. Schaut man jedoch einmal genauer hin, ist es damit schon heute nicht mehr allzuweit her: Der schon vor Jahren forcierte Programmaustausch unter den ARD-Hörfunksendern hatte zur Folge, daß – von wenigen Ausnahmen abgesehen – in den politischen aktuellen Programmen von Flensburg bis München dieselben Kommentatoren zu hören sind, vor allem in der Auslandsberichterstattung. Die vielbeschworene Meinungsvielfalt findet noch dort statt, wo sie überhaupt nichts zu suchen hat: in der Moderation der Sendung, d. h. in den Ansagen der einzelnen Beiträge. Dies fällt zur Zeit noch keinem Hörer auf, weil er gewöhnlich nur seinen Haussender als Informationsquelle nutzt. Spätestens mit der bundesweiten Ausstrahlung der beiden Programme des nationalen Hörfunks „Deutschlandfunk“ und „Deutschlandradio“ wird diese Seifenblase platzen. Und wenn schließlich in wenigen Jahren der digitale terrestrische Hörfunk alle Sender überall in Deutschland hörbar machen wird, kann jeder selbst feststellen, daß die heutige Vielfalt der Programme keineswegs auch eine Vielfalt der Inhalte bedeutet. Pluralität allein durch Quantität ist eine Chimäre.

Die Intendanten haben also recht, wenn sie auf noch stärkere Kooperation der einzelnen Sender drängen. Selbst in den Programmen gibt es eine Fülle von Spargelegenheiten. Zunächst aber müßten ganz andere, bisher noch weitgehend vernachlässigte Sparmöglichkeiten genutzt werden: Die Auslagerung von Betriebsteilen, die nicht unmittelbar zum Programm gehören – das beginnt bei den Wachdiensten, geht über die Reinigungskräfte bis hin in weite Bereiche der Verwaltung. So haben sich z. B. die neuen Sender MDR und ORB in den neuen Bundesländern zusammengetan, um einer gemeinsamen Tochtergesellschaft in Berlin die Honorarabwicklung zu überlassen. Gewiß, es gab dabei eine Menge Anlaufschwierigkeiten, freie Mitarbeiter warteten zuweilen monatelang auf ihre Honorare; doch inzwischen hat man die Sache im Griff. Der Haken bei der Sache bleibt allerdings: Die dort beschäftigten Bürokräfte sind nicht bei einer öffentlich-rechtlichen Anstalt beschäftigt, also nicht im öffentlichen Dienst mit allen seinen Vorteilen bis hin zum tarifvertraglich abgesicherten Kündigungsschutz nach zehn oder fünfzehn Jahren Dienstzeit.

Und da liegt wohl generell der Hase im Pfeffer: Die zweifellos vorhandene Beamten-Mentalität, die sich in den Jahrzehnten ohne Konkurrenz bei allzu

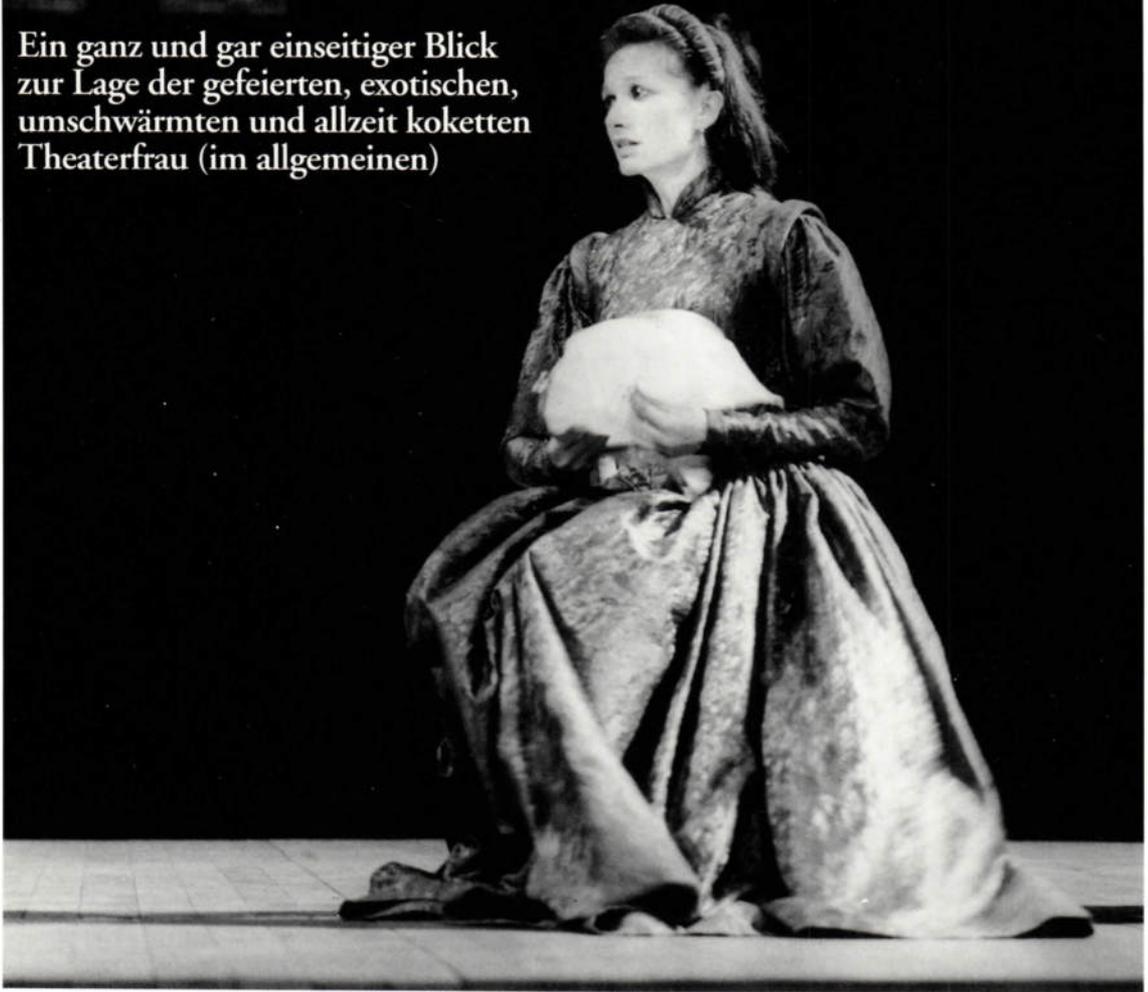
vielen in den Sendern festgesetzt hat, zog eine Aufblähung der Apparate nach sich, von denen man sich heute nur noch unter großen Schmerzen trennen kann. Selbst der SR blieb von dieser Entwicklung nicht völlig verschont, auch wenn man ihm zugute halten muß, daß seine festangestellten und freien Mitarbeiter weitaus mehr Programmleistungen erbringen als in den viel größeren Anstalten üblich. Und dies auch noch gegen weitaus geringere Gehälter und Honorare – die niedrigsten Produktionskosten in der gesamten ARD sind dafür Beleg genug. Dennoch wirkt sich das Besitzstandsdenken als großer Bremsklotz sowohl für unbedingt erforderliche Programmmanpassungen an veränderte Konkurrenzsituationen als auch an veränderte finanzielle Gegebenheiten des Senders aus; denn Besitzstand bedeutet für viele Mitarbeiter nicht allein Erhalt der Stelle mit dem entsprechenden Einkommen, Besitzstand bedeutet allzu oft auch Erhalt genau der Tätigkeit, die man seit Jahren treu und brav im Sender gemacht hat. Wird daran auch nur einmal in Gedanken gekratzt, ist dies gleich ein Anschlag auf die Pressefreiheit.

Dabei müßten sich alle beim SR über eines im klaren sein: Gelingt es nicht, durch noch größere Zusammenarbeit mit andern im Programm und zusätzliche Kosteneinsparungen im nicht programmrelevanten Bereich die Zukunft zu sichern, wird unausweichlich wieder einmal über die Fusion von Landesrundfunkanstalten diskutiert werden. Im Gegensatz zu den Auseinandersetzungen der Vergangenheit dann aber nicht mehr im Bewußtsein gefüllter Kassen bei den großen Sendern; auch die haben nichts mehr zu verschenken, d. h. der bisher existenzsichernde Finanzausgleich wird hinfällig, den Medienpolitikern der kleinen Länder wird nichts anderes übrig bleiben, als ihre Sorgenkinder mehr schlecht als recht abgesichert in ein größeres Nest zu betten. Dann aber heißt es erst recht: Programme werden eingespart, dann leidet wirklich die Informations- und Meinungsvielfalt. Eine freiwillige Kooperation ist da allemal der bessere Weg.

# Immer nur lächeln!

Von Martina Krawulsky

Ein ganz und gar einseitiger Blick zur Lage der gefeierten, exotischen, umschwärmten und allzeit koketten Theaterfrau (im allgemeinen)



Natürlich kommt das Theater nicht an uns Frauen vorbei! Um 9.00 Uhr früh verlassen die ersten pulkartig und gänzlich ohne Glanz und Glamour den Musentempel durch den Künstlereingang: die Frauen vom Reinigungstrupp. Ausnahmslos weibliche Energie ist für den Dreck theatralischer Produktivität zuständig.

Sekretariate, Personal- und Buchhaltungsetagen, Theaterkassen, Abo-Verwaltungen – überall dort, wo die Kunst am wenigsten zu sagen hat, wo sortiert, katalogisiert, gestempelt, verrechnet und abgelegt wird, ist das Theater fest in weiblicher Hand.

Künstlerische Entscheidungsprozesse jedoch verlangen männlichen Wagemut. Vom Intendanten zum kaufmännischen Direktor, vom Oberspielleiter zum GMD, vom Chefdisponenten über die Herren Leitenden Dramaturgen bis hin zum Chef des Chores: Erließe ein todesmutiger Arbeitsminister ein plötzliches Arbeitsverbot für Männer, wären zu 99

Prozent sämtliche Chefpositionen am Saarländischen Staatstheater vakant. Nicht anders sähe an den restlichen ca. 80 Bühnen der Bundesrepublik aus: Zwei Intendantinnen (Frankfurt/Oder und Regensburg) und nur eine Generalmusikdirektorin (Ulm) teilen sich den Beweis, genauso gutes, mittelmäßiges oder schlechtes Theater zu machen wie ihre männliche Konkurrenz.

Dabei sind die Startchancen für alle Kandidaten fair: Studiengänge an den Unis, Aufnahmeprüfungen an Musik-, Schauspiel- oder Kunsthochschulen sind angehalten, „geschlechtsneutral“ über deren Fähigkeit oder Unfähigkeit zu urteilen. Entsprechend hoch ist die Anzahl weiblicher Absolventen. Doch die Hoffnung, deren Werdegang nun an einem Renommiertheater, zumindest einem mittleren Staatstheater, einer hoffnungsvollen Provinzbühne oder doch wenigstens in Hof an der Saale verfolgen zu können, trägt. Spätestens nach dem Einstieg in die Praxis

scheinen die Bühnenbretter Löcher zu besitzen, durch die weibliche Bewerber im Nichts verschwinden.

## Ene-mene-muh: und weg bist du!

Fast ausnahmslos weibliche, aber dafür ehrgeizige und natürlich unbezahlte Hospitanten umschwärmen auf dem Regiesektor ihre progressiv-legeren bis altväterlichen Meister, die sich nach sieben probenreichen Wochen, wenn schon nicht immer der Begeisterung von Presse und Publikum, so doch wenigstens der Bewunderung ihres weiblichen Trosses sicher sein wollen.

Betrachten wir nun die professionelleren, d. h. mit einer Mindestgage ausgestatteten Ebenen, gesellen sich wie durch ein Wunder auch männliche Assistenten ins Ensemble, vom Regisseur zwar zur intellektuellen Mitarbeit aufgefordert und durchaus auch geliebt, wenn da nicht jene naturgegebene Hemmschwelle dem eigenen Geschlecht gegenüber wäre: denn aus häuslicher Gewöhnung heraus bevorzugt Mann doch lieber Frauen zum Kaffeeholen und Trärentrocknen. Also: rein mit den begabten jungen Kerlen ins Regielager und raus mit der Tröstung spendenden, verständnisvollen Mutter der Kompanie in ein unfreiwilliges Assistentendasein ohne Ende.

Von den stattlichen 66 durchgeführten bzw. geplanten Premieren im Musiktheater/Schauspiel der „Ära Schildknecht“ (1991–94) gehen ganze sechs Produktionen auf das (Inszenierungs-)Konto von Frauen. Was ist aus all den anderen geworden, jenen ehrgeizigen, unbezahlten Hospitantinnen? Sind sie am Niveau der (zum Glück nicht in Saarbrücken) üblichen Engagementsgespräche gescheitert, die Fragen zumuten wie: „Was machen Sie eigentlich, wenn Sie dem männlichen Chor gegenüberstehen?“ Oder waren sie zu stolz, sich auf Gagenangebote einzulassen, die aufgrund der zu erwartenden Essenseinladungen (durch den Intendanten?) weit unter denen für männliche Bewerber lagen?

Die Besessenen wagen sich auf die freie Wildbahn – in der Tat dominieren unter den Freien (natürlich nicht subventionierten) Theatergruppen Frauen als Initiatorinnen. Die Gescheiterten schlagen sich als Dozentinnen an Volkshoch- oder Waldorfschulen durch. Die Zornigen werden Kritikerinnen, und die Frustrierten bleiben eben Assistentinnen, wenn auch unter immer wieder wechselndem Pseudonym.

Ähnlich die Erfahrungen in anderen Theatersparten: Bühnenbild-Assistentinnen kennt man in Saarbrücken nur in weiblicher Form. Sie arbeiten rund um die Uhr für die männlichen Stars der Manege, deren genialische Ideen sie in Abwesenheit der Stars umzusetzen haben, um sich dann eigenständig in praktischen Ein-Personenstücken zu verwirklichen. Ganz anders dagegen die Kostüm-Abteilung: Gemäß dem Motto, daß Frauen immer schon besser hinter ihren Nähmaschinen aufgehoben waren, ist diese auch am Theater die Domäne der Frauen. Und da die Grenzen zwischen weiblicher Bestimmung (Nähmaschine, s. o.) und Berufung fließend sind, werden Kostümbildnerinnen grundsätzlich mit Abstand schlechter bezahlt als eben jene Bühnenbildner (männlich, s. o.), die den manchmal über einhundert Kostümen mit einem simplen Einheitsbühnenbild entgegentreten haben.

Folgen wir den Spuren weiblicher Kreativität bis hin zum Dirigentenpult, erhält die Spurensuche archäologischen Charakter: Der vielzitierte „Mann am Klavier“, jene Persönlichkeit also, die in der Funktion eines Korrepetitors den Sängerinnen in mühevollen Proben die Partien näherbringt, ist tatsächlich und ohne Ausnahme lupenrein männlichen Geschlechts. Die ungezählten ausgebildeten Pianistinnen – schließlich gehört dieses Instrument ja immer noch zu den Standards der Höheren-Töchter-Ausbildung – dürfen sich, gemäß ihrer Bestimmung ja sowieso dem Nachwuchs zugetan, als Klavierlehrerinnen andienen. Am Theater aber, wo aus jedem Korrepetitor ein Dirigent werden soll, betritt man spätestens jetzt Hierarchien, in denen Frauen nun wirklich nichts mehr verloren haben. Neben dem des Komponisten ist der Beruf des Dirigierens historisch am stärksten geschlechtsspezifisch vorbelastet, geprägt durch die (männliche) Vorstellung des Dirigenten als Träger von Macht und Herr(!)schaft . . .

Saarbrücken besaß sie einmal: die einzige Ausnahme: eine 1. Kapellmeisterin, von der Presse viel beachtet, vom Publikum bewundert nach dem Motto „Daß die so was kann“ und mit großer Mehrheit vom (weitaus männlich besetzten) Orchester gewählt. Sie konnte in der Tat einiges. Engagiert, neugierig, begeisterungsfähig, fleißig wie selten ein Dirigent stand ihr nur eines im Weg: die Beweislast, es besser machen zu müssen als ihre männlichen Kollegen, Autoritäten aufweichen zu können, persönliche Neigungen in die Arbeit mit einfließen zu lassen. Orchester- und Ensemblemitglieder betitelten dies als „typisch weibliche Schwächen“ und wehrten sich.

Unsere Vorzeige-Dirigentin gab auf und ging. Seitdem herrschen wieder ungebrochene männliche Stabführung und Ruhe im Graben und auf der Bühne. Was seit Jahrhunderten so gut funktioniert hat, sollte man eben nicht ungestraft in Frage stellen . . .

Wie Ballettmädchen auszusehen haben, weiß jeder Mann von der Straße: jung, charming, von penibel ausgerechnetem Gleichmaß und mit der naiv-verführerischen Ausstrahlung eines Schulmädchens.

Am Saarländischen Staatstheater tanzt das Ballett gehörig aus der Reihe. Wider alle Gleichmacherei hat dessen Chefin sich nicht nur exzellente KünstlerInnen zusammenengagiert, sondern Persönlichkeiten, die nicht den Voyeurismus bedienen, sondern den Charakteren ihrer Rollen entsprechen wollen. Und diese sind nach soviel blutleeren Schwanenjungfrauen endlich wieder spannend und lebendig, kämpferisch und komisch, klug und verrückt. Sie ist die große Ausnahme des Staatstheaters, die einzige Chefin in einer Männerriege und künstlerisches Aushängeschild einer erfolgreichen Intendantentätigkeit. Klein und unnahbar, ist sie von einer Disziplin und einer Durchsetzungskraft, die nicht, wie bei dem Gros der Männer, an persönlichen Ehrgeiz gebunden ist. Innerhalb kürzester Zeit qualifizierte sie ihre Company vom lächelnd geduldeten schmückenden Beiwerk zur umworbenen Sparte des Theaters. Doch Verhandlungen um Gelder, um technische Voraussetzungen, um Ensemble-Vergrößerungen muß sie ausschließlich mit Männern führen. Nicht selten sogar gegen diese. Und da wird ihr produktiver Elan dann ganz gerne schon mal mit einem gönnerhaften „Ich mach' das schon, Mädchen . . .“ gestoppt.

Aber machen wir uns nichts vor: Trotz dieser bestens funktionierenden weiblich geführten Sparte werden in allen anderen Bereichen Entscheidungen über Stückauswahl, Regie-Team und Besetzungen dem männlichen Geist vorbehalten (auch wenn der sich bei seinen weiblichen Dramaturgen so ab und zu mal kundig macht). Und das Staunen des (Frauen-)Ensembles formuliert sich des öfteren in Resignation: „Ich finde, Theater ist eine der letzten Bastionen der Frauenfeindlichkeit. In den meisten Positionen sitzen Männer, die mit jeder Rolle, also alle paar Monate über dich neu zu Gericht sitzen. Dann hast du's sechs Wochen lang mit einem Regisseur zu tun, der es auch wieder genau zu wissen glaubt, wo's im Leben einer Frau langgeht!“ meint eine Schauspielkollegin.

So langsam jedoch scheinen sich auch für Frauen die Türen der Chef-Etagen zu öffnen, für jene zumindest, die das Spiel der Männer um Macht und

Ansehen mitmachen: Managertypen sind da gefragt, große Persönlichkeiten eher störend. Gesucht werden Leute, die reibungslos funktionieren. Und das haben wir Frauen ja von Kindesbeinen an gelernt.

## „Wenig Kopf, viel Bein, viel Haar . . .“

Vorbei ist zum Glück jene Zeit, in der mit Hilfe maskierter Männer in Weiberrollen Theater ohne Frauen und auch nicht für Frauen gemacht wurde. Heute dürfen Frauen mitspielen, auch wenn dem Verhältnis zwei Drittel Mädchen, ein Drittel Männer auf der Schauspielschule immer noch doppelt soviel Männer wie Frauen in den Ensembles gegenüberstehen. Ein Phänomen, das ausnahmsweise nicht in der Hand der Theaterleiter, sondern in der Feder ihrer Dramatiker begründet ist. Als Abbild der Wirklichkeit spiegelt die Bühne, wie verschlüsselt auch immer, gesellschaftliche Zustände. Und wer hat heute noch nach wie vor das Sagen? Genau!

„Die überwiegende Anzahl aller Rollen ist männlich, und die überwiegende Anzahl aller Frauen (auf der Bühne) ist jung. Und letztere reagieren nicht nur in realitas, sondern auch im Theater immer nur in bezug auf Väter, Brüder, Ehegatten oder deren Leichen. Das Thema der Frauen ist die Liebe, auf der Bühne jedenfalls. (. . .) Auch wenn in unzähligen Varianten fast 'nur' die Liebe durchgespielt wird (. . .), so haben die Dichter hier Wunder erfunden. Nur daß diese Wunder unter fünfundzwanzig sind. Der Dichter als solcher hat es doch lieber, wenn die Frauen eher jünger und unschuldig sind. Nicht schrumpelig und alt. Und kompliziert. Und anspruchsvoll. Was denn da an Frauen über fünfundzwanzig auf der Bühne herumläuft, wenn es die denn überhaupt gibt, ist oft von so schrecklicher Einfalt und Blödigkeit (. . .), daß mehr als zwei, drei kleine Szenen auch wirklich nicht nötig sind.“ (1)

Haben Schauspielerinnen wie Sängerinnen erst einmal die süß-saure Lehrzeit der ohne Zunamen, aber dafür mit viel Liebreiz ausgestatteten „-chen“-Rollen (Evchen, Gretchen, Käthchen, Susannchen) hinter sich gebracht, gähnen schwarze Löcher. Hübsche Soubretten, deren Stimmen nicht den Wechsel ins dramatischere Fach mitgemacht haben, werden alte Soubretten und haben mit Ende dreißig die Wahl zwischen der „komischen Alten“ (die, weil das ja nun mal zum Problem aller Frauen eskaliert, nie einen Mann abbekommt und deswegen eben von grandioser Komik ist) oder dem Souffleusenkasten.

Während die männlichen Kollegen entweder mit genügend „Zwischenfächern“ ausgestattet werden oder ganz selbstverständlich mit ihren Bühnenfiguren altern. Ein Papageno mit Bauch und Falten? Kein Problem! Eine Papagena jenseits des Teenie-Charmes dagegen singt doch schon „weit über ihrem Fach“.

„Besiegt, verraten und verkauft“ sind die Frauen auf der Bühne, wehrlose Opfer, hin- und hergeschoben vom Schicksal (in männlicher Gestalt), und wenn tatsächlich einmal kampfesmutig, dann als Megären, Furien, Verbrecherinnen. Ihnen zur Seite dagegen der charakterstarke Held (dessen Schandtaten auf der Bühne gleichermaßen wie im Leben als Kavaliersdelikte gerne verziehen werden), manchmal von betörender Schönheit, aber oft mit Hängebauch oder Glatze, Spitznase oder O-Beinen, ein Mensch wie du und ich eben. Maskuline vielschichtige Persönlichkeiten bringen die berühmte „Farbe ins Ensemble“, wohingegen die Farbigkeit der weiblichen Charaktere eher auf „uni“ reduziert ist: jung, wenig Kopf, viel Bein, viel Haar.

Sorry, aber für die vakante Besetzung einer der dramatischsten Opernpartien im italienischen Fach wünschte sich der Regisseur ein Mädchen mit der Ausstrahlung und der Figur einer 16jährigen (während die Partitur die stimmliche Erfahrung einer 45jährigen vorschreibt). Beim dazugehörigen Lover jedoch war die optische Zumutbarkeit unbegrenzt (und die Unverschämtheiten in bezug auf die Partnerin ebenfalls). Männer, zumindest im Schauspiel, dürfen jedes Alter durchstehen. „Gerade zwischen vierzig und fünfzig, wo den Frauen die Felle davonschwimmen, haben die Männer ihre große Zeit.“ (2) Frauen dagegen werden – apart (d. h. unansehnlich). Aber auch für deren Rollenansprüche gibt es ein Rezept in Form des „praktischen Einfraustücks. (. . .) Begeisterung in Dramaturgenstuben erwecken sie deshalb, weil meistens für eine Schauspielerin schon lange ganz unbedingt eine Rolle gefunden werden mußte und weil Bühnenbild und Kostüm fast nichts kosten. Und so werden Frau X oder Frau Ypsilon dann eben allein auf die Bühne gesetzt, weil das so ziemlich alles zu sein scheint, was dem gemeinen Schriftsteller zur Frau über Vierzig einfällt: ein Wasserfall von Worten, ins Leere gesprochen.“

Nicht unschuldig an der Misere weiblicher Besetzungswünsche ist die völlige Abwesenheit weiblicher Dramatiker und Komponisten auf den deutschen Spielplänen. In Saarbrücken bringt die Spielzeit 1993/94 nicht ein einziges Werk, das vielleicht einmal aus Sicht der Frauen Lebensabschnitte spiegelt.

Natürlich hat die Schiefelage des gängigen Theaterrepertoires etwas mit der Geschichte der Frau zu tun, die über Jahrhunderte daran gehindert wurde, sich via Musik oder Wort auszudrücken. Doch warum nicht einmal ganz bewußt Kompositions- oder dramatische Aufträge an Frauen vergeben, anstatt die immer wieder selben Götter mit immer wieder denselben Ehren zu vergolden? Sicher rühmt Mann sich alle zwei Jahre der Großtat, einer weiblichen Autorin auf der Bühne Raum zu geben. Meist gehört sie zu diesem Zeitpunkt aber bereits zu jenen wenigen Etablierten, um die man nun wirklich keinen Bogen mehr machen kann.

Auf deutschsprachigen Bühnen nichts Neues also: Frauenthemen von heute sind nichts für das Männertheater von gestern! Frauen bleiben weiterhin sprachlos.

## Ein Engagement ist nicht mit Geld zu bezahlen!

Das Leben von Theaterfrauen ist manchmal auf eine so ganz andere Art „aufregend“, als vom bewundernden Publikum erträumt. Beginnen wir mit den Verträgen: Solistische Verträge werden individuell ausgehandelt und unterliegen, bis auf eine festgesetzte Mindestgage, keinen tariflichen Gehaltsansprüchen. Vertragsabschlüsse beruhen deshalb auf den Verhandlungskünsten der Intendanten einerseits und dem Selbstbewußtsein der Aspiranten andererseits. Gewohnt, sich in aller Bescheidenheit und Demut meist unter Wert zu verkaufen, legen Frauen in der Mehrzahl eher Dankbarkeit für die gebotene Chance als hartes Verhandlungsgeschick an den Tag. Wird die dargebotene Dankbarkeit von der gedachten Gage subtrahiert, so bleibt unterm Strich fast in allen Sparten eine nicht zu übersehende Spanne zwischen den Gagen männlicher und weiblicher Kollegen. Zudem Männern ja auch die zu ernährende Familie schwer am Geldbeutel nagt. Letzteres stimmt ohne Zweifel.

## Theatermänner leisten sich Familien, Frauen höchstens Kinder

Da Verträge immer nur kurzfristig abgeschlossen und auf ein Jahr verlängert werden, gibt es für KünstlerInnen außerhalb der Kollektive kaum soziale Sicherheiten, geschweige denn Lebensperspektiven.

Unter Umständen ist alle zwei Jahre der Wechsel in eine andere Stadt angesagt. Abgesehen von dem immer wiederkehrenden finanziellen Fiasko sind unter diesen Umständen soziale Einbindungen so gut wie unmöglich. Männer finden diese wenigstens in ihrer eigenen Familie. Nach dem Motto „Sie hat ja gewußt, was auf sie zukommt, wenn sie einen Künstler heiratet“, wird vorausgesetzt, daß die überrumpelte Ehefrau sich dem Dauerstreß sozialer Unsicherheit klaglos anschließt und mit Kind und Kegel den Engagements des Mannes quer durch Deutschland folgt. Männer dürfen sich also das Auffangnetz einer familiären Einbindung leisten. Frauen dagegen sehen sich auch hier einem Solistendasein ausgesetzt. Spätestens der zweite Engagementwechsel bedeutet für sie die Entscheidung zwischen Beziehung und Beruf. Welcher Mann gibt schon seinen (sowieso besser bezahlten) Job auf und schließt sich freiwillig den Theaterwanderungen an? Welche Frau kann es sich leisten, innerhalb eines auf kürzeste Zeit befristeten Engagements Kinder zu bekommen? Eine schwangere Schauspielerin/Sängerin/Tänzerin macht sich nicht gerade beliebt, wenn sie wegen zunehmender Leibesfülle die ihr zugeordneten Rollen schon bald nicht mehr übernehmen kann. Ganz abgesehen von arbeitsrechtlichen Bestimmungen, die Schwangeren Arbeit nach 20 Uhr nur in Ausnahmefällen genehmigen. Auch der staatlich gewährte Erziehungs-„Urlaub“ greift für Theaterfrauen nicht: Bei normal befristeten Ein-Jahres-Verträgen läßt sich schwerlich drei Jahre Urlaub nehmen. Für Frauen mit Kinderwünschen gibt es nur eine Lösung: Schwangerschaften ohne Gewichtszuwachs, Entbindung in den Sommerferien und Neugeborene, die vom ersten Tag an selbständig die eigene Versorgung in die Hände nehmen. Und weiter: Die zeitlichen Regelungen fast aller öffentlichen Einrichtungen lassen sich mit den Arbeitszeiten am Theater nicht vereinbaren. Proben von 10–14 und 18–22 Uhr, darüber hinaus Vorstellungen bis tief in die Nacht haben nun mal nichts mit Kindergarten- oder Schulstundenplänen gemeinsam und kosten jährlich Tausende an Babysitter-„Gagen“. Ganz abgesehen davon, daß in der Freizeit Partien und Texte gelernt, Stimmbänder geschont und Muskeln aufgepäppelt oder fehlender Schlaf nachgeholt werden sollte. „Ich habe nachts im Bett gelegen und gebetet: ‘Lieber Gott, laß es morgen einen leichteren Tag werden’, und dann wurde er es doch wieder nicht“, erzählt die alleinerziehende Mutter aus der Babyzeit ihres Sohnes. Eine Frau, die im Theater beliebt ist für ihre stete Einsatzbereitschaft

und ihr unerschütterliches Engagement, das sie selber aber mit der Angst vor den Konsequenzen im Falle einer Vorstellungs- oder Probenabsage begründet. Durchwachte Nächte? Kranke Kinder? Die Angst, daß sich familiärer Streß auf Stimmbänder und künstlerische Leistungen auswirkt und ein paar Patzer das berufliche „Aus“ und für Ausländerinnen zugleich die nichtbewilligte Aufenthaltsgenehmigung bedeuten, ist berechtigt. Sobald sich am Abend der Vorhand öffnet, gilt allein die künstlerische Leistung und nichts darüber hinaus.

Theaterfremde Ehemänner zeigen, wenn die erste Bewunderung verflogen ist, wenig Mitgefühl für die Zitterpartien ihrer Frauen, entziehen schon bald Interesse oder gar Verständnis und lassen sie es nur zu gerne spüren, wie sehr jene abartige Berufstätigkeit der Frau lediglich gnädig gewährt wird.

Wen wundert's also, wenn Theaterfrauen in der Mehrzahl unbemannt sind? „Da hab' ich dann mehr Zeit für das Kind und mich, wenn ich nicht zusätzlich auch noch einen Mann aufpäppeln muß!“ Klare Sache!

Und wenn alle Stricke reißen, empfiehlt die Theaterleitung Arbeits- und damit verbunden natürlich auch Gagenreduzierung: Am Saarbrücker Staatstheater gab es in der letzten Spielzeit insgesamt sieben halbe oder 3/4-Stellen. Sechs davon fielen Frauen zu, in einem Fall hatte sich – Hut ab! – offensichtlich ein männlicher Kollege geopfert.

Ich jedenfalls bekenne mich einer gehörigen Portion tiefsitzenden Neides schuldig! Als (seit der Geburt eines zweiten Kindes) glückliche Inhaberin einer jener halben Stellen – eine tatsächliche Ausnahme übrigens, denn an anderen Theatern laufen die Verträge allzu fruchtbarer Kolleginnen sang- und klanglos aus! – wartete ich gespannt auf die Konsequenzen meines Vaterfreuden entgegensehenden, von mir über alle Maßen geschätzten Nachfolgers. Es kam, wie es kommen mußte: (Die Theater-)Mami wanderte auf eine halbe Stelle, und Papi werfelt sich weiterhin glücklich durch seinen 12-Studentenag.

Ich versteh' ihn!

Aber gönnen tu ich's ihm trotzdem nicht!

## „Sinnig zwischen beiden Welten...“

### Die Komponistin Aseon Han

von Stefan Fricke

Obleich es viele westeuropäische und amerikanische Komponisten spätestens seit Mitte der 60er Jahre nach Ostasien und Indien zog, um die dortige traditionelle Musik zu studieren und neue Wege des Komponierens zu finden, kamen umgekehrt allerdings kaum asiatische Komponisten nach Europa, um sich hier mit den Aspekten zeitgenössischen Komponierens vertraut zu machen. Zwar war die gesamte Palette europäischer Musiktradition in den fernöstlichen Konservatorien bekannt und wurde dort mehr gelehrt als die eigene Tradition, doch die Techniken und Modelle der damaligen Avantgarde blieben eher unbeachtet. Dem steht in Europa bis heute eine nahezu völlige Unkenntnis von außer-europäischen Musiktraditionen gegenüber, und was man hierzulande von diesen weiß, beschränkt sich meistens auf die eingestreuten Ingredienzien, mit denen die ein oder andere Komposition versehen ist. Die europäische Kunstmusik, vor allem die des 19. Jahrhunderts, erhielt durch die Kolonialpolitik die Bedeutung einer global gültigen und offiziellen Musiksprache. Gleichwohl existierten die sehr alten traditionellen Musikkulturen, die ausschließlich religiöse sowie zeremonielle Funktionen erfüllten, parallel dazu weiter. Die Entwicklung einer eigenen idiomatischen Kunstmusik schien auf der Grundlage

aus: „Die Splitter zerbrochener Zeit“

beider Pole wohl gegeben, doch waren die gesellschaftlichen Tabus der kultischen Musik zu groß, um deren Elemente in die Anfang des Jahrhunderts entstandenen Produktionen zu integrieren. Man setzte vielmehr auf die Imitation europäischer Vorbilder. Erst der erklärte Internationalismus der Künstler nach 1950 und die Relativierungen gesellschaftlicher Normen ermöglichten Eingriffe in die kompositorischen Prozesse und eine erste Verbindung von Östlichem und Westlichem.

Mit die ersten ostasiatischen Komponisten, die dann in Europa den Anschluß an die Avantgarde suchten, waren Mitte der 50er die Koreaner Nam June Paik und Isang Yun. Paik, der sein Musikgeschichtsstudium in Tokio mit einer Arbeit über Schönberg absolviert hatte, studierte kurzzeitig an der Freiburger Musikhochschule, arbeitete dann am Studio für elektronische Musik des WDR in Köln, ehe er wesentlicher Mitinitiator der Fluxus-Bewegung wurde und sich schließlich ganz der Videokunst zuwandte, die er maßgeblich prägte und mit der er zu einer der wichtigsten heutigen Künstlerpersönlichkeiten wurde. Isang Yuns Weg führte über Paris nach Berlin, wo er bei Boris Blacher und dem Schönberg-Schüler Josef Rufer studierte. Im Œuvre Yuns verschmelzen ostasiatische Tradition und westeuropäische Moderne zu einem Amalgam differenzierter Klangerzeugungen, vielfältiger Klangfarben in atonalen Kontexten. Yun sowie die Komponistin Younghee Pagh-Paan, die seit Mitte der 70er Jahre in Deutsch-

land lebt, gehören heute zu den prominentesten koreanischen Komponisten in Europa, deren Stücke einen festen Platz im Konzertleben haben.

In den letzten Jahren zieht es immer mehr Komponisten aus Asien nach Europa und vor allem auch in die Bundesrepublik; verständlich, denn in keiner anderen Region der Welt findet sich ein solch dichtes Angebot von Ensembles, Ausbildungsstätten und Festivals. So lagen bei den letzten Internationalen Darmstädter Ferienkursen für Neue Musik (1992) einige hundert Anmeldungen mehr vor, als Plätze vergeben werden konnten; dabei kamen die meisten Bewerbungen aus den asiatischen Ländern.

Auch für Aseon Han (\* 1963) stand fest, daß sie nach ihrem Studium in Süd-Korea dieses in Deutschland fortsetzen wollte. Neben der Ausbildung an der Ewha-Universität (Seoul) in Komposition, Musiktheorie und Klavier studierte sie dort außerdem Philosophie, Soziologie, Theologie und Pädagogik. Aber natürlich begann ihre musikalische Edukation nicht erst an der Hochschule, schon in den Kindheitsjahren entstanden die ersten Kompositionen. Anleitungen und später auch intensiven Unterricht erhielt sie von ihrem Vater, der selbst Komponist, Dirigent und auch Professor für diese Disziplinen ist. Auch beim Erlernen des Klaviers, das noch einige Jahre früher begann, konnte sie die unmittelbare familiäre Subvention in Anspruch nehmen. Hier war es die Mutter, Klavierprofessorin und Schriftstellerin, die Hans anfängliches Tastensuchen didaktisch zu lenken und perfektionieren mußte. Hatte das auch schon bei dem einen Bruder funktioniert, der heute ebenfalls in Europa lebt und sich ganz Interpretationen der traditionellen Pianoliteratur hingibt, zog es den anderen zur Medizin. Außer der elterlichen Deixis von Klavier und Komposition hat Han auch deren intensives Interesse für Musikpädagogik zu ihrem eigenen gemacht, so daß sie in den letzten Jahren ihres Seouler Studiums als Assistentin in der Meisterklasse arbeitete. Nach Saarbrücken kam Han 1987 durch den Zufall, dort eine koreanische Bekannte zu haben. So wurde sie Kompositionstudentin bei Theo Brandmüller an der Saarbrücker Musikhochschule und erhielt 1990 das Diplom. Im gleichen Jahr setzte sie ihre Studien bei Hans Zender, dem ehemaligen Chef des Saarländischen Rundfunkorchesters, an der Musikhochschule in Frankfurt/Main fort, die sie bald abschließen wird. Mit diesem Ende werden sich wohl einige Veränderungen in ihrem Leben ergeben. Zum einen ist unklar, ob sie überhaupt in der Bundesrepublik bleiben kann, denn die Aufenthaltserlaubnis ist



an die Immatrikulation gebunden und ein neuerliches Studium aufgrund der hiesigen administrativen Bestimmungen nicht mehr möglich; zum anderen möchte sie sehr gerne wegen der Arbeits- und Lernsituation – und sie will lernen und lernen – in Deutschland bleiben. Ob jedoch Saarbrücken dann immer noch der ideale Wohn- und Arbeitsort für sie sein wird, ist freilich von den ökonomischen Bedingungen abhängig, denen sie als freischaffende Komponistin unterworfen ist. So oder so wäre es ein empfindlicher Verlust für die Region, die ohnehin nur spärlich Komponisten aufzuweisen hat und dazu nur wenige, deren Werke ein weites Interesse finden, aber eben auch regionales. In diesem Jahr hatte sie Uraufführungen u.a. beim Völklinger „Schichtwechsel“ und dem SR-Festival „Musik im 20. Jahrhundert“. Han ist dem saarländischen Publikum neuer Musik also längst keine Unbekannte mehr. Zur Zeit schreibt sie ein Stück für das renommierte ensemble recherche, das im Frühjahr 1994 seine Uraufführung haben wird.

Ganz allgemein könnte man Hans Komponieren unter das Motto „Überwindung zweier Pole“ subsumieren. Gemeint ist damit die Verbindung der dualen Welt von West und Ost, wie es auch den Werken Isang Yuns und anderen aus dem asiatischen Kulturkreis stammenden Komponisten eigen ist. Für Han geht es um eine Symbiose der Gegensätze, in der weder die eine, noch die andere Seite ihre Identität einbüßt. So liegt den drei Sätzen ihrer Komposition *Monolog im Monolog für Fagott solo* (1989) jeweils ein einziger Ton (c, d, es) zugrunde. Der ein-

zelle Ton ist aber nicht nur ein Ton, dem wie in der europäischen Musik lediglich nur punktuelle Relevanz zukommt, sondern hier wohnt ihm quasi a priori eine Tiefendimension inne, die eher mit Klang umrissen werden kann. Dieser Klang wird dann nach und nach mit differenzierten Färbungen herausgeschält. Auch die zahlreichen Glissandi, die die eng beieinanderliegenden (Viertel-)Töne miteinander verbinden, entstammen dem koreanischen Musikdenken. Dazu kommen avancierte Spieltechniken

wie die Erzeugung von Spaltklängen oder das Hinzusingen zum gespielten Ton, so daß eine Akkordik erzeugt wird, die wiederum auf die oben genannte Klanglichkeit des Tons verweist. Den Gesamtverlauf des Stückes erklärt bereits der Titel: Steht Monolog für die in sich abgeschlossene Form des einzelnen Satz (z.B. geht es im ersten von c über Umwege nach c zurück, usw.), so kennzeichnet der Locativ Monolog sowohl die solistische Darbietung als auch den kurvenförmigen Prozeß der Sätze zueinander.

Ähnliche Spieltechniken verwandte Han auch in Fata Morgana (1992) für Klarinette solo. In Zeitumwandlung<sup>1</sup>, im gleichen Jahr entstanden und nach Die Splitter zerbrochener Zeit (1991) ihre zweite Komposition für Viola solo, entwickelte sie aus einer sechstönigen Initiationszelle die Strukturen des Stückes. Sind hier die Spieltechniken eher dem normalen Repertoire entnommen, so verwendet sie in dem älteren Stück nahezu alle Tonerzeugungsarten in einem virtuosen Tempo und großer Expressivität.

Mit Ausdrucksstärke, Mut zu Lautem und spielerischen Formen weiß sich Hans Musik von einem überstrapazierten Stille-Gesäusel, das die gegenwärtige Komponistenszene gern gebraucht, abzusetzen. Damit ist das Prinzip der Stille, das wie eh und je not tut, nicht infrage gestellt, nur an neuen Konzepten scheint es in dieser Hinsicht zu mangeln. Vielleicht sind Hans Rhythmen dafür mitunter zu eingängig, doch ihr Versuch, durch die Symbiose von Westlichem und Östlichem der Musik, wenn nicht immer Neues, so doch Frisches abzugewinnen, markiert einen vielversprechenden Weg, der sich schon bei Goethe im Nachlaß des West-Östlichen Divan findet:

Sinnig zwischen beiden Welten  
Sich zu wiegen, lass' ich gelten;  
Also zwischen Ost und Westen  
Sich bewegen sei zum Besten!

#### Werke (Auswahl):

- Image (1983) für Violine und Klavier
- Nyum (1983) für Violoncello und Klavier
- Nachtsee (1984) für Gesang und Klavier
- Glocken (1984) für gemischten Chor
- Trio (1984) für Flöte, Violoncello und Klavier
- Abstraction (1985) für Schlagzeuger
- 5 Lieder von einem Waldvogel (1986) für Oboe und Klavier
- Streichquartett I (1986)
- Konzert für Kammerorchester (1987)
- Wie im Traum leben (1987) für Orgel
- Monolog im Monolog (1989) für Fagott solo
- Katastrophe (1989) für 3 Stimmen, 3 Streicher, Klavier und Orgel
- Der Schatten meiner Seele (1889) für Frauenstimme, Violine, Violoncello, Klavier, Vibraphon und Celesta nach einem Text von Federico García Lorca
- Konkretion I (1989/90) für Flöte, Violoncello, Klavier und 3 Schlagzeuger
- Bläsertrio (1990) für Oboe, Klavier und Fagott
- Mokdong (1990) für Blockflöte und Schlagzeug
- Die Verwandlung aus dem Innersten (1990) für Klavier
- ... und still (1990) für großes Orchester
- Der Splitter zerbrochener Zeit (1991) für Viola solo
- Streichtrio (1991) für Viola, Violoncello und Kontrabaß
- Zeitumwandlung (1992) für Viola solo
- Fata Morgana (1992) für Klarinette
- Streichquartett II (1992)
- Fantasie (1993) für Klarinette und Klavier
- Labyrinth (1993) für Flöte, Baßklarinetten, Kontrabaß, Schlagzeug und Klavier
- Traumbild (1993) für Schlagzeug und Klavier

#### Anmerkungen:

- (1) Die Komposition ist kürzlich bei ProViva auf CD erschienen, gespielt vom Solo-Bratschisten des Radio-Sinfonie-Orchesters Saarbrücken, Eckart Schloifer. Außerdem enthält die CD neben Werken von Hans Zender, Christoph Staude etc. das Stück Konzert auf dem E-Zweig von Theo Brandmüller.

# Die Ohnmacht der Erzieher

Von Friedel Jacob

Nachdem wir im letzten Heft eine Bestandsaufnahme zum Rechtsextremismus in diesem Bundesland – das zwischenzeitlich durch seine Spitzenstellung bei der relativen Häufigkeit fremdenfeindlicher Straftaten auffiel – geliefert haben, diesmal ein Beitrag, der sich mit einem derzeit lautstark geforderten Therapeutikum auseinandersetzt.

Eine der liebenswertesten, wenn auch naivsten Ideen der europäischen Aufklärung war die Vorstellung einer fortschreitenden Verbesserung der Menschheit durch ihre Heranbildung zu richtigem, und das hieß vernünftigem, Handeln. Die Aufnahme des einzelnen in die Gesellschaft Freier und Gleicher sollte durch die Erziehung geschehen: sie schien das probate Mittel, um aus rohen, wilden Kindern mündige Bürger zu machen. Die Agenturen der bürgerlichen Gesellschaft, Familie und Schule, stehendes Heer und Universität, erhielten ihre jeweiligen Aufträge – und erzogen. Noch die Kritiker der Erziehung, von Rousseau bis Summerhill, arbeiteten sich am gleichen Modell ab: daß die Verbesserung des Zustandes der Gesellschaft allererst durch die Köpfe ihrer Zöglinge hindurch müsse.

Als sei in den letzten 200 Jahren nichts weiter darüber herausgefunden worden, was Gesellschaft, Gruppen und Individuen im Innersten zusammenhält – oder aber zerreißt, wird neuerdings wieder über Sinn und Bedeutung, Nützlichkeit und Wert von Erziehung geredet. Wenn marodierende Horden junger Menschen durch dieses Land ziehen und niedertreten, was ihnen fremd ist, muß wohl mit ihrer Erziehung etwas nicht gestimmt haben. Da sie überwiegend nicht, wie die industriell massenmordenden Großväter vor 50 Jahren, in ihrer Kindheit einem stumpfen Untertanendrilla ausgesetzt waren, wird wahrscheinlich dessen Gegenteil verantwortlich dafür sein.

Claus Leggewie fand vor Monaten in der „Zeit“ den Schuldigen in der antiautoritären Erziehung, die seit 25 Jahren angeblich landauf, landab betrieben wird: „Für eine nüchterne Bilanz der antiautoritären Erziehung haben wir gewichtige Zeugen: die Kinder von 68. Hören wir auf die Söhne und Töchter. Sie reklamieren Autorität, sie haben genug von der wolkigen Unverbindlichkeit und dem Unernst ihrer Alten.“ Der Politologe Leggewie trat damit endgültig in liberalen Kreisen eine Debatte los, die in ihrer eindimensionalen Ursachensuche noch jeden Konservativen erfreuen kann. Statt der Unübersichtlichkeit der Lage sich erst einmal auszusetzen, muß sofort das Rezept verschrieben werden, das nur beginnen kann mit: Zurück zu . . .

Der verantwortungslosen Oberflächlichkeit solcher Plädoyers für mehr Erziehung begegnet unser Autor mit ein paar einfachen Argumenten, die zeigen, daß es so schlicht nun doch nicht sein kann.

Denunziation hat Konjunktur – nun auch (wieder einmal) die Denunziation der Erziehung, der Erzieher. Die gegenwärtig abebbende Aufregung über die offen ausbrechende Gewalt in unserer Gesellschaft kondensiert unter anderem in der Frage, ob Erziehung versagt habe, wenn nicht in direkten Beschuldigungen: Die Eltern haben versagt. Die Schule. Oder in flammenden Appellen an die Erziehungsinstanzen (die Kirchen werden allerdings kaum noch erwähnt): zurück zu Erziehung, zu Autorität und Moral in der Erziehung.

Lehrer machen die Eltern verantwortlich für Unerzogenheit, Undiszipliniertheit und Lernunwilligkeit ihrer Schüler. Eltern werfen der Schule vor, die Kinder durch Streß, Angst und Kälte einzuschüchtern oder aggressiv zu machen. Gemeinsam schimpfen sie auf die Medien. Jeder für sich gesteht seine Ohnmacht ein: „Was sollen wir denn dagegen ausrichten?“ „Was ich sage, ist alles in den Wind gesprochen.“ „Sie sprechen eine Sprache, die ich nicht verstehe.“ Dergleichen ist von Eltern wie von Lehrern

jeden Tag zu hören – Kapitulationserklärungen auf allen Linien.

Die Klagen kennt man aber doch: Sie sind nicht neu. Sieht man einmal ab von den Beschwerden, die Erwachsene zu allen Zeiten über Zöglinge führen, fällt auf, was seit Jahrzehnten gleichermaßen beklagt wird, was daran sich ändert: Schimpften Erzieher in den fünfziger Jahren über den Verfall von Religiosität und Moral bei den 18- bis 20jährigen, waren es zehn Jahre später die Teenager und sind es heute die Grundschul Kinder, denen man nicht mehr beikommt mit Erziehungsvorstellungen von gestern; immer war der Schwund an Gehorsam verbunden mit dem Wachstum von Ansprüchen. Es bedarf keiner aufwendigen Forschung, um zu sehen, daß es die zunehmend marktgesteuerten Ansprüche auf konsumorientierte Bedürfnisbefriedigung sind, die sich da durchgesetzt haben. Diese Entwicklung ist nur insofern eine jugendspezifische, als die Kids mit wachsendem Wohlstand der Gesellschaft zunehmend unverschämter ihren Anteil am allgemeinen Genuß

beanspruchen und bekommen. Dazu in jeder Hinsicht ermächtigt werden sie nicht nur von der Industrierwerbung, die diesen wachstumskräftigen Marktsektor ausbaut, sondern ebenso von den Eltern, die es sich leisten können, ihr Kind von den Windeln an komfortabel auszustatten, damit in ihm der individuell erstrebte und allgemein propagierte Fortschritt weitergehe: „Unser Kind soll es besser haben“, war einst die Devise, in deren Gefolge heute Drittwagen und Bildungsansprüche inflationieren.

## Maßloser Egoismus

Insofern ist jede einseitige Schuldzuweisung – ob an die Adresse der Eltern, an die staatlichen Bildungsinstitutionen oder an diejenige der Industrie – unfruchtbar. Was da jeglicher Erziehung zur Selbstbeschränkung, zu Verzicht und Rücksicht zuwiderläuft, ist der objektive Zustand einer Gesellschaft, deren prosperierende Wirtschaft den zunehmend maßlosen Egoismus ihrer Bürger sowohl antreibt als auch zum Antrieb benötigt, also zur Unersättlichkeit erzieht. Ob ihre Eltern oder Lehrer sich dagegen sträuben oder nicht – Kinder sehen nicht nur, daß alles Verheißene zu haben ist, sie erfahren auch allenthalben, daß die egoistischen Ansprüche der Erwachsenen sich in eben dieser Maßlosigkeit und Rücksichtslosigkeit durchsetzen, die ihnen als kindliche Unvernunft vorgehalten wird: Kein Wissen über Gesundheitsrisiken beeinflusst Eß- und Trinkverhalten, keine Stauprognose die Reiselust; die allgemeine Empörung über die Brutalisierung oder Verflachung der Fernseh- und Videofilme beweist deren zunehmende Verbreitung. Daß Schwarzarbeit, Steuer- und Versicherungsbetrug normal sind, daß Lohnrunden längst keine Rücksicht mehr nehmen auf die „Verlierer“, mag Jugendlichen erst später bewußt werden, gehört aber zu den prägenden Symptomen dieses gesellschaftlichen Zustandes, in dem alle auf der Jagd nach mehr Freiheit und Verfügungsgewalt immer ohnmächtiger werden und Kinder zwangsläufig in einen Widerspruch getrieben werden zwischen steigenden Ansprüchen und schwindenden Möglichkeiten ihrer Verwirklichung.

Ein alltägliches Beispiel zur Illustration: Kaum ein Kinderzimmer kommt noch ohne Fernsehgerät aus; ein Schulkind (zumal ein Junge!) benötigt einen Computer. An Begründungen fehlt es nie; wie aber soll man erklären, daß Eltern viel mehr eine Benachteiligung ihres Kindes gegenüber Gleichaltrigen oder in der Schule befürchten als die Verkümmern seiner Sinne, seiner Empfindungen, seines Denkens

und seiner Kommunikationsfähigkeit? Wie den Widerspruch erklären zwischen der Absicht von Eltern, ihrem Kind zuliebe keine Kosten zu scheuen, und der Tatsache, daß die gekauften Geräte ausfüllen, was an menschlicher Nähe und Kommunikation fehlt?

## Mißerfolg in der Schule

Wenn es nur die materiellen Ansprüche wären . . . Tatsächlich impfen Eltern ihren Kindern mit deren Ausrichtung auf Konsum und privates Wohlergehen auch Erfolgserwartungen und unrealistisches Selbstwertgefühl ein, und bezeichnenderweise bricht über so „verwöhnte“ Kinder schulischer Mißerfolg samt elterlicher Enttäuschung wie eine Naturkatastrophe herein.

Solcher Mißerfolg kann vor allem dort kaum ausbleiben, wo elterlicher Ehrgeiz bei der Schulwahl weder die Begrenztheit der Bildungsfähigkeiten wahrhaben will noch Beanspruchung oder gar Schädigung kindlicher Aufnahmebereitschaft durch Medien und anderes, was reizvoller sich anbietet als Lernen in der Schule; bleibt erst recht nicht aus, wo schon mittlere Noten als Hiobsbotschaften aufgenommen werden. Da droht denn die bisher erwiesene Liebe der Eltern sich als Fehlinvestition zu entpuppen, und sie findet sehr leicht die Mittel, ihren Zweck mit Gewalt durchzusetzen: ob Liebesentzug oder Fernsehverbot, ob Nachhilfeunterricht oder Schulwechsel. Der Erfolg solcher Maßnahmen, zumal gerade darin die sonst konkurrierenden Instanzen Elternhaus und Schule oft zusammenwirken, besteht oberflächlich vielleicht in verbesserten Noten, kann unbemerkt aber die Erziehung zu ängstlicher Anpassung sein, zu rigoroser Selbstbehauptung gegen Konkurrenten, damit zur Verleugnung des eigenen Ich wie des Mitmenschen.

Diese Erziehung, die sich im sozial abgesicherten bürgerlichen Milieu etabliert hat, wähnt sich fortschrittlich, indem sie sich von traditionell autoritären oder gar bildungsfeindlichen Erziehungsformen abhebt; tatsächlich lähmt sie nicht weniger als jene Geist und Kraft zu gesellschaftlicher Erneuerung; wohl nicht durch die Beharrlichkeit schicht- oder milieugebundener Kulturformen und Moralvorstellungen, um so mehr durch die Abhängigkeit von sozialen und materiellen Ansprüchen, die nicht gesichert sind.

Es wäre verfehlt, dies als individuellen Erziehungsfehler allein den Eltern anzulasten: Es hieße den ge-

sellschaftlichen Zustand unterschätzen, aus dem die Gewalt erwächst, deren Opfer Eltern wie Kinder sind. „Unsere geistige Situation“ läßt sich, ein früheres Urteil von Karl Jaspers modifizierend, am treffendsten damit charakterisieren, daß der ökonomische Fortschritt unser Denken selbst hat ökonomisch werden lassen. Was nicht meint, daß mehr Menschen die Gesetze der Ökonomie besser verstünden; vielmehr beherrscht eine auf ökonomisches Kalkulieren, auf Kosten-Nutzen-Berechnung reduzierte Rationalität das Denken in unserer Gesellschaft zusehends rigoroser.

## Ökonomischer Fortschritt und ökonomisches Denken

Dem begegnen wir allenthalben: Wie man die Warnungen vor Risiken technischer Entwicklungen aus dem Feld schlägt mit der Beschwörung, wir könnten den Anschluß an die Weltspitze verlieren, so erledigt man Einwände gegen Waffenexporte mit dem Argument gefährdeter Arbeitsplätze. Auf die Gewalttaten gegen Asylanten reagierten Politiker, als der Wirtschaftsstandort Deutschland in Verruf geriet; die erste großangelegte Untersuchung zum Bildungswesen seit den abgebrochenen Reformen der 70er Jahre galt in Nordrhein-Westfalen der ökonomischen Effizienz dieses Systems.

Wen darf es da wundern, wenn solches Denken auch den Zusammenhalt sozialer Gruppen, Parteien und Verbände bestimmt und ausschließlich die private Lebensführung: „Was bringt mir das?“ lautet die Frage, die über Wehr- oder Zivildienst entscheidet, über Studien- und Berufswahl, über Ehe- oder Wohngemeinschaft, Kind oder Zweitwagen. Man achte auf den selbstherrlichen Tonfall der Frage: Das setzt sich nicht nur leicht über gestrige Moral hinweg, das glaubt sich selbst autonom in der Entscheidung über Lebensformen und Bindungen, im Verfügen über Mittel, im Behaupten eigener Ansprüche – weiß folglich nichts, will nichts wissen von der Begrenztheit der eigenen Perspektive, von der Bedingtheit des eigenen Lebens, nichts von der Fremdbestimmtheit der Ansprüche noch von der Eigengesetzlichkeit der Mittel, geschweige denn von den Folgen und von der Not anderer. Gerade dieses Irr-Rationale, das alles verdrängt, was das eigene Wohlergehen bedrohen, in Frage stellen könnte, „erzieht“ wirksamer als alle ausdrücklich bekundeten pädagogischen Absichten und Maßnahmen.

Kinder lernen lange vor dem Lesen, Schokolade-

riegel mit wertvollen Nährstoffen zu fordern, ihre Eltern sind leicht von der intelligenzfördernden Wirkung der Computerspiele zu überzeugen; später sind ihnen die Abgaswerte ihres Kleinwagens so geläufig wie die Schadstoffe der Zigarettenmarke mit dem Werbeslogan „Ich rauche gern“. Indem wir uns so von der Industrierwerbung, von Politikern, von Medien die Formeln eines falschen Einverständnisses einreden lassen, die unser Gewissen zu beruhigen und die Befürchtungen zu zerstreuen versprechen, werden alle unsere Reden von Freiheit, von Demokratie, werden auch unsere Erziehungsansprüche ungläubwürdig und unwirksam, schließlich auch schädlich: Sie erweisen sich nicht nur als Phrasen angesichts der ungelösten, eskalierenden gesellschaftlichen und politischen Probleme, sondern sind selbst Teil der Zerstörung des Menschlichen, dessen Wahrnehmung sie verhindern.

Damit befinden wir uns, mit Kant zu sprechen, auf dem Weg in die selbstverschuldete Unmündigkeit. Abzulesen nicht nur an der Unfähigkeit der verantwortlichen Politiker, sich über die Grundlagen unserer Verfassung zu verständigen, sondern ebenso an den Forderungen, die in der Gesellschaft aufbrechende Gewalt mit Erziehungsmaßnahmen in den Schulen zu beseitigen. Seit Jahren wird so Erziehung propagiert: Verkehrserziehung, Sexualerziehung, Medienerziehung, Umwelterziehung, Friedenserziehung – als gälte es, alle Probleme, an denen die Generation der Erzieher offenbar gescheitert ist, per Erziehungsauftrag der nächsten Generation zu überantworten: *après nous le déluge* . . . Wie zum Hohn weisen fast alle staatlichen Lehrpläne als oberstes Lernziel aus: „Mündigkeit“.

## Entwaffnung der Lügen

Was bleibt da noch zu tun? Was uns nottut, liegt ja auf der Hand, die moralischen Appelle inflationieren. Man brauchte nur die Forderungen, die als Erziehungsziele in die Lehrpläne geschrieben sind, an alle zu richten und wahrzumachen auf allen Ebenen des privaten und des öffentlichen Lebens. Wie wir das in Einklang bringen mit den Bedingungen unseres Wirtschaftssystems, ist freilich weniger eindeutig zu entscheiden. So viel wissen wir aber bestimmt über die Mindestanforderungen zu sagen: Anfangen müssen wir mit der Entwaffnung der Lügen. Solange wir fortfahren, Erziehungsansprüche zu propagieren, deren Wahrheit wir nicht selbst in unserem Leben an den Tag legen, sind wir allesamt betrogene Betrüger.

# Marginalitäten

Nein, das ist keine Rezension. Da käme ich ja viel zu spät. Auf dem Umschlag lese ich, daß der Roman historische und politische Realitäten mit einem phantastischen Gewebe aus Träumen, Märchen und Legenden verwebt. Ein farbenprächtiger Stoff also, der zweifellos aus dem geheimnisvollen Osten kommt.

Der Autor schreibt: „Ich sage mir, daß dies ein Roman des Abschiednehmens sein wird, meine letzten Worte über den Osten . . .“ Für mich sind es eher Worte des Kennenlernens, denn ich bin zum ersten Mal nicht im Westen. Das Buch und ich – wir teilen uns beide den nicht ganz richtigen Ort. Der Autor schreibt: „Das Land dieser Geschichte ist nicht Pakistan, oder nicht ganz . . . Meine Geschichte, mein fiktives Land befinden sich, genau wie ich, in einem etwas schiefen Winkel zur Realität.“

Das Buch ist toll! Welcher Rezensent würde nicht gerne, nur ein einziges Mal in seinem Leben, diesen einen Satz schreiben und es dabei bewenden und die ganze übrige Satzklauberei sein lassen, weil damit eigentlich gesagt ist, was er zu sagen hat. Ungeniert darf ich den Klappentext zitieren, der die Geschichte „eine Tragödie von Shakespeareschen Ausmaßen (nennt), deren Hauptrollen jedoch von Clowns und Gangstern gespielt werden.“

Einer der Helden ist nicht nur schlaflos, sternguckend, dick und häufig von einem merkwürdigen Schwindel ergriffen, sondern er steht auch ständig am Rande, ist schon am Rande geboren worden und stirbt (das nur am Rande) als letzter. Das Buch verfügt also über einen Randhelden und – wie jedes gute Buch – über einigermaßen belanglose Sätze, die für den Verlauf der Geschichte eher unerheblich sind. Gerade diese unbedeutenden Randsätze können höchst interessant sein, können für einen Leser von einem Rand des Westens oder einem Rand des Ostens eine Bedeutung gewinnen, die nicht einmal der Autor (oder doch?) erahnt hat.

Der Autor berichtet über einen befreundeten Dichter, der viele Monate im Gefängnis gewesen war. Der Grund der Inhaftierung scheint mitten aus dem saarländischen Leben gegriffen, wenngleich die hiesigen lokalkolorierenden Schriftsteller die Mythen der Identitätssuche mit weniger drastischen Konsequenzen verbinden. Der Autor schreibt: „. . . er kannte jemanden, der jemanden kannte, und dieser Jemand war die Frau des angeheirateten Veters zweiten Grades des Stiefonkels von jemandem, der mit jemandem, der Waffen an die Guerilleros in Bellutschistan lieferte, in derselben Wohnung gewohnt hatte oder auch nicht. Wenn man Beziehungen hat, kann man

in Pakistan überall hinkommen, sogar ins Gefängnis.“ Nur eine Seite weiter läßt der Autor sybillinisch wissen: „Meiner Ansicht nach schreibe ich nicht nur über Pakistan.“

Randsätze fristen naturgemäß ein sehr marginales Dasein. Wir kennen das aus den allmonatlichen Verlautbarungen zur amtlichen Arbeitslosenstatistik. Für den September sah das im Saarland so aus: „Die Arbeitslosenquote habe sich zwar von 11,9 Prozent im August auf 11,7 Prozent im September verringert. Vor einem Jahr aber habe die Quote mit 9,0 Prozent deutlich niedriger gelegen.“ Der Autor des Buches, das ich am nicht ganz richtigen Ort und in einem etwas schiefen Winkel zur Realität lese, berichtet über neu erschlossene Erdgasfelder im Nadeltal im Bezirk Q, wo Butangewinnungsanlagen geplant und aufgebaut werden sollen. Er berichtet weiterhin über das unpatriotische Verhalten der zügellosen örtlichen Stämme. „Das Team der Bohringenieur, Landvermesser und Chemiker . . . wurde von den Bergbewohnern überfallen, und jedes Mitglied des Teams wurde durchschnittlich achtzehnkommasechssechsmal vergewaltigt (dreizehnkommaneunsieben der Überfälle geschahen von hinten und nur vierkommasechsneun oral), und danach wurden hundert Prozent der Expertenkehlen aufgeschlitzt . . .“

Salman Rushdie schrieb dieses Buch 1983, und es trägt den Titel „Scham und Schande“. Genau umgekehrt zu unserem gängigen Sprachgebrauch heißt es bei ihm: „Ich hätte keinen Wutanfall bekommen sollen, aber ich bekam einen.“

Dirk Bubel

# Von Mensch zu Mensch

Von Peter Loibl

Leo Born hatte lange Zeit im Koma gelegen, jetzt kehrte er ins Leben zurück. Er erlangte das Bewußtsein, er verlor es wieder, aber der Bann war gebrochen, die Hoffnung hatte gesiegt. Sein Bewußtsein pulsierte, es weitete sich, schrumpfte, erlosch und weitete sich. Er erwachte aus seiner Ohnmacht und versank erneut im Vergessen. Er öffnete die Augen und schloß sie wieder. Lidschlag folgte auf Lidschlag. Es war ein Lidschlag im Rhythmus von Tag und Nacht. Er erwachte für den Tag und dämmerte dem Abend entgegen, schloß die Augen für die Nacht, um sie wieder zu öffnen, wenn der Tag hereinbrach.

Die Intervalle von Dunkel und Licht wurden bestimmt durch den Inhalt der Flaschen, die am Infusionsständer neben seinem Bett hingen. Man hatte ihn ins Leben zurückgeholt, und nun wurde er von Tag zu Tag lebendiger, auch wenn die Fortschritte winzig waren und der Patient noch nicht begriff, was mit ihm geschah.

Seine Frau begriff es. Sie stellte fest, daß er sie anschaute, wenn sie an seinem Bett saß.

Er schaute sie nie sehr lange an, aber er tat es. Er schaute sie auch nicht an, wie ein Mann seine Frau anschaut oder ein Mensch einen Menschen, aber es war immerhin ein Blick, der eine Richtung besaß. Er sah da etwas neben seinem Bett. . .

. . . und er schaute es an. . .

Als er von der Intensivstation in die chirurgische Abteilung verlegt wurde, nahm er die leichten Vibrationen des Transportes wahr und das Absinken im Fahrstuhlschacht und das sanfte Bremsen bei der Ankunft zwei Etagen tiefer.

Er hatte das Umbetten auf der Intensivstation nicht gespürt, denn sie hatten ihn vor dem Entfernen der Schläuche, Sonden und Elektroden wieder in einen Schlaf versetzt. . .

. . . ja. . .

. . . ja. . . allmählich sah er, was das war. Es war . . . Ja, es war. . .

Er lag jetzt auf einem Einzelzimmer in der chirurgischen Abteilung und sah, daß da neben seinem Bett nicht ETWAS war, sondern JEMAND. Die Blicke, die sich nun begegneten, waren Blicke von Mensch zu Mensch.

Der Mensch an seinem Bett hielt etwas in der Hand, hielt es vor der Brust, etwas, das er kannte, ja, Blumen waren es, jetzt erinnerte er sich, das waren Blumen, die dieser Mensch in der Hand hielt. Und eine Frau war dieser Mensch, ja, eine Frau, erkannte er, eine Frau war das und Blumen und schlief ein.

Ja, sie war wieder da, eine Frau an seinem Bett und

Blumen und schaute ihn an. Sie schauten sich an, der Mensch den Menschen, Born die Frau und die Frau Born, schauten einander an, von Mensch zu Mensch, von Mann zu Frau, die Frau ihren Mann und der Mann seine Frau. Er erkannte sie.

Als er erwachte, saß sie wieder da, Ute, ja, richtig, so hieß sie, es war Ute mit Blumen und lächelte.

Born konnte nicht lächeln. Sein zertrümmertes Gesicht war mit einer Armierung aus Drähten, Klammern und Schrauben fixiert.

Ute lächelte und ging, als Born schlief. Als er erwachte, waren zwei Krankenschwestern an seinem Bett und hantierten an den Apparaturen und an seinem Körper. Dabei sprachen sie ihm freundlich zu. Er konnte ihnen nicht antworten und schon gar nicht schreien, nur stöhnen und verzweifelt grunzen.

Die Schwestern hantierten und ließen ihn schlafen, ja, Ute, sie war wieder da, als er erwachte, saß an seinem Bett ohne Blumen, hatte diese schon in die Vase gestellt, neben ihn und blieb bei ihm sitzen, bis er wieder schlief, überließ ihn den Schwestern, die sich um die Apparate kümmerten und um seinen Körper und mit ihm sprachen, ohne eine Antwort zu erwarten, weil er nichts, nicht einmal den Mund bewegen konnte. Sie alle sprachen ihm sanft und ermutigend zu, die Schwestern, die Ärzte und Ute, sprachen wie zu einem Kind oder einem Tier, das nicht antworten konnte, aber Qualen litt, hilflos war, ausgeliefert, angewiesen auf sie alle, Schwestern, Ärzte, Ute, die an seinem Bett saß, Ute . . . nicht Vera.

Vera durfte nicht an seinem Bett sitzen. Born wußte, daß Vera das nicht durfte – nicht wagen konnte. Vera war es verwehrt, ihn zu besuchen. Das tat ihm weh. Sein Körper tat ihm weh und seine Seele tat ihm weh. Wie oft würde Ute noch an seinem Bett sitzen, ihm Blumen bringen, ihm zureden, lächeln, Ute . . . nicht Vera.

Er schloß die Augen, tat, als schlief er. Ute blieb, saß an seinem Bett. Aber Vera säße dort, stellte er sich vor.

Wie lange war er weg gewesen, weg von Vera, hatte kein Lebenszeichen von sich gegeben, war unerreichbar für sie? Und wie lange würde er das noch sein, erreichbar nur für Ute, die an seinem Bett saß, ihrem Gefangenen zulächelte, zusprach?

„Kannst Du mich hören?“ hörte er sie fragen. Er schloß die Augen. Er tat, als schlief er.

„Kannst Du verstehen, was ich sage?“

„Sie haben eine so tapfere Frau,“ sagte der Arzt eines Tages.

Born schloß die Augen. Er schlief. Als er erwachte,

ließ er die Augen geschlossen. Er stellte sich vor, wenn er sie öffnete, säße Vera an seinem Bett. Er ließ die Augen geschlossen. Er wußte, daß Vera ihn nicht besuchen durfte.

„Du mußt mir ein Zeichen geben!“ hörte er die tapfere Frau an seinem Bett sagen.

Er tat, als schliefe er. Ute blieb an seinem Bett. Er hörte, wie sie ging. Er schlief ein.

Er hielt die Augen geschlossen, während die Schwestern ihn in Ordnung brachten.

„Wir wissen, daß Sie nicht schlafen,“ sagte eine der Schwestern.

Er öffnete die Augen.

„Sehen Sie, Sie böser Junge!“ Die Schwestern lachten.

Er schloß die Augen. Er träumte von Vera.

„Du mußt mir Zeichen geben,“ hörte er Utes Stimme.

Als er die Augen öffnete, war Ute gegangen.

Er träumte, Vera säße an seinem Bett und Ute würde sie von dort vertreiben.

„Öffnen Sie Ihre Augen,“ hörte er den Arzt sagen.

Er öffnete die Augen.

„Schließen Sie Ihre Augen,“ sagte der Arzt.

Born gehorchte.

„Augen auf! Augen zu! Augen auf! Augen zu!“ befahl der Arzt. „Klappen Sie mit den Augenlidern! Weiter! Weitermachen! Nicht aufhören! Ja, so ist es richtig! Wunderbar! Sehr gut! Halt! Aufhören! Lassen Sie die Augen auf! Schauen Sie mich an! Sehen Sie mich? Wenn Sie mich sehen, klappen Sie einmal mit den Augenlidern, EINMAL, haben Sie mich verstanden?! Sehen Sie mich? Ich möchte wissen, ob Sie mich sehen, Herr Born! Wenn ja, so klappen Sie mit den Augenlidern – EINMAL!“

Born schloß und öffnete seine Augen.

„Wunderbar!“ rief der Arzt ihm zu. „Wissen Sie, was Sie soeben getan haben, Herr Born? Sie haben sich mit mir unterhalten! Sie haben mir bestätigt, daß Sie mich sehen! Sie haben ‘ja’ gesagt! Sie haben einmal mit den Augenlidern geklappt – und das bedeutet ‘ja’! Gratuliere, Herr Born! Und nun sagen Sie mir bitte, wer oder was ich bin! Bin ich ein Clown? Richtig, Sie schweigen. Sie schauen mich nur an und klappen nicht mit den Augenlidern. Denn einmal mit den Augenlidern zu klappen, das bedeutet ‘ja’. Aber ich bin kein Clown – sondern. . .? Ein Arzt bin ich – ist das richtig? Ich frage Sie, ob ich ein Arzt bin, Herr Born? Ja! Ja, ich bin ein Arzt! Sehr gut, Herr Born, Sie haben mir durch ihr einmaliges Augenklappen bestätigt, daß ich Arzt bin, denn zweimal augen-

klappen – hören Sie?! – ZWEIMAL klappen bedeutet ‘nein’. So, nun wissen Sie auch, was ‘nein’ bedeutet. Sie haben nun die Möglichkeit, sich bei der Wahl Ihrer Antworten zu entscheiden: ‘ja’ zu sagen oder auch ‘nein’. Bin ich ein Clown, Herr Born? – Gut! Phantastisch! Ich bin zum Glück Arzt, denn Sie haben auf die Frage, ob ich ein Clown sei, zweimal geklappt. Sie haben also behalten, was Sie gelernt haben; einmal klappen heißt ‘ja’, zweimal klappen heißt ‘nein’. – So, nun aber heißt es aufpassen, Herr Born! Antworten Sie jetzt unter Zuhilfenahme Ihrer Augenlider so schnell Sie können auf meine Fragen. Was bin ich, Herr Born? Bin ich Arzt? – Richtig, ich bin Arzt! – Oder bin ich Clown? – Richtig, ich bin kein Clown! – Bin ich Arzt? – Richtig, selbstverständlich Arzt! – Oder etwa doch ein Clown? – Richtig, natürlich kein Clown sondern. . .! – Arzt? – Richtig, ja wohl! Arzt und nichts als ein Arzt! – Aber sind Sie auch ganz sicher, bin ich wirklich kein Clown? – Richtig, Sie sind sicher, natürlich! – Und. . . Herr Born. . . Ärztin. . .? Bin ich eventuell kein Clown aber Ärztin? – Richtig! Richtig, Herr Born! Mein Kompliment! Ich bin weder ein Clown noch bin ich Ärztin, sondern Arzt, ein ganz gewöhnlicher Arzt.“

Born erwachte. Utes Stimme hatte ihn geweckt. „Bin ich Deine Frau?“ Sie saß an seinem Bett und wiederholte ihre Frage: „Bin ich Deine Frau? Sag mir, ob ich Deine Frau bin? Bitte, ich weiß, daß Du es kannst. Der Arzt sagt, er habe mit Dir geübt, und es sei wichtig, daß Du mit mir sprichst. ‘Ja’ und ‘nein’, diese Antworten genügen. Und es ist wichtig, daß wir reden, Du mußt mir glauben, sehr, sehr wichtig. Denn meine Aufgabe ist nun, Dich vorzubereiten. Es ist an der Zeit. Wir dürfen es nicht länger aufschieben. Du darfst es nicht länger in Dir vergraben, egal, ob Du Dich daran erinnerst oder nicht. Wenn nicht, so werde ich Dir helfen. Ich bin da. Du mußt mir vertrauen. Du mußt Dich zu dem, was geschehen ist, bekennen. Wenn Du es nicht tust, wird es sich in Deiner Seele verhärten mit unvorhersehbaren Folgen. Du mußt den Widerstand, der Dich blockiert, überwinden. Es wird weh tun, sehr weh sogar, aber je länger Du Widerstand leistest, desto fester wird der Knoten in Deinem Gehirn sich zuziehen und verhärten. Du mußt ihn lösen. Jetzt! Dein Körper kann nur gesunden, wenn auch Deine zerrissene Seele sich zusammensetzt. Du darfst es nicht verdrängen, vor Dir selbst verstecken. Erinnerst Du Dich? Sag mir, ob Du Dich an irgendetwas erinnerst? Erinnerst Du Dich an den Tag, an dem es geschah? Es war ein Samstag, erinnerst Du Dich? Wir saßen gerade beim Frühstück,

als das Telefon läutete. „Paß auf, das ist wieder die Firma!“ hast Du geschimpft und bist aufgesprungen und wütend an den Apparat gegangen. Du hattest recht. Es war die Firma, mit den üblichen Problemen. Irgendwo hatte mal wieder eine von den neuen Anlagen verrückt gespielt. Weißt Du noch, wie Du früher oft gescherzt hast: „Entweder das ist reine Sabotage, oder die neuen Anlagen sind besonders wochenendauffällig.“ Aber allmählich sind Dir die ständigen Störungen dann doch zu dumm geworden. „Könnt ihr nicht mal den Behrwald losschicken!“ hast Du einmal getobt und fast den Hörer aufgekallt, weißt Du noch. . . Bitte, Leo, gib mir ein Zeichen, benutze Deine Augen, ‘ja’ oder ‘nein’, weißt Du das alles noch, kannst Du mich verstehen. . . ? Der Behrwald könnte doch auch mal ein Wochenende opfern, hast Deinen Chef regelrecht angeschrien, so daß ich schon dachte, mein Gott, so kann man doch mit seinem Chef nicht. . . – Doch dann hast Du Dich zum Glück wieder beruhigt, hast gemeint, ja, ja, der Behrwald sei zwar ein guter Mann, aber diese Art von Schwierigkeiten seien nun mal nicht sein Fall, dazu sei er schlichtweg noch zu unerfahren. Was also solltest Du machen? Die Firma im Stich lassen? Oh Leo, hättest Du es doch nur ein einziges Mal getan, nur dieses eine Mal! Aber nein, auch diesmal hast Du Dich wieder überreden lassen, zähneknirschend zwar – wie immer –, aber Du hast treu Deine Pflicht gegenüber der Firma getan und – wie immer –, unseren Samstag wieder geopfert. . . Ich habe Dich, bevor Du weggefahren bist, noch gebeten – mein Gott, hättest Du doch nur dieses eine Mal auf mich gehört! –, ich habe Dich gebeten, Du sollst Dich, falls Du nach getaner Arbeit mit den Kollegen noch einen trinken gehst, auf der Rückfahrt nicht ans Steuer setzen, und Du hast es versprochen, weißt Du das noch? Du hast versprochen, daß Du Dich nicht betrinken, oder wenn, dann nicht selber Auto fahren würdest! Warum hast Du Dein Versprechen nicht gehalten? Wenn Du Dein Versprechen nur dieses eine Mal gehalten hättest, wäre es nicht passiert! Du erinnerst Dich also an nichts, an überhaupt nichts? Du weißt nicht, was Du getan hast? Du weißt nicht, was mit Dir geschehen ist? Du hast nicht die geringste Ahnung?“

Born klappte zweimal mit den Augenlidern.

„Oh Leo,“ klagte Ute, „was soll ich nur tun? Es ist so schrecklich. Gut, ich weiß, was ich tun soll. Der Arzt hat es mir aufgetragen. Anfangs war ich mir nicht sicher, ob es so wirklich richtig ist. Aber der Arzt meinte, es wäre verantwortungslos, Dich bis zu

Deiner körperlichen Gesundung im Dunkeln tappen zu lassen. Du würdest am Ende psychisch daran zerbrechen, so wie Du nun körperlich zerbrochen bist. Zum jetzigen Zeitpunkt bestünde die Chance, den körperlichen und psychischen Heilungsprozeß zu synchronisieren. Zwar sei die zusätzliche Belastung zunächst eine Tortur, doch das auf lange Sicht zu erwartende Resultat rechtfertige dieses Vorgehen. Wenn die Blessuren Deines Körpers und die Deiner Seele in einem parallel verlaufenden Heilungsprozeß vorangetrieben würden, bestünde eine gewisse Chance, daß Du eines Tages in ein halbwegs normales Leben zurückfinden könntest. Ich weiß also, was meine Pflicht ist, aber ich bin außerstande, sie zu tun, solange Du Dich weigerst, Dich zu dem, was geschehen ist, zu bekennen. Leo, ich frage Dich, willst Du Dir helfen lassen? Von mir, Deiner Frau? Bist Du bereit, uns beiden, Dir und mir, zu helfen, indem Du mich bei der Erfüllung meiner Aufgabe unterstützt? Wie? Habe ich Dich richtig verstanden? Hast Du mir Dein Ja-Zeichen gegeben? Ja?! Du willst also wirklich wissen, was Du angerichtet hast? Wenn Du es wirklich willst, dann klappe bitte noch einmal mit den Lidern. Ja?! Du meinst wirklich: ‘Ja’? Du bist Dir wirklich sicher? Okay, dann bin auch ich mir jetzt sicher, sicherer sogar als der Arzt. Auch der Arzt war sich sicher, natürlich. . . Er war so sicher, wie ein Arzt es in einem solchen Fall eben sein kann, sicher nach menschlichem Ermessen, aber, so jedenfalls hatte ich den Eindruck, mit einem winzigen Quantum an medizinischer Skepsis, ohne die eine ärztliche Entscheidung ja auch nicht denkbar ist. Er sagte, er halte es einerseits für vertretbar, Dich mit der Wahrheit zu konfrontieren, er sehe jedoch auch ein gewisses Risiko und lehne die Verantwortung daher ab. Die überlasse er mir – und dem in erster Linie Betroffenen: Dir. Wenn man so will, hat er mir sowohl zugeraten als auch abgeraten. Ich nehme an, er hat einerseits als Mensch und andererseits als Arzt zu mir gesprochen. Als Arzt, so jedenfalls sollte es meiner Meinung nach sein, muß ihm ausschließlich Dein körperliches und – bis zu einem gewissen Grade – auch Dein psychisches Wohlergehen am Herzen liegen. Den darüberhinausgehenden nichtärztlichen Aspekt sollte er, auch wenn seine professionelle Eitelkeit dem entgegensteht, unser beider Sorge sein lassen: Daß Du betrunken Auto gefahren bist und dabei ein Kind getötet hast, ist eine Sache des Gerichtes und nicht des Arztes, auch wenn es, menschlich gesehen, verständlich ist, daß er mir nahegelegt hat, Dich in Anbetracht Deiner körperlichen Verfassung mit der ganzen Trag-

weite des von Dir begangenen Verbrechens in einer Weise zu konfrontieren, die ich, Deine Frau, für zumutbar aber gerecht, für rücksichtsvoll aber keinesfalls verharmlosend erachte. Ich weiß also im Grunde genommen gar nicht, was ich tun soll. Ich bin keine Medizinerin. Auch ich bin ein Mensch. Und natürlich ist es, gelinde gesagt, schlimm, was Du getan hast. Aber ich bin Deine Frau. Hörst Du mich?! Leo, hörst Du mir noch zu?! Was ist mit Dir?! Was machst Du mit Deinen Augen, Leo, willst Du mir etwas sagen? 'Ja' oder 'nein'? 'Nein' oder 'ja'? Du darfst Dich nicht verkrampfen, Leo, sonst verstehe ich Dich nicht! Sind sie zu, Deine Augen, oder offen, bist Du wach oder schläfst Du? Soll ich den Arzt rufen? Ja oder nein? Nein oder ja?"

Born hatte das Empfinden, als wechsele sein Zustand im Abstand von winzigen Intervallen zwischen greller Wachheit und dumpfer Ohnmacht. Seine Augenlider flatterten und zuckten. Er sah Utes Gesicht, die ihren Kopf dicht über ihn gebeugt hatte, wie im Feuer einer Lichtkanone vor seinen Augen aufblitzen und entschwinden. Er kniff die Augen zusammen. Jetzt war Ute nur noch Atem.

„Ich habe Dir gesagt, Du sollst Dich nicht betrunken ans Steuer setzen,“ atmete sie, „aber Du hast schon tausendmal nicht auf mich gehört, so daß es ja gar nicht anders kommen konnte, es war nur eine Frage der Zeit, der Wahrscheinlichkeit . . . Aber was für einen Sinn hat es, das nun zu wiederholen, es ist geschehen, daran kann selbst Gott nichts mehr ändern, das Kind wird nicht wieder lebendig, ein fünfjähriges Mädchen, die kleine Lissi, sie starb auf der Stelle, schau mich bitte an!“

Born kniff die Lider fester zusammen. Er spürte einen kalten brennenden Schmerz, der von seinen Augen durch seinen Körper floß und im Rhythmus seines Herzschlages pulsierte. Er hörte Ute atmen und zu ihm sprechen, aber es war Veras Stimme, die Utes Stimme übertönte und auf ihn einsprach und ihn richtete: Ein betrunkenen Autofahrer am Steuer eines Wagens sei wie ein Amokläufer auf der Suche nach einem Opfer! Er hatte ihr recht gegeben, wenn sie ihn so zurechtwies und belehrte, teils weil er sie liebte, teils weil es stimmte, was sie sagte. Wieviele Unfälle wären den Menschen schon erspart geblieben, wenn jeder Autofahrer imstande wäre, seine Fahrtüchtigkeit nach einem Zechgelage noch realistisch einzuschätzen. Wandte man Veras durchaus klugen Vergleich auf ihn, Born, an, so war er ein Amokläufer, der über zwanzig Jahre lang vergeblich nach einem Opfer gesucht hatte. Zwanzig Jahre! Be-

deutete das nicht, daß er ein verlässlicher Fahrer war, auch wenn er mal ein Glas zuviel getrunken hatte? Aus Liebe jedoch und auch weil er Veras Standpunkt respektierte, fuhr Born, auch wenn er nur leicht alkoholisiert war, in deren Gegenwart nie selber. Aber nun war das Ungeheuerliche geschehen! Vera hatte recht behalten! Nach über zwanzig Jahren unfallfreier Amokfahrt hatte er sein Opfer gefunden! Ein Kind . . .! Ein kleines Mädchen. . .! Lissi . . .! Fünf Jahre alt . . .!

„Soll ich nicht doch lieber den Arzt rufen?“ hörte er die besorgte Stimme seiner Frau.

Er riß die Augen auf, sah Utes Gesicht, kniff die Lider zusammen, öffnete sie und kniff sie wieder zu: Nein!! Dann sah er Veras Gesicht vor seinen geschlossenen Augen . . . voller Verachtung . . . eisig . . .! Er hatte sich, ohne es zu wissen, etwas vorgenommen. Vera durfte zwar nicht an seiner Seite sitzen, ihm zulächeln, zureden, das stimmte natürlich. Aber es stimmte auch, daß Vera nicht hier wäre, selbst wenn sie hier sein dürfte – sie wäre nicht an seiner Seite, säße nicht am Bett eines Kindermörders. Ein Beben ging durch seinen Körper, begleitet von einem röchelnden Schluchzen in seiner Brust. Warum hatte es nicht ihn erwischt?! Warum ein unschuldiges Kind?! Wäre doch er bei dem Unfall ums Leben gekommen!

Ute schien den verzweifelten Schrei, der sein Innerstes erfüllte, zu verstehen und sagte: „Du hast bei dem Unfall nicht den geringsten Schrammen abbekommen.“

Born öffnete wie in Zeitlupe die Augen und starrte seine Frau an. Was hatte sie gesagt?

„Soll ich weiter sprechen?“ fragte sie ihn.

Was hatte Ute gesagt?!

Sie wiederholte ihre Frage.

Born ließ die Lider sinken und hob sie wieder an.

„Lissi lag tot auf der Straße. Ihre Mutter hatte vor einem Schaufenster gestanden und den Unfall wie in einem Spiegel mitangesehen. Sie lief schreiend zu ihrem Kind und brach über der Leiche des Mädchens zusammen, während Du in Schlingerfahrt auf eine Imbißbude zugerast bist und diese gerammt hast. Die Kerle, die davor standen, konnten gerade noch zur Seite springen, sie hatten Glück. Und dann. . .“ Ute schüttelte ihren Kopf. „Nein. . .! Nein, nein, nein, das genügt, es ist zuviel jetzt, es ist. . . es ist alles so schrecklich!“

Born schloß und öffnete die Lider mit einer Gewalt, daß er das Gefühl hatte, sein Schädel würde vor Schmerz zerbersten.

„Du willst, daß ich ohne Rücksicht fortfahre? Willst Du das wirklich? Bist Du sicher?“

Aus Borns vergittertem Mund drang ein langer gepreßter Schrei. Seine Augenlider klappten zu und sprangen auf.

„Du hast hinterm Steuer gesessen, hast offenbar gar nicht begriffen, was geschehen war, oder vielleicht auch angenommen, Du könntest. . . Nun, jedenfalls hast Du versucht, den Wagen wieder zu starten. Da haben die Kerle, die Du vor der Imbißbude fast zusammengefahren hättest, die Tür aufgerissen und Dich rausgezerrt. Sie haben es wüst mit Dir getrieben. Aber Dir das zu erzählen, ist wohl überflüssig, nehme ich an, das spürst Du ja am eigenen Leib. Und nicht nur diese Handvoll Männer vor der Bude. . . Plötzlich war alles, was Beine und Fäuste besaß, zur Stelle. Die Nachricht, daß ein verantwortungsloser betrunkenen Autofahrer ein Kind überfahren hatte und man des Mörders habhaft war und ihn an Ort und Stelle zur Rechenschaft ziehen konnte, schien sich zu verbreiten wie ein Lauffeuer. Im Nullkommant nichts war ein regelrechter Volkssturm von Richtern und Henkern zur Stelle, fast alle mit irgendwelchen Gegenständen ausgerüstet, die ihnen provisorisch als Waffen dienten. In dem chaotischen Gedränge um Dich herum und in dem brennenden Wunsch eines jeden Einzelnen, das Seine zu der in ihren Augen gerechten Sache beizutragen, vergaßen sie jeglichen menschlichen Anstand und verletzten sich sogar gegenseitig. Zurückhaltung übte ausschließlich die Polizei. Die Polizisten, hieß es, seien die Letzten gewesen, die am Tatort eintrafen. Sie hätten sich bei ihrem Einsatz zur Rettung Deines Lebens auch nicht besonders beeilt, sondern, ganz im Gegenteil, dem Schauspiel noch eine ganze Weile als Publikum beige-wohnt. Nein, die Polizei, mein lieber Leo, die hat sich in Deinem Fall nicht mit Ruhm bekleckert! Und das gilt nicht nur für ihr Verhalten in dieser Situation, wo sie, statt den Täter vor der aufgebracht Menge zu schützen und ihn der Gewalt der Justiz zu überantworten, die Menschen durch ihre Passivität geradezu zur Pflege ihres spontanen Gerechtigkeitsinstinktes ermunterte. Als ich nämlich gleich nach Deiner Einlieferung in die Klinik verlangte, daß man zu Deinem Schutz vor Deinem Zimmer eine Wache postieren sollte, hielt man dies nicht für erforderlich. Wieso er eine Wache vor Deiner Tür postieren sollte, fragte der verantwortliche Beamte, wo er doch nicht einmal genug Personal habe, um jedem kleinen Kind auf der Straße einen Beamten zur Verfügung zu stellen, um es vor besoffenen Autofahrern zu schützen?

Ich erklärte ihm, daß der Vater des von Dir getöteten Kindes mich noch am Abend der Tat angerufen und geschworen habe, daß seine Familie den Mord an ihrer kleinen Lissi grausam rächen werde. Worauf der Herr von der Polizei meinte, das sei doch wohl kein Wunder, ich solle mich doch mal in die Lage der Eltern und der Angehörigen des Mädchens hineinversetzen – ob ich an deren Stelle für den Mörder Lissis große Sympathie empfinden würde? Was sollte ich da sagen? Er hatte ja recht. Entschuldige bitte, aber. . . aus seiner Sicht und der Sicht der Familie. . . Stell Dir vor, es wäre Dein Kind gewesen. . . ! Unser Kind. . . ! Leo. . . ! Bist Du noch in der Lage, Dich mit diesem Thema auseinanderzusetzen? Kannst Du die Wahrheit noch ertragen, oder soll ich schweigen? Wenn ich nicht mehr weitersprechen soll, mußt Du mir das sagen. Du hast gewollt, daß ich spreche, und jetzt mußt Du mir zeigen, wenn Du willst, daß ich nicht mehr spreche. Ja oder nein? Es ist Dein Wille, Deine Entscheidung. . . Leo! Leo!! Du mußt Dich bemühen, ruhiger zu atmen! Du darfst nicht versuchen, Dich zu bewegen, hörst Du! Hörst Du mich noch, Leo?! Weißt Du nicht mehr, wer ich bin?! Soll ich den Arzt rufen?! Soll ich aufhören, zu sprechen?! Willst Du lieber alleine sein? Soll ich gehn? Sollen wir unser Gespräch ein anderes Mal fortsetzen? Willst Du mir zuhören oder nicht? Schau mich an, schau mich an, Leo! Und hör mir zu! Die Polizei – sie hat nicht völlig versagt, hörst Du! Am Abend des Tages, an dem Lissi beerdigt wurde, haben sie eine Wache vor der Tür Deines Zimmers postiert. . . weil. . . ja, weil das primitive Menschen sind, Lissis Eltern und ihre Angehörigen. . . oder vielmehr – vielleicht sollte ich es lieber so sagen –: weil sie zu jener Sorte von Menschen gehören, die sich ausschließlich von ihren Gefühlen leiten lassen, verstehst Du? So wie sie die kleine Lissi vergöttert haben, obwohl sie nur ein normales fünfjähriges Mädchen war, so wie viele andere fünfjährige Mädchen auch, so übertrieben ist nun auch ihr Haß. . . Und als die Familie und die Angehörigen am Grab der Kleinen Rache schworen und jeder der männlichen Mitglieder des Clans vor den eigens zu diesem Zweck angefertigten und mit Lissis Bild geschmückten Altar trat und die Hand auf die Bibel legte und feierlich die Eidesformel sprach und jeder von diesen Besessenen seine Rachephantasien bis ins kleinste Detail mit schwelgender Inbrunst schilderte, um, wie sie voller Leidenschaft verkündeten, alle Autofahrer für alle Zeiten abzuschrecken, sich niemals wieder mit auch nur einem einzigen Tropfen Alkohol

im Blut ans Steuer zu setzen . . . ja, da begriff selbst unsere Polizei, daß es durchaus angebracht war, Dir einen Wächter vors Zimmer zu setzen – nicht zuletzt wohl auch der Presse wegen. Im Grunde genommen blieb ihnen gar nichts anderes übrig, als Dich zu schützen, ob es ihnen paßte oder nicht. Denn Lissis Beerdigung war eine Massenveranstaltung. Die Zugänge zum Krankenhaus wurden schon im Morgengrauen hermetisch abgeriegelt, sonst wären womöglich irgendwelche unbefugte Fanatiker den Angehörigen zugekommen, Leute, die mit dem Kind gar nichts zu tun haben, die es gar nicht kennen, zumindest nicht lebend, höchstens aus der Zeitung, Leute, die allzu gerne mit Steinen werfen, obwohl sie, was diesen besonderen Sachverhalt betrifft, selber im Glashaus sitzen! Aber nach diesen Kamikazefahrern und potentiellen Unheilsbringern kräht momentan natürlich kein Hahn. Für die Öffentlichkeit gibt es zur Zeit nur einen einzigen Autofahrer auf der ganzen Welt, der sich halb bewußtlos säuft und es wagt, sich in diesem Zustand ans Steuer seines Wagens zu setzen. Schön, Du hast es getan, das abzustreiten, wäre ja wohl kaum möglich, aber es ist schließlich nicht das erste Mal, daß Du das getan hast, und immer ist es gut gegangen – nicht nur, daß Du noch nie ein Kind totgefahren hast, nein, Du hast auch noch nie einen Unfall verursacht. Und wieviele Fahrer, die jetzt, in diesem Augenblick hinter dem Steuer ihres Autos sitzen, sind betrunken und fahren unfallfrei nachhause und tun morgen und übermorgen und über Jahre hinweg das gleiche, ohne daß sie sich deswegen auch nur eine Geldbuße einhandeln? Und jetzt Leo . . . Leo! Hörst Du?! Glaubst Du denn allen Ernstes, die elf Männer, die diesen unsäglichen Eid geleistet haben, wären, was das Fahren unter Alkoholeinfluß betrifft, Unschuldslämmer? Sie haben halt Glück gehabt, so wie Du, seit Du im Besitz eines Führerscheines bist, und so wie die meisten Polizisten, die schon mal beschwipst einen Wagen, vielleicht sogar ihren Dienstwagen gefahren haben. Ist es da nicht recht und billig, daß sie ihrer Pflicht nachkommen und Dich vor dem Volkszorn, für wie gerecht auch immer man diesen halten mag, schützen? Seit Lissis Beerdigung haben sie Dich rund um die Uhr bewacht – bis zum heutigen Tag. Ich habe natürlich sofort Beschwerde eingelegt und gegen die Einstellung der Schutzmaßnahme protestiert. Ich habe gestern davon erfahren und bin umgehend im Polizeipräsidium vorstellig geworden. 'Warum lassen Sie meinen Mann nicht mehr bewachen? Wollen Sie, daß diese Leute ihr Versprechen wahr machen und

ihn umbringen?' habe ich die Herrschaften zur Rede gestellt – zuerst den unmittelbar zuständigen Hauptwachtmeister, dann dessen Vorgesetzten und zuletzt den stellvertretenden Dezernatsleiter. Und überall habe ich die gleiche Antwort bekommen: Irgendwann müsse ja schließlich einmal Schluß sein. 'Aber dann schützen Sie ihn doch wenigstens bis zur Verhandlung,' habe ich gefleht, 'denn anschließend im Gefängnis ist er ja in Sicherheit, und wenn er wieder rauskommt, ist soviel Zeit vergangen, und die Gemüter haben sich vielleicht ein bißchen beruhigt.' Da sagte dieser . . . oh Leo! Bitte, behalte die Nerven, mach mir nicht noch zusätzlichen Kummer . . .! Lieg ruhig, lieg doch bitte ruhig . . .! 'Selbst hinter Schloß und Riegel sei so einer wie Du nicht sicher' sagte der stellvertretende Dezernatsleiter, dieser zynische . . . dieser sadistische . . . Oh wie gemein! Wie konnten sie die Bewachung unter diesen Umständen nur einstellen?! Ausgerechnet heute, an diesem Tag? Also ob sie es mit Absicht getan hätten – heute, wo Lissi Geburtstag hat, ich meine: Geburtstag hätte . . . Vielleicht haben sie es nicht gewußt, das kann schon sein. Ich habe es auch erst heute morgen erfahren, durch diese Karte . . . Oh, diese Sadisten, ich glaube nicht, daß Lissi, wenn sie noch leben würde . . . Was? Du meine Güte, Leo, ich hätte sie nicht erwähnen sollen, diese geschmacklose Karte! Verstehe ich Dich recht? Du willst . . .? Aber wozu? Was versprichst Du Dir davon?! Was Du jetzt vor allem brauchst, ist Ruhe! Oh, ich habe es geahnt! Ich hätte Dir nicht nachgeben sollen! Warum mußtest Du ausgerechnet heute alles erfahren, an Lissis sechstem Geburtstag? Und nun macht Dich diese Karte verrückt! Es wird Dich nicht beruhigen, was drin steht, ganz bestimmt nicht! Aber die Karte wird uns nützen, jawohl – und damit haben diese grausamen Menschen nicht gerechnet. Denn ich werde damit zur Polizei gehen. Und wenn die Polizei diese Karte liest, wird ihr nichts anderes übrig bleiben, als Dich wieder zu bewachen. Komm also zur Ruhe, Leo! Hör bitte auf – hörst Du! Du weißt, Du kannst Dich nicht bewegen! Und Du weißt, was passieren würde, wenn Du es tätest! Die Karte?! Du kannst sie nicht lesen! Glaub mir . . . hier! Na . . . was ist . . .? Kannst Du sie lesen? Du klapperst mit den Augenlidern wie eine Libelle mit den Flügeln, wie willst Du da eine Karte lesen? Also schön . . . bitte sehr, wenn Du darauf bestehst? Du willst also wirklich wissen, was auf diesem makabren Stück Pappe steht? Schön . . . gut . . . ich sags Dir, und dann gehe ich zur Polizei. Also . . . hörst Du? Es handelt sich um eine Geburtstageinladung. Hier

steht, Du seist herzlich zu Lissis Geburtstag eingeladen. Lissi und all die lieben Englein dort oben würden sich schon auf Deinen Besuch freuen. Hast Du gehört, Leo, hast Du mich verstanden? Und nun, Leo . . . hörst Du . . . nun gehe ich . . . ja? Ich gehe jetzt und werde diese Karte mitnehmen. Ich werde mich bemühen, die zuständigen Stellen davon zu überzeugen, daß Du dringend – und zwar sehr dringend! – Schutz benötigst . . . Ich mache mich sofort auf den Weg, ja? Ich werde tun, was sich tun läßt. Du weißt, daß ich das tun werde, nicht wahr? Du kennst mich. Also gehe ich nun. Jetzt gleich. Auf der Stelle . . .“

Als Ute Born nachhause kam, befand sich auf dem Anrufbeantworter bereits die Nachricht, sie möge sich doch bitte umgehend mit dem Krankenhaus in Verbindung setzen, und sie verließ ihre Wohnung, und sie ging wieder zu ihrem Wagen und fuhr den Weg zurück, den sie gerade gekommen war.

Der Arzt, zu dessen Zimmer man sie geleitete, befand sich offenkundig in einem Zustand höchster innerer Aufruhr. Die Mitteilung als solche, daß einer seiner Patienten gestorben war, kam ihm eher wie eine Nebensächlichkeit über die angespannten und blassen Lippen. „Es ist uns allen ein Rätsel,“ fuhr er fort, nachdem er Frau Born über diesen Sachverhalt in Kenntnis gesetzt hatte, „wie Ihr Mann auch nur die geringste Bewegung vollziehen, geschweige denn sich von der Stelle rühren . . . und sogar . . . ja, wie er sogar aus dem Bett fallen konnte. Denn zweifellos ist ihm das gelungen, mit eigener Kraft . . . einer schier unglaublichen, aus einer unerklärlichen Quelle entsprungenen, an einen gigantischen Krampfanfall, ja mehr noch an eine wahnsinnige Explosion anmutende endogene Gewalt. Wir haben dergleichen noch nicht erlebt. Ich, sowie meine Kollegen, sowie die gesamte chirurgische Medizin . . .“

„Könnte ich meinen Mann jetzt bitte sehen?“ unterbrach Ute Born die Ausführungen des Arztes.

Dieser riet ihr nachdrücklich davon ab, doch die Frau bestand auf ihrem Recht, die sterbliche Hülle ihres Mannes zu besichtigen.

Borns Leiche befand sich noch auf dem Zimmer, auf dem der Tod ihn ereilt hatte. Man hatte seinen Körper vom Boden zurück aufs Bett gelegt und ihn mit einem weißen Leinentuch bedeckt. Der Arzt näherte sich dem Lager mit einer fast laienhaft anmutenden, ja an Furcht grenzenden Unsicherheit. Vor dem Bett hielt er zögernd inne und warf Frau Born über die Schulter hinweg einen eindringlichen Blick zu, hoffend, daß diese eventuell doch noch von ihrem Willen ablassen könnte. Doch diese gab ihm

durch ein nachdrückliches Nicken zu verstehen, daß sie nicht bereit war, auf das Recht, ihren verstorbenen Ehemann noch einmal zu sehen, zu verzichten. Also schlug der Arzt das Tuch zurück und gab den Blick auf den Toten frei.

Seine zuvor gemachten Andeutungen, daß Born infolge eines explosionsartigen Krampfanfalles beziehungsweise einer krampfartigen Explosion regelrecht zerborsten war, erwies sich als nicht übertrieben. Borns Leichnam war auf die grausigste Weise verformt und entstellt. Das Gehäuse aus Gips und die Metallkonstruktionen, die seinen Kopf, seinen Rumpf und seine Gliedmaßen in eine millimetergenaue Ruhestellung gezwungen hatten, waren zerbrochen, zerrissen und verbogen, und der Mann, der sich in einem wahnwitzigen Kampf aus seinen zu Heilzwecken angelegten Fesseln hatte befreien wollen, war zu einer Skulptur des Grauens verrenkt. An seinem Gesicht, dessen letzte Stellung durch das aus den Fugen geratene medizinische Gerüst als Grimasse festgehalten war, waren die Augen das Beeindruckendste. Es schien, als habe Born in der letzten Sekunde seines Lebens versucht, die maßlose Angst, die in seinem Kopf tobte, durch einen verdrehten, nach innen gerichteten Blick zu bannen, wobei seine Augen aber, weil sie den dort sich bietenden Anblick zuletzt schließlich scheuten oder die Kraft sie verließ, auf halbem Wege innehielten.

Ute Born stand zwei Minuten am Totenbett ihres Mannes und verharrte noch eine weitere Minute, nachdem der Arzt die Leiche wieder bedeckt hatte. Dann spürte sie, wie der Arzt sie am Arm berührte, und ließ sich aus dem Zimmer führen.

Der Arzt begleitete sie zum Aufzug. Er tat es ohne Worte. Was sollte er dieser Frau denn sagen? Sie standen vor dem Aufzug und warteten. Der Arzt überlegte, was er sagen sollte – was um alles in der Welt er ihr denn sagen könnte? Ein so verantwortungsbewußter Mensch, sagte er schließlich, sei ihr Mann doch gewesen. Manch einer, so sagte er, wäre den Wagen selber gefahren, wie das leider so viele Betrunkenen in ihrer Selbstüberschätzung zu tun pflegten, aber ihr Mann habe Einsicht bewiesen und den Schlüssel abgegeben und auf dem Beifahrersitz platzgenommen. Der Arzt beobachtete die Leuchtziffern über der Aufzugtür, während er sprach. Das Glück ihres Mannes, fuhr er fort, sei gewesen, daß er, nachdem der Wagen die Leitplanke der Autobahn durchbrochen hatte und in die Tiefe gestürzt war, vorzeitig herausgeschleudert worden sei, sonst wäre auch er sofort tot gewesen, wie die Fahrerin. Beschämt erkannte

der Arzt, nachdem er diese innere Wunde der Frau berührt hatte, die Grenzen seiner Ärztlichkeit. Und die Frau wandte sich von ihm ab, kehrte ihm den Rücken. Ihre Schultern fingen an zu zucken.

Der Arzt beobachtete verzweifelt die Ziffern über der Tür des Aufzuges. Er schwieg jetzt.

Der Aufzug näherte sich. Die Schultern der Frau hüpfen, ihr ganzer Körper bebte.

Endlich, das Klingelsignal verkündete die Ankunft des Aufzuges, der Aufzug war da. Die Tür öffnete sich . . .

. . . und eine Gruppe von Schwesternschülerinnen, die in dem Aufzug nach unten fuhr, sah sich einem bekümmert dreinblickenden Arzt gegenüber und einer Frau, die in gekrümmter Haltung dastand und am ganzen Körper bebte . . .

. . . und der Arzt sah, wie auf den Mienen der Schwesternschülerinnen, kaum daß sie die Frau erblickten, Anzeichen eines verhaltenen Lächelns sichtbar wurden . . .

. . . und die Frau gesellte sich, ohne sich noch einmal umzuschauen, zu den Mädchen, deren Mienen zunehmende Erheiterung verrieten.

Die Kabine schloß sich, und der Arzt verharrte noch und hörte, wie jetzt, gedämpft durch die Tür, ein aberwitziges Lachen aus der Frau herausplatzte und wie die Mädchen, von dem Lachen infiziert, in ein ungehemmtes Prusten verfielen, und er lauschte, einen Ausdruck der Verwirrung im Gesicht, dem Gelächter hinterher, das nun in der Tiefe des Aufzuges versank.

## Durchglüht von den Erinnerungen oder wer will das alles wissen?

Manfred Römbell:  
Rotstraßenträume. Roman,  
Pfälzische Verlagsanstalt,  
Landau/Pfalz 1993

Das kennt wohl jeder, wenn zu vorgerückter Stunde das Gespräch bei den „Weißt-du-noch-Geschichten“ angekommen ist, den Geschichten aus den alten Zeiten. Geschichten vom Tretroller zu Weihnachten, den Masern und anderen Kinderkrankheiten, vom Großvater, der seinen Hut warf, wenn es ihm mit den Enkeln zu bunt wurde, und den ersten Liebeschwüren in Vaters hochheiligem VW.

Auch Römbell erzählt in seinem neuen Roman „Rotstraßenträume“ jede Menge solcher Geschichten. Mehr noch: Römbell erzählt gleich sein ganzes Leben.

Die Rotstraßenträume sind der zweite Band eines auf drei Bände

angelegten autobiographischen Romanprojekts. Nach der „Rotstraßenzeit“ von 1989, in der es um Römbells Kindheit und den Zeitraum bis 1965 ging, sind in den „Rotstraßenträumen“ die Jahre bis 1964 an der Reihe.

Der Roman beginnt mit dem Sylvesterabend des Jahres 1956. Andreas Schöber, so heißt Römbell im Roman, ist mittlerweile fünfzehn. Er geht in Neunkirchen zur Schule, wohnt in der kleinen ungeheizten Dachkammer im elterlichen Häuschen in der Rotstraße in Bildstock und hat mit seinen fünfzehn Lenzen selbstverständlich schon Gottfried Keller und Theodor Storm gelesen.

Chronologisch voranschreitend, schreibt sich Römbell durch die Schul- und Ausbildungsjahre seines Andreas, berichtet über das bescheidene, von Geldsorgen ge-

prägte Leben zuhause, über die ersten Ausflüge von Jung-Andreas in die große Welt, nach Paris, London und an die Cote d'Azur, erzählt, wie das so war damals, bei den ersten Erlebnissen mit den Mädchen, während der Ausbildung zum Rechtspfleger und bei den Zusammenkünften der Freunde in den Kneipen von Bildstock und Umgebung. Andreas hat einen ausgeprägten Hang zum Künstlerischen, zu Musik, Malerei, Literatur, und sein großer Traum ist es, Maler zu werden. In diese Erzählungen über Andreas fügt Römbell immer wieder ausführliche Passagen über zeitgeschichtliche und regionalgeschichtliche Themen und Ereignisse ein: die Rückgliederung des Saarlandes, Adenauer reist nach Saarbrücken, Röder, der Saar-Ministerpräsident, räumt

in Homburg-Eichelscheid den Schlagbaum weg, die neue DM-Währung im Saarland.

Römbell präsentiert seinen Lesern eigentlich einen klassischen Entwicklungs- und Erziehungsroman, einen Roman also, in dem es um die Lebens- und Lerngeschichte eines exemplarischen Individuums geht.

Das eigene Leben zur Romanvorlage zu machen, muß wohl schon immer für Autoren sehr verlockend gewesen sein. Die vielen autobiografischen Romane beweisen es. Ob in Gottfried Kellers großem Entwicklungsroman „Der Grüne Heinrich“ oder in Bernhard Vespers so ganz anders gearbeteten Romanfragment „Die Reise“, immer dient das Leben des Autors als Vorlage. Während jedoch in Vespers Roman, der in den 70er Jahren unseres Jahrhunderts erschienen ist und eine höchst problematische Kindheit und Jugend in der Kriegs- und Nachkriegszeit beschreibt, überhaupt nicht mehr zwischen Autor-Leben und Roman-Leben unterschieden wird, der Autor nahtlos der Roman-Protagonist ist, wird im „Grünen Heinrich“ eine solche Unterscheidung noch gemacht. Das Leben des Autors ist lediglich Vorbild für die Hauptfigur, nicht ihr Abbild.

Allerdings, autobiografische Romane haben auch so ihre Tücken. Eben weil der Autor so nahe an seinem eigenen Leben entlangschreibt, besteht die Gefahr, daß er in eine banale Erzählung von persönlichen Dingen abgleitet, daß er mit seiner persönlichen Geschichte den Blick für deren überpersönliche Bedeutung verliert und daß er ästhetisch und intellektuell auf das Niveau von Stammtischgeschichten abgleitet – auf das Niveau von

„Weißt-du-noch-Geschichten“ zu vorgerückter Stunde eben.

Leider kann man auch Römbell diesen Vorwurf nicht ersparen. Leider ist es ihm nicht gelungen, den Tücken und Gefahren des autobiografischen Romans auch nur einigermaßen aus dem Weg zu gehen. Römbells „Rotstraßenträume“ sind über weite Strecken tatsächlich nichts anderes als banale Erzählungen über persönliche Dinge. Erzählungen ohne irgendeine Bedeutung über das krud Beschriebene und Berichtete hinaus.

Das Thema „Erwachsenwerden in der Adenauer- und Beatleszeit“ ist anderswo eindringlicher, siehe Vesper, dargestellt worden. (In Hanns-Josef Ortheils „Schwärenöter“ ist es auch amüsanter beschrieben worden.) Auch die Künstlerthematik – Andreas liebt van Gogh, Andreas will Maler werden etc. – ist ein ziemlich alter Hut. Schließlich wollte auch schon der „Grüne Heinrich“ unbedingt Maler werden.

Strapaziert und genervt von der Bravheit des unentwegt gute Bücher lesenden und nach Tiefgang und Anderssein strebenden Jung-Andreas, vom Biedersinn der erschreckend banalen Geschichten über Mutters Sonntagsbraten und Vaters Lebensweisen, von den verquerten Mitteilungen über die Busen der Evas, Monikas und Karins aus der Nachbarschaft, fragt sich bald auch der geduldigste Leser: Weshalb erzählt uns der Autor das alles? Was ist so mitteilenswert an diesen Geschichten? Warum will der Autor sie partout dem gnädigen Vergessen entreißen?

Die besten Szenen hat Römbells Prosa noch in den zeit- und regionalgeschichtlichen Passagen. Hier gelingen dem Autor einige

ganz hübsche Skizzen des saarländischen Lebens und der saarländischen Befindlichkeit, hier wenigstens kommen Anschaulichkeit, Farbe und Leben in den Text.

Ansonsten aber ist Römbells Sprachkunst eher Marke „schwerverdaulich“. Mißverständliche bzw. falsche Beziehungen, schiefe Formulierungen, grammatikalische und syntaktische Unregelmäßigkeiten sind an der Tagesordnung. „Oft bedrängt jetzt die Enge des Hauses. In den Büchern öffnet sie sich zur Weite“ (26) textet Römbell. Oder: „... und es konnte eines jener schönen Gespräche beginnen, die man mit einem einzelnen eher führte als mit mehreren zusammen.“ (122) Auch Sätze wie diesen erspart Römbell seinen Lesern nicht: „Berlin war eine erregende Stadt, war geschichtsträchtiger Boden, der Andreas faszinierte und zugleich bedrückte.“ (333)

Besonders schlimm wird es, wenn die Frauen und Freundinnen ins Spiel kommen: „Andreas spürte wieder die Erregung und Spannung, die ihn immer wieder überfiel, wenn sich mit einem Mädchen etwas anbahnen und ereignen könnte.“ (190) Oder: „Und die Frauen, diese unerreichbaren Frauen da oben auf der Leinwand: Gina Lollobrigida, Brigitte Bardot, Vivian Leigh, Rita Hayworth, Ava Gardner. All diese ausdrucksstarken Gesichter und diese herrlichen Brüste.“ (130) Und kein Lektor weit und breit, der wenigstens das Schlimmste verhindert hätte!

„Etwas erzählen heißt ja: etwas Besonderes zu sagen haben“, hat Adorno einmal mit Blick auf die Dichter gefordert. Aber das ist wohl schon sehr lange her.

Dietmar Schmitz

# „Ach, vergeblich das Fahren!“

Ludwig Harig, *Der Uhrwerker von Glarus.*

Erzählungen. Carl Hanser Verlag, München/Wien 1993.

Mit „Der Uhrwerker von Glarus“ hat Harig nun auch das Genre der Erzählungen für sich entdeckt. Nach seinen beiden autobiografischen Romanen, denen bald der dritte Teil folgen soll, und der Novelle „Die Hortensien der Frau von Roselius“ legt er jetzt sechs Erzählungen vor.

Ihnen gemeinsam: das Reisen – eines der großen Themen Harigs. Alle sind unterwegs – die Helden und der Erzähler, unterwegs in ferne Länder, auf exotische Inseln, zu verlassen Stränden, in verwunschene Schluchten und auf die einsamen Gipfel der Schweizer Berge – Harig zaubert immer neue Handlungsschauplätze aus dem Hut, und bisweilen geht es so wundersam zu, fehlten nur noch Wunschtütl und Glückssäckel.

Die Romanfiguren reisen durch Ort und Zeit auf vergeblicher Suche und: keiner kommt an. Aber wozu auch, wo der Weg schließlich das Ziel ist.

Da ist zum Beispiel „ein Herr namens Preetz“, ein Grüner, Fundamentalist. Erregt von der Lektüre des „Bukolischen Tagebuchs“ (wir erinnern uns: Wilhelm Lehmann: „Naturmagische Schule“) begibt er sich auf die Spur des Dichters, um den Einklang mit der Natur zu finden. Er endet im Reißwolf – so steht es zumindest in der Abendzeitung.

Also macht sich auch der „gutgläubige Geschichtenerzähler“ auf den Weg nach Eckernförde, um dem Schicksal des Herrn Preetz nachzuforschen.

Und wo jener das „wohlklingende Hirtengedicht“ las, liest der Erzähler die „Rhapsodie vom Sperrmüll“, findet er trostlosen Strand, verwüstetes Land und verküppelte Bäume. Am Ende bleibt offen, ob der 'grüne' Herr Preetz

nach einem Verkehrsunfall über die Wiesen davongelaufen oder in der Schrottpresse gelandet ist.

Der Erzähler „begibt sich in sein eigenes Leben zurück“ – wie der Wanderer in Lehmanns „Bukolinischem Tagebuch“.

„Er hat es mit dem Leben des Weges geteilt, er ist in der Dichtung gewesen als der einzigen zweiten Welt in der hiesigen.“ Wie hier stellt Harig allen seinen Erzählungen ein literarisches „Leitwort“ voran – von Goethe und Keller, von Jean Paul und Angelus Silesius und aus den Märchen der Grimm-Brüder –, und er stellt damit Bezüge her, literarische Kreuz- und Querverweise, die die Erzählungen durchziehen und nach allen Seiten offenhalten.

Wie einst mit der Sprache experimentiert Harig nun mit Stilarten, Erzählformen und -inhalten, mit literarischen Versatzstücken, mit Elementen aus Märchen und Fabeln. Harig erfindet Geschichten, konstruiert aus Erlebtem, Gelesenem, Gehörtem, fabuliert und baut zusammen mit offensichtlicher Lust am Erzählen. Die Wörter fügen sich „wie Dominosteine“ zu raschen, drängenden Geschichten, lassen den „trägen Fluß des Romans, der im altväterlichen Imperfekt raunt“, hinter sich – so der Erzähler in „Mein Liebster Roland“. Getrieben vom „eigenen Atem“ und von Rolands „Adrenalininstößen“ versucht er die Geschichte des Mädchenhändlers zu schreiben, der sagt, alles im Leben sei eine Frage des Adrenalins. „Und du, sagt er, du sitzt da und schreibst, du brauchst kein Schwein zu schlachten kein Huhn zu quälen, du hast die feinen Lüste, die Genüsse, die Befriedigungen, andere wollen auch etwas vom Leben haben, und was sie auf ihre

Weise bekommen, das nimmst du dir obendrein.“

Und so ist „Mein Liebster Roland“ auch oder doch eigentlich eine Erzählung über den Erzähler, der weiß, daß er nur seine Geschichte der Geschichten erzählen kann. Roland, der Globetrotter (!) aus einem kleinen Dorf in Burgund, studiert in Lyon, landet schließlich in Damaskus, wo er ein thailändisches Bauchtanzballett auf die Beine stellen will. Da er aber weder von der „Hormon- noch von der Kapitaleseite her“ der geborene Mädchenhändler ist, scheitert er. Seine Tänzerinnen „waren ins verderbenbringende Räderwerk der Konsumtion geraten und boten sich selbst auf dem freien Markt an“, und Roland muß seine rosafarbenen Besuchskarten, die ihn als „producteur artistique“ ausweisen, in tausend Stücke zerreißen – wie zerpflückte Rosenblätter seiner verschmähten Liebe. Bunt und schillernd schlägt die Erzählung Kapriolen. Zwischen den „Thaimädchen“ mit den „unaussprechlichen Namen“, zwischen „smaragdblitzenden Nabeln“ (oder „Näbeln“ – da war sich Harig nicht so sicher) und pailletengeschmückten Brustwarzen, zwischen überquellenden Fettwülsten und „siamesischen Knubbelbeinen“ schreibt sich Harig auf immer tieferes Niveau. Die Lust, die Laune, die zweifellos in diesem Buch stecken, sind weniger auf der Seite des Lesers denn des Autors. Der Luftkutscher Harig lauert augenzwinkernd hinter jeder Seite, schelmisch wartet er auf mit immer neuen Varianten seines Erfindungsreichtums, bis wir nicht mehr wissen, was oben und unten ist, vorne und hinten. Und auch das ist Thema: Wie wirklich ist die Vorstellung, wie vorgestellt die

Wirklichkeit – alles eine Frage des Standpunkts. Vielleicht könnte man auf der anderen Seite des Äquators, in Australien bei den „Gegenfüßlern“, wo die Erde kopf steht, sogar über seinen Schatten springen. Der Erzähler im „Lachenden Hans“ scheitert bei dem Versuch. Aber natürlich lernt er dennoch etwas: über sich und das Leben und darüber, daß man alles, was man sucht, nur in sich selbst finden kann. Auch keine ganz neue Erkenntnis.

Das Sammelsurium von gewollt komischen Einfällen, von bunten, lauten Szenarien und ironischen Anspielungen fügt sich nicht recht zusammen. Allzu offenkundig ist die Konstruktion, allzu naiv und umständlich ist es erzählt, allzu tief greift Harig in die Trickkiste. Um mit dem Erzähler des „Liebsten Roland“ zu fragen: „Du meine Güte, wie erzählt man am Ende unseres Jahrhunderts die Geschichte eines Mädchenhändlers?“ – Wie erzählt man überhaupt am Ende unseres Jahrhunderts?

Möglicherweise ein unzulässiger Vergleich, aber stellt man Peter Bichsels Geschichten „Zur Stadt Paris“ daneben, die sehr behutsam und subtil einer Antwort darauf auf die Spur kommen wollen, erscheinen Harigs Erzählungen geschwätzig. Und angesichts seiner Vielschreiberei mag man weder ihm noch seinem erzählten Erzähler die Erzählschwäche abnehmen. Zurück zum „Uhrwerker von Glarus“ – zur Titelgeschichte, einer Geschichte über die Zeit. Wieder einmal macht sich der Ich-Erzähler auf den Weg, auf die Suche nach dem „Traktat über die Zeit samt angehängter Gebrauchsanweisung, wie dieselbe nach Bedarf anzuhalten möglich ist“, das er und sein Neffe Felix in

einem Kloster in Muotathal zu finden hoffen. Von da hat es der russische General Suworow mitgenommen, auf dessen Spuren die beiden Romanhelden wie die Königssöhne im Märchen immer tiefer in die Wildnis der Schweizer Berge geraten. Und wie der General die Zeit anhalten wollte, um seine Siege auszukosten, so möchte auch Felix die Zeit anhalten, damit er „immerfort Geschichten lesen kann von Generälen, denen das Buch des Lebens entgleitet, und von Uhrwerkern, denen es gelingt, Atomuhren zu bauen, deren elektronisch erregte Quarzkristalle noch nach zehntausend Jahren im gleichmäßigen Rhythmus schwingen“. Immer mehr verschlingen sich Märchen und Erzählung. Zwischen Sternmoos und Ahornhain, im Vrenelisgärtli, dem Garten des schönen Bergmädchens, das zu Stein erstarrt auf den Erlösungskuß wartet. Zwischen den Geschichten vom Traktatschreiber, vom Uhrwerker von Glarus und von dem „Allerweltskünstler“, der die Turmuhr von Elm eine Stunde gesotten hat, um sie wieder in Bewegung zu bringen. Als letzter in dieser Reihe der Glücklichen kann der kleine Felix die Zeit anhalten, indem er dem russischen General folgt und dessen Geschichte noch einmal erlebt, als wäre es seine eigene. „Und wer diese Geschichte liest und sich an alles, was darin vorkommt, genau erinnert, hat lesend gelernt, wie man die Zeit zum Stillstand bringen kann ... Denn jedes Buch vermag die Zeit anzuhalten, man muß nur mit dem Lesen anfangen!“ Dies das Ende und die ach so einfache Moral von der Geschichte – und also auch des ganzen Erzählbandes?

Harig will unterhalten und vergnüglich belehren – ich denke,

es gelingt ihm weder inhaltlich noch formal. Seine Sprache ist in Wortwahl und Satzbau so sehr um Spannung und Anschaulichkeit bemüht wie eifrige Schulaufsätze. Ein Stilmittel?

Ein halbes Dutzend Mal steigt der Mond auf, „breitbackig“, „bleichwangig“, „blinzelnd“, „schimmernd“, „mit Pausbacken“ und „wie eine Laterne“. Harig häuft Bilder und Vergleiche mit einer Phantasie, die „Wolken wie Quarktörtchen, sahnig im Äther flocken“ läßt. Sein Bemühen um Originalität erreicht nicht selten die Grenzen zur Peinlichkeit – so, wenn sich die „zwei tätowierten Glühbirnen“ auf der Brust eines Schlägers als Frauenbusen entpuppen. Gefühlsschilderungen gipfeln darin, daß Felix vor Ungeduld „Beine und Füße zucken“, daß es dem Erzähler „im Bauch rumort“, ihn ein „prickliges Gefühl beim Schreiben in allen Poren juckt“ oder er von „Schweißperlen gesprengelt“ erwacht. Der Versuch, volksnah zu schreiben, läßt ihn Ausdrücke finden wie „käsweiß“, „alle naslang“ oder „unsere Kreuze wurden lahm“, während er an anderer Stelle nahezu lyrisch Baumwurzeln beschreibt, die sich „wie bleiche Knochenfinger im Boden verkrampfen“.

Nein, bei aller Offenheit fürs literarische Experiment, ich glaube nicht, daß dem „großen Schwadronierer“ mit dem „Uhrwerk von Glarus“ „auf überraschende Weise ‘bezaubernde’ Erzählungen“ gelungen sind, wie uns der Verlag auf dem Schutzumschlag glauben machen will. Das letzte Wort sei Ludwig Harig überlassen, der in einem Interview der Saarbrücker Zeitung (20. 09. 93) äußert: „... ich habe einen Widerwillen dagegen, ähnliche Erzählstrukturen zu wiederholen.“

Margot Behr

# Genauso alt wie Männer:

## Eva Labouvie entdeckt Frauen im Saarraum

Eva Labouvie (Hrsg.), *Frauenleben – Frauen leben. Zur Geschichte und Gegenwart weiblicher Lebenswelten im Saarraum (17.–20. Jahrhundert)*. Saarland-Bibliothek Band 6 (St. Ingbert: Röhrig-Verlag, 1993).

Wovon handelt wohl ein Buch, dessen erster Satz lautet: „Die Geschichte des weiblichen Geschlechts ist so alt wie die des männlichen.“ (9)? Natürlich: vom Saarland. – Der sechste Band der ‘Saarland-Bibliothek’ – mit dem Titel „Frauenleben – Frauen leben. Zur Geschichte und Gegenwart weiblicher Lebenswelten im Saarraum“ – berichtet von Frauen aus vier Jahrhunderten: daß sie lebten. Vor allem: daß sie hier lebten. Göttin sei dank, nun ist auch diese Lücke der Regionalgeschichtsschreibung geschlossen.

Dabei verspricht Eva Labouvie, die Herausgeberin und promovierte Historikerin, mit ihrem Buch „tiefgreifende Umwertungen“ der regionalen Geschichte und Gegenwart. Das ist ein epochaler Anspruch, der die Artikel des Buches schwer befrachtet. Sie beschreiben zwar detail- und faktenreich, wie (und daß!) Frauen in vergangenen Jahrhunderten hier gelebt haben. Aber revolutionär sind sie tatsächlich nur für alle, die bisher nicht wußten, daß es auch im Saarraum Frauen mit einer Geschichte – problematisch wie anderswo auch – gegeben hat. Beispielsweise beschreibt Labouvie (in einer Übersicht über die Aufsätze des Sammelbandes) einen Artikel, in dem es um die Kontrolle der Sexualität durch den Wilhelminischen Staat geht. Natürlich hat die Sittenpolizei „fast ausschließlich Frauen (. . .), vor allem solche, die entweder allein stehend waren oder nicht der bürgerlichen Norm entsprechend lebten (verfolgt); sie allein wurden denunziert, diffamiert und bestraft, während Männer – etwa als Kunden oder Konkubanten – keine Sanktionen zu befürchten hatten. Wichtig und ebenso neu ist“ (13) – so leitet Labouvie einen

Übergang ein und suggeriert, daß nun erst, dank Rita Gehlens Aufsatz, bekannt werde: daß das weibliche Geschlecht – wiewohl ja so alt wie das männliche – von der Sittenpolizei ganz anders als dieses behandelt worden sei. . . . Aber der Saarraum kann natürlich die Entdeckung, daß Frauen sexuell und juristisch diskriminiert wurden, nicht exklusiv für sich beanspruchen. Und die Autorin Rita Gehlen hat dies in ihrem Artikel im übrigen auch gar nicht getan.

Immerhin: Das Buch beschreibt die gesellschaftliche Diskriminierung von Frauen anhand von Beispielen aus unserer Region und belegt so, daß die Mechanismen zur Ausgrenzung, die anderswo galten, auch im Saarraum funktionierten. Das Buch bedient auch das saarländische Nachholbedürfnis in Sachen eigenem Selbstbewußtsein, eigener Regional- und Sozialgeschichte. Das es tatsächlich ein Nachholbedürfnis von Frauen nach ihrem Anteil an der Geschichte, auch der Regionalgeschichte, gibt, ist unbestritten. Aber ist es tatsächlich so groß, daß es dazu ein ganzes Buch braucht? Welches im wesentlichen lediglich aufzeigt, daß sich die herrschenden Geschlechterverhältnisse auch an der Saar wiederfinden lassen?

Die Kritik soll am Beispiel des Aufsatzes, den Eva Labouvie selbst geschrieben hat, konkretisiert werden. Vor allem deshalb, weil ihr Thema – „Frauen als Firmengründerinnen und Unternehmerinnen von 1600 bis 1870“ – eins der faszinierendsten ist. Da wird nun (unter anderem) die „sicherlich bekannteste weibliche adlige Unternehmerin im Saarraum“ (94), die Gräfin Marianne (Maria Anna Sophia) von der Leyen, ge-

borene Reichsgräfin von Dahlberg, porträtiert, die – nach dem Tod ihres Gatten – das Familienvermögen zielstrebig vermehrte. Wie Labouvie schildert, bewies sie ihre Zielstrebigkeit mit durchaus modern anmutenden Verwaltungsreformen, aber auch mit Tricks, von denen selbst heute die politisch Verantwortlichen manches lernen könnten. So lud sie 1777 dreißig Privatgrubenbeständer der St. Ingberter Steinkohlegruben ein, um ihnen mitzuteilen, daß ihre Gruben ab sofort „in herrschaftliches Eigentum übergingen und nur diejenigen, die auf ihre Besitzansprüche verzichteten, eine weitere neunjährige Pacht erhalten würden“ (96). Unter den dreißig Vorgeladenen waren auch drei Frauen, die sich alle drei weigerten, auf den Deal einzugehen – und die demzufolge auch alle drei enteignet wurden. Immerhin fünfzehn der übrigen – also männlichen – Grubenbeständer fügten sich der Gräfin und konnten weitermachen. Eva Labouvie beläßt es bei dieser Schilderung. Der einzige bewertende Satz lautet: „So hatten die ehemaligen Beständerinnen die neuen Bedingungen nicht akzeptiert und damit dokumentiert, daß sie auf ihren über Generationen vererbten Grundbesitz nicht verzichten wollten.“ (96) Gerade hier wird aber die Sache doch erst interessant, wenn es um Unternehmerinnen geht. Aus welcher Motivation heraus waren die Frauen prinzipientreu anstatt pragmatisch (denn daß die Männer gerne auf ihren Grundbesitz verzichteten, kann doch auch nicht angenommen werden)? Sagt diese Fallschilderung tatsächlich etwas über Unternehmerinnen aus – und wenn ja, was (außer, daß sie deren Existenz bezeugt)? Gibt es histori-

sche Parallelen zu der gräflichen Enteignung, und was besagt die über Frauen als Unternehmerinnen (oder war dies eine besondere Perfidie der Frau von Leyen)? Da, wo es spannend wird, geht der Aufsatz nicht weiter. Daß es im Saarraum damals Unternehmerinnen gegeben hat, ist ja durchaus interessant zu wissen – aber angesichts des vorgegebenen Anspruchs hätte man gerne noch mehr erfahren, was vielleicht auch für Frauen und ihr Leben heute wichtig sein könnte.

Trotz der Kritik: Der Aufsatz über die frühen Unternehmerinnen ist durchaus lesenswert, wie auch manche anderen Aufsätze des Sammelbandes. Zu den spannendsten gehören die über die Frauen heute: zum Beispiel Carola Schweizers Reportage über Huren, packend geschrieben, ein Stück bundesdeutscher (und

beiläufig auch Saarbrücker) Sittengeschichte. Wichtig im Hinblick auf gesellschaftliche Veränderungen ist auch die politische Bilanz von Ilona Caroli, der ersten Saarbrücker Frauenbeauftragten. Aber dann drängen sich auch schon wieder Fragen auf. Was sagt ein – im übrigen ebenfalls lebendig geschriebener Artikel über Lisbeth Dill (von Karin Erkel) über die Konzeption und Zielsetzung des Buches aus? Was besagt die Tatsache, daß eine Frau hier geboren und aufgewachsen ist, dann aber die Region verlassen hat, über die „Geschichte und Gegenwart weiblicher Lebenswelten im Saarraum“ (außer vielleicht der Bestätigung, daß der Raum auch eine Schriftstellerin hervorgebracht hat)?

Aber natürlich ist es ein Fehler, sich so lange am vorgeblichen Sinn und Zweck des Buches auf-

zuhalten. Natürlich sollte man empfehlen: Lest einfach die Lebensbeschreibung Lisbeth Dills, informiert Euch über die Lebensverhältnisse Eurer Großmütter während des ersten Weltkriegs; laßt Euch überraschen, wieviele Unternehmerinnen es dazumal gegeben hat! Aber vergeßt die schwache und zudem nicht durchgehaltenen Konzeption des Buchs. Auf der zu bestehen, ist sein eigentliches Problem – nicht, einige sehr unterschiedliche Aufsätze (Reportagen, Features, politische Bilanzen und akademische Artikel) zusammenzufassen, die alle irgendwie, irgendwas, wie konkret auch immer, mit dem Saarraum und mit Frauen zu tun haben (die es übrigens hier schon so lange gibt wie Männer . . .).

Marlene Grund

## Hexerei an der Saar

Eva Labouvie, *Verbotene Künste. Volksmagie und ländlicher Aberglaube in den Dorfgemeinden des Saarraumes (16.—19. Jahrhundert)*, Saarland—Bibliothek Band 4 (St.Ingbert: Röhrig—Verlag, 1992). ISBN 3-924555-71-0.

Seit einigen Jahren steigert sich unter Historikern das Interesse für das von magischen Einsichten geprägte Weltbild von Gruppen, die in der frühmodernen europäischen Gesellschaft nicht zu den Eliten gehörten. Bis vor kurzem galt das Augenmerk der Forscher hauptsächlich den Hexenprozessen. Besonders in Deutschland war das der Fall, dem Land der ärgsten und umfangreichsten Hexenverfolgungen in Europa. Dies hat sich erst geändert, seitdem die Historiker die Anthropologie als

inspirierende Hilfswissenschaft entdeckt haben. Engländer wie Alan McFarlane und Keith Thomas waren vor etwa zwei Jahrzehnten in dieser Hinsicht bahnbrechend, kontinentale Forscher folgten. Anfänglich traten sie in die Fußstapfen von funktionalistischen Ethnologen wie Malinowski und Evans-Pritchard. Unter deren Einfluß interpretierten die Historiker die Phänomene der Hexerei des 16. und 17. Jahrhunderts als Bestandteile eines magischen Weltbildes. Sie interessier-

ten sich nicht nur für die Hexen und ihre Verfolger, sondern auch für die Bezauberten und die von ihnen aufgesuchten Wahrsager. Weil jedoch die Funktionalisten Hexerei anklagen in erster Linie als ein Ventil für gesellschaftliche Spannungen interpretierten, blieb ihnen die Möglichkeit, innerhalb des magischen Weltbildes eine eigene Dynamik zu erkennen, weitgehend verschlossen. Durch die Unterscheidung von „Witchcraft“ und „Sorcery“, d. h. von Hexerei und Zauberei, entging ihnen ge-

rade die Einsicht in das Zusammenspiel eines in sich geschlossenen magischen Weltbildes. In Deutschland sind seit einigen Jahren immer mehr Forscher und Forscherinnen damit beschäftigt, das Thema „Magie“ gründlicher zu recherchieren. Als erstes Beispiel einer anthropologisierenden Untersuchungsweise liegt jetzt die zweite Monographie von Eva Labouvie vor. War ihr erstes Buch noch hauptsächlich den Hexenverfolgungen im Saarraum gewidmet, so beschreibt der vorliegende Band den „unspektakulären und selbstverständlichen, kollektiven wie individuellen Gebrauch alltäglicher Magieformen vor dem Hintergrund einer vom Glauben an die Macht der Magie durchaus überzeugten Vorstellungswelt . . . in einer Gesellschaft, die mit der Natur und ihren Kräften nicht nur eng zusammen lebte, sondern einvernehmlich auskommen mußte“. Das Thema ihres Buches ist also die Magie. Es ist zeitlich beschränkt auf die drei Jahrhunderte von etwa 1550 bis 1850 und bezieht sich geographisch auf den zu dieser Zeit religiös und politisch völlig zersplitterten Saarraum. Schon auf den ersten Seiten ihrer Studie wird deutlich, daß die Verfasserin mit der Arbeit verschiedenster Sozialwissenschaftler sehr vertraut ist. Anders als die bereits erwähnten Engländer hat sie nicht nur die Arbeitsergebnisse der Funktionalisten, sondern beispielsweise auch die des französischen Ethnologen Marcel Mauss und des amerikanischen Anthropologen Clifford Geertz berücksichtigt. Von letzterem übernimmt sie die sogenannte „dichte Beschreibung“. Von Marcel Mauss, einem der Begründer der Ethnologie, entlehnt sie einige wichtige Ausgangspunkte.

Seine Theorie umfaßt „sowohl die vorstellungsbedingte Handlungsebene, zumeist kollektiver Magierituale, als auch die . . . Vorstellungsebene individueller Prägung. Beide Ebenen verbindet die kollektive Synthese gesellschaftlicher Assoziationen und Erwartungen, deren traditionelle Überlieferung ihr über Generationen Objektivität verleiht: Sie legitimiert subjektive Ideen und erlaubt es, individuelle Vorstellungen zu generalisieren. Die soziale Funktion magischer Vorstellungs- und Handlungsvariablen untersucht Mauss . . . unter dem ihres Symbolwertes und ihres Stellenwertes im System sozialer Interaktionen“ (S. 45–46).

Den ersten beiden theoretischen Kapiteln folgen zwei Abschnitte über die Rolle der Magie im Alltag der Saarländer, in denen dem Leser ein ausführlicher Katalog präternatürlicher Praktiken vorgestellt wird. Die große Zahl der magischen Spezialisten und die variantenreichen Zaubertechniken machen ersichtlich, daß offenbar nur wenige tägliche Aktivitäten nicht mit Hilfe der Zauberei manipuliert werden konnten. Es gab nicht nur viele Laien, die als Segner oder Wahrsager von Ruf waren, auch mancher katholischer Geistlicher war als Spezialist der Magie hoch angesehen. Die beiden letzten Kapitel verbinden die historischen Tatsachen mit der Theorie. Die Autorin versucht mittels Diagrammen zu analysieren, auf welche Weise magische Eigenschaften übertragen oder erworben werden können. Weiterhin untersucht sie die Unterschiede zwischen Theorie und Praxis der personengebundenen und der allgemeinen anwendbaren Magie, die magischen Eigenschaften bestimmter Gegenstände sowie das

Verhältnis der Verwendungszwecke der Magie zu den magischen Ritualen. Eine solch schematisierende Darstellung kann oft sehr klärend wirken. Ich bezweifle jedoch, daß sie den Einfluß der Magie auf die Wirklichkeit fassen kann, den sie nach Meinung der Anhänger einer magischen Weltanschauung hat. Kann man diese variablen Schemata bedenkenlos auf alle „magischen“ Gesellschaften und jede historische Periode anwenden? Die Vorstellungen z. B. von der Macht Gottes oder der Dämonen war einer ständigen Veränderung unterworfen, die sich meistens langsam, ab und zu jedoch auch, wie in der Reformationszeit, sehr schnell vollzog. Dazu kommt noch, daß Theologen oder Laien, Gebildete oder Ungebildete darin nie einig waren. Obwohl konfessionelle Inhalte meistens präziser definiert sind als magische Ideen, zeigen die Religionen eine sehr starke Anpassungsfähigkeit an die magischen Vorstellungen. So definierten protestantische und katholische Theologen des 17. Jahrhunderts den Begriff „Aberglaube“ ganz anders, als die Kirche des Mittelalters. Die Einschätzung z. B. des Exorzismus änderte sich in der katholischen Kirche unter dem Einfluß der tridentischen Beschlüsse. Was „Aberglaube“ ist, wird also in letzter Instanz von kirchlichen, politischen und kulturellen Machthabern bestimmt.

Aus diesen Gründen ist es unmöglich, besonders in der Ideenwelt der frühneuzeitlichen Gesellschaft, Magie und Religion scharf zu trennen. Statt dessen sollten wir uns die Beziehung zwischen den beiden wie ein Spektrum vorstellen. Magie und Religion bilden die zwei Pole, zwischen denen viele Mischformen zu finden sind.

Deshalb ist es erforderlich, daß die Magie der unterschiedlichen Epochen in ihrem jeweiligen Umfeld „auf frischer Tat ertappt“ wird. Wenn Labouvie den Ethnologen, die die Magie der nicht-europäischen Kulturen analysiert haben, und den Historikern, die die magischen Praktiken der frühneuzeitlichen Abendländer untersucht haben, vorwirft, nicht „die gleichen Vorstellungs- und Handlungsgrößen“ verglichen zu haben, schneidet sie zweifellos ein wichtiges Problem an. Zurecht fordert sie, daß die Forscher klar herausarbeiten sollen, „was da eigentlich wirkt und warum es wirkt . . . unter Berücksichtigung des zeitgenössisch angebotenen Vokabulars und nicht künstlich erstellter Analysekatgorien“. Dieser Forderung kann ich nur beipflichten. Mittels Methoden wie Clifford Geertz' „dichter Beschreibung“ kann die Weise, worauf „es wirkt“ sehr wohl erfasst werden. Jedoch ist diese Methode nicht ohne Risiko. Ein Forscher, der wie Geertz versucht, aus einigen Einzelheiten eine ganze Gesellschaft zu rekonstruieren, läuft Gefahr, daß seine Rekonstruktion nur teilweise repräsentativ ist.

Aber nur aus detaillierten Fallstudien wird ersichtlich, welche Bedeutung bestimmte Wörter und Handlungen für die verschiedenen Teilnehmer eines magischen Diskurses gehabt haben. Dem Buch mangelt es an solchen bis in alle Einzelheiten beschriebenen Fallstudien, obwohl eine sehr große Zahl erhellender und informativer Beispiele gegeben wird. Die magische Weltsicht hat die Eigenschaft eines Chamäleons. Ohne große Schwierigkeiten kann sie sich den Veränderungen gesellschaftlicher Umstände anpassen. Ihre Inhalte sind ge-

wöhnlich nicht ganz deutlich, ihre Begriffe oft vage definiert und sie kann Widersprüche in sich vereinen. Gerade darin liegt ihre paradoxe Kraft. Geographisch und chronologisch gibt es starke Divergenzen.

Die wissenschaftliche Diskussion über die magische Weltsicht der frühneuzeitlichen Europäer hat erst vor kurzem wirklich be-

gonnen. Niemand kann heute schon ein abgeschlossenes Bild verlangen. Labouvie hat mit dieser Monographie international einen wichtigen Beitrag zu dieser Auseinandersetzung geliefert. Es wird um weitere Wortmeldungen gebeten.

Hans de Waardt  
Erasmus Universität  
Rotterdam

### Sonstige Neuerscheinungen:

Da die Rezensionen diesmal aus Zeit- und Platzmangel etwas kurz gekommen sind, nun noch ein paar Hinweise auf saarlandrelevante Neuerscheinungen, die eigentlich hätten rezensiert werden sollen.

DIWERSY, ALFRED: Wörterspiel – Lebensspiel. Ein Buch über Ludwig Harig. Edition Karlsberg. Homburg, 1993.

FÖRDERVEREIN DER GESAMTSCHULE NEUNKIRCHEN: Warum tut ihr nichts? Wie Kinder Gewalt erleben. Edition Kliebenstein-Alkan. Saarbrücken, 1993.

GULDEN, A., IHLENFELDT, D. & KELLER, P. C.: Saarland. Bildband. Verlag C. J. Bucher GmbH. München, 1993.

JANSSEN, T. RUTH, R.: Die Völklinger Hütte. Neunkirchener Druckerei und Verlag GmbH. Neunkirchen, 1992.

LORANG, ANTOINETTE: 145 Museen im europäischen Raum. Edition Guy Binsfeld. Luxemburg, 1993.

SCHMIED, E. & SCHOCK, R. (Hrsg.): In diesem fernen Land. Eine saarländische Anthologie. Edition Karlsberg. Homburg, 1993.

SCHRÖDER, MARIETTA, Nitribitt von Tremmersdorf. Prosaskizzen und Gedichte. Editon Kliebenstein-Alkan. Saarbrücken, 1993.

LOEBENS UWE: Torque, Richard Serva. Hrsg.: Institut für aktuelle Kunst im Saarland, Saarlouis. Verlag St. Johann, Saarbrücken, 1993.

areas, the gently rolling wooded landscape is relatively inoffensive. The French have left a small linguistic legacy in the shape of the greeting *Salü* which replaces the normal *Guten Tag* here. Of late there's also been a marked French influence on local **cuisine**, traditionally always a poor man's fare, based on a thousand and one potato variations like *Hooriche* (raw potato rissoles).

**Politically**, the Saarland has left a mark out of all proportion to its size. Erich Honecker, the veteran GDR dictator toppled in the 1989 revolution, was born in the Saarland town of Neunkirchen, where his sister – untempted by the regime he was so prominent in moulding – is still a Communist Party activist. Furthermore, the Land's current Minister-President, Oskar Lafontaine\*, is seen as the main future hope of the SPD, if the party is to recover from its long period in the doldrums at Federal level.

---

## Saarbrücken

---

The relative poverty of the Saarland is nowhere more apparent than in the capital **SAARBRÜCKEN**, which, despite the efforts of both the German and French governments over the years, is a shabby industrial town. It's the kind of place that lists among its attractions the *Bergwerksdirektion* (Mining Administration Office), and apart from a few central historic buildings is almost unrelievedly modern.

---

### Around town

---

The town (whose name means "Saar bridges") has a vague harbour feel. What sights there are lie south of the river. There's a nondescript Schloss – which has seen better days – on the square of the same name, with a fifteenth-century **Schlosskirche** containing tombs of the Princes of Nassau-Saarbrücken. (Some of these are replicas – the originals were destroyed in the war.) About the most interesting feature of the Schloss is its park, and that suffers from its view over the autobahn.

The Schloss was designed during the eighteenth century by Friedrich Joachim Stengel, Saarbrücken's municipal architect, who also built the **Altes Rathaus** opposite. Today this houses the **Abenteuer Museum** (Tues & Wed 9am–1pm, Thurs & Fri 3–7pm, Sat 10am–2pm; DM2) which is devoted in roughly equal parts to the lives and cultures of "primitive" peoples and to the ego of its founder Heinz Rox-Schulz who has spent most of his life travelling to far-flung corners of the world collecting and filming. Bizarre items from the collection include a 2000-year-old Peruvian mummy and some shrunken heads.

From Schlossplatz head down Schlossstrasse and turn right into Eisenbahnstrasse. On the right you'll see the plain white mid-eighteenth-century **Friedenskirche** (Peace Church), which has a startlingly austere interior, with just a single crucifix as decoration. Opposite in Ludwigsplatz is the Baroque **Ludwigskirche**, designed by Stengel and generally reckoned to be the best church in the Saarland despite the fact that it was burned down in 1944 and has been extensively restored. It's an odd building, quite low and severe, with a strangely truncated octagonal tower. The interior, including the imposing pulpit, is painted in brilliant white. At no. 15 on the square is the **Museum für Vor- und Frühgeschichte** (Tues–Sat 9am–4pm, Sun 10am–5pm; free), an extensive but dull archaeology collection.

---

\*Having narrowly survived an assassination attempt, Lafontaine gave a lacklustre performance as Chancellor-candidate in 1990. Facing a hopeless battle against Helmut Kohl, who had turned the dream of German unification into reality, he tried to play the petty bourgeois card of niggling about the cost of the exercise, prompting the charge that he was wholly unequal to the historical challenge facing the nation.